

Nr. 61 Deutschland € 16,50 • Schweiz sfr 33,- • Österreich € 18,80 • Benelux € 19,50

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

GEO EPOCHE ISRAEL

Israel



Die Geschichte des jüdischen Staates

ISBN 978-3-652-00224-0
4 197406 916502 6 1

Kunstgeschichte im Großformat.



Liebe Leserin, lieber Leser

Nur wenige Ereignisse berühren uns Deutsche so sehr wie die Entwicklungen im Nahen Osten.

Das ist zum einen natürlich auf die Verbrechen der Nationalsozialisten zurückzuführen und das besondere Verhältnis der Deutschen zu Israel.

Zum anderen sind es die scheinbar unauflösbaren Gegensätze, die den Kampf um das einstige Palästina zu einer politischen Tragödie machen. Denn da bestehen zwei Völker auf das gleiche Stück Land, und ein Ausgleich dieser Positionen ist auch nach Jahrzehnten der Auseinandersetzungen nicht zu erkennen.

Das umstrittene Territorium ist nicht irgendein Flecken auf dem Globus, sondern: das Heilige Land – Sehnsuchtsziel dreier Weltreligionen. Hier geht es nicht allein um Politik, sondern um den Glauben. Das macht fast jede Lösung unmöglich zwischen den dort seit Jahrhunderten ansässigen Arabern und den seit etwa 130 Jahren einwandernden Juden (deren Ahnen gut 1000 Jahre in der Region siedelten, ehe sie von den Römern vertrieben wurden).

Beide Völker haben für ihre Positionen nachvollziehbare Argumente. Die Palästinenser bestehen auf ihrer angestammten Heimat und empfinden die jüdischen Immigranten als Kolonisatoren, die sich nach und nach in ihrem Land breitgemacht und schließlich die eins-

tigen Bewohner zum großen Teil vertrieben haben.

Darüber hinaus ist Jerusalem eine der heiligsten Stätten des Islam, denn von dort soll der Prophet Mohammed einst in den Himmel aufgefahren sein.

Die Israelis wiederum berufen sich auf die Zusagen der einstigen Großmacht Großbritannien, die über Jahrzehnte die Region beherrschte und den in Europa verfolgten Juden 1917 zusagte, die Schaffung einer „nationalen Heimat für das jüdische Volk in Palästina“ zu unterstützen.

Zudem hätten die jüdischen Einwanderer alle Grundstücke stets rechtmäßig von ihren arabischen Eigentümern erworben (was sich nach der Staatsgründung 1948 allerdings änderte).

Und schließlich: Keinem anderen Volk sei *Eretz Israel*, das Land Israel, so heilig wie dem jüdischen.

In diesem Heft dokumentieren wir die leidvolle Geschichte des Nahen Ostens seit der ersten großen jüdischen Einwanderungswelle im Jahr 1882. Wir haben uns dabei bemüht, den (so weit wie möglich) objektiven Standpunkt eines neutralen Berichterstatters einzunehmen. Allerdings nennen auch wir die Mordanschläge palästinensischer Attentäter „Terror“ – und die politischen Positionen mancher nationalreligiöser Juden „fanatisch“.



GEOEPOCHE ist erstmals auch als iPad-App erhältlich – exklusiv für Abonnenten einen Tag lang kostenlos



Redaktionell betreut hat diese Ausgabe Dr. Frank Otto, Fachberaterin war die Israel-Expertin Dr. Christiane Fröhlich



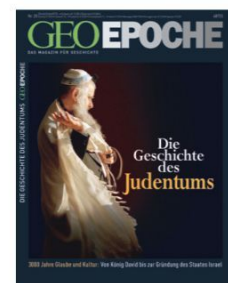
Dennoch gilt: Eine deutsche Publikation kann (und darf) über das Werden und Wachsen Israels nicht so gleichmütig referieren wie etwa über die Geschichte Syriens oder Ägyptens. Deutsche stehen dem Staat der Juden gegenüber in einer besonderen Verantwortung, auch als Journalisten.

ERSTMALS erscheint eine Ausgabe von **GEOEPOCHE** auch als iPad-App. Diese digitale Version ist gegenüber der Printausgabe um sechs umfangreiche Bildessays sowie mehrere Texte erweitert worden. Zudem sind etliche Beiträge als Audiodatei abrufbar, thematisch passende Filme sind mit der App verknüpft.

„Die Geschichte Israels“ ist ab 19. Juni 2013 im App Store von Apple erhältlich und kostet 8,99 Euro.

Als besonderen Service bieten wir Abonnenten von **GEOEPOCHE** am 30. Juni 2013 die Möglichkeit, dieses elektronische Magazin 24 Stunden lang kostenlos herunterzuladen. Sollte Ihnen die App gefallen, gibt es ab 2014 regelmäßig eine digitale Version von **GEOEPOCHE**.

DER BEITRAG über die Gründung Israels auf Seite 67 ist ein Nachdruck aus unserer Ausgabe über „Die Geschichte des Judentums.“ Dazu haben wir den Umfang des Heftes um 16 Seiten erweitert.



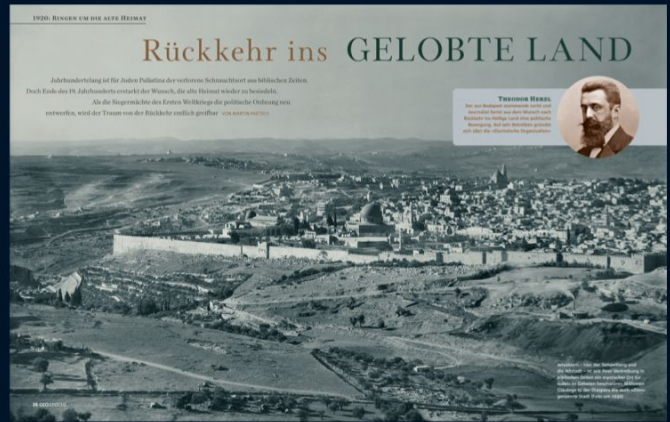
Weitere Hefte zum Thema: »Die Geschichte des Judentums« sowie »Das Heilige Land« (zu beziehen unter geo-epoche.de)

Herzlich Ihr

Michael Steiner



ANFÄNGE Jüdische Siedler drängen ab 1882 in den Nahen Osten, um das Land ihrer Vorfäter wieder in Besitz zu nehmen.
Seite 8



HOFFUNG Lange ist ein eigener Staat für die Juden nur ein Traum. Nach dem Ersten Weltkrieg wird er greifbar.
Seite 26



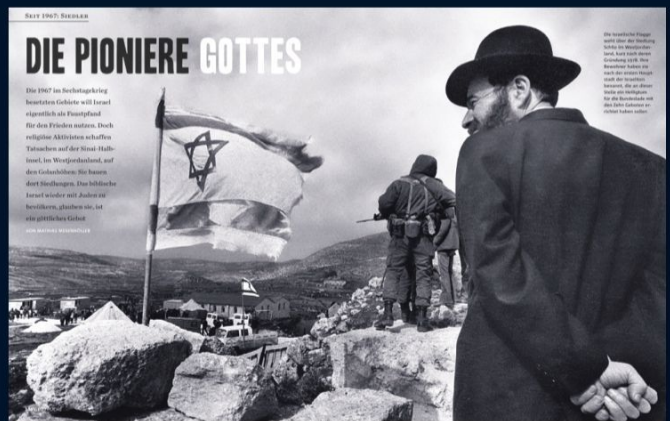
AUFSTAND Weil immer mehr Juden ins Land kommen, rebellieren Araber 1936 gegen die britische Mandatsmacht.
Seite 54



JERUSALEM 1948 besetzt Jordanien den Osten, Israel den Westen der Stadt. 19 Jahre lang bleibt die Heilige Stadt geteilt.
Seite 86



AGENTEN Dem Auslandsgeheimdienst verdankt Israel seine Sicherheit. Doch der Preis dafür ist hoch.
Seite 120



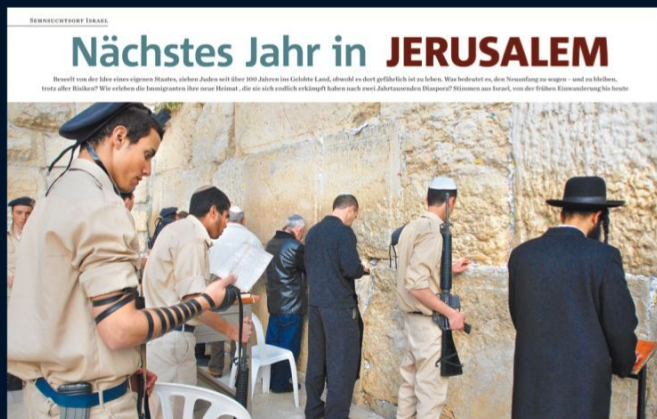
LANDNAHME Nationalreligiöse Juden besiedeln die von Israel 1967 besetzten arabischen Gebiete – auch mit Gewalt.
Seite 148



KIBBUZNIKS Sie ziehen voller Eifer nach Palästina: junge Juden, die Kollektive nach sozialistischem Vorbild gründen.
Seite 38



SECHSTAGEKRIEG 1967 bezwingt Israel die Armeen seiner arabischen Nachbarn. Der Sieg hat ungeahnte Folgen.
Seite 98



SEHNSUCHTSORT Wie erleben Einwanderer ihre neue, bedrohte Heimat? Ein mächtiger Chor israelischer Stimmen.
Seite 172

GEOEPOCHE.de Ein Verzeichnis mit den Themen aller GEOEPOCHE-Ausgaben ist im Internet unter www.geo-epoche.de zu finden

ENTSTEHUNG DES MODERNEN ISRAEL Die Wurzeln des Nahostkonflikts	6
1890-1938: JÜDISCHE PIONIERE IM NAHEN OSTEN Der Traum von einer Heimstatt	8
1920: RINGEN UM DIE ALTE HEIMAT Rückkehr ins Gelobte Land	26
1921: LEBEN IM KIBBUZ Schöpfer einer neuen Gesellschaft	38
1936-1939: ARABISCHE REBELLION Tage des Zorns	54
1948: STAATSGRÜNDUNG Ein sicherer Hafen	67
1956: SUEZKRISE Krieg am Kanal	84
MAI 1967: JERUSALEM Die Stadt der Städte	86
JUNI 1967: SECHSTAGEKRIEG Nur 131 Stunden	98
GEHEIMDIENST Die Akte Mossad	120
1973: JOM-KIPPUR-KRIEG Überfall am heiligen Tag	130
1977-2013: VERHANDLUNGEN Der Kampf um den Frieden	132
1982: LIBANONKRIEG Eine mörderische Allianz	146
SIEDLER Die Pioniere Gottes	148
1987: INTIFADA Krieg der Steine	170
SEHNSUCHTSORT ISRAEL Nächstes Jahr in Jerusalem	172
ZEITTADEL Daten, Fakten und Karten	182
Impressum, Bildnachweise	185/186
VORSCHAU »Piraten – Die Geschichte der Seeräuberei«	189



1948 Nur Stunden nach seiner Gründung muss Israel Krieg führen um seine Existenz.
Seite 67

DIE WURZELN DES

Mit der zionistischen Einwanderung nach Palästina im späten 19. Jahrhundert beginnt die Auseinan

KARTEN: STEFANIE PETERS, TEXT: FRANK OTTO

Palästina ist ein schmales Land: Der Küstenstreifen mit seinem Korridor zum Roten Meer ist kaum irgendwo mehr als 100 Kilometer breit und besteht zu rund 50 Prozent aus unbewohnbarer Wüste – mittendrin die heiligsten Stätten der Weltreligionen. Und das ist der Kern des Problems. Denn zwei Völker beanspruchen dieses kleine Territorium für sich. Juden und Araber.

Für die einen ist es die verlorene Heimat: das Land der Bibel, Gottesgeschenk und Sehnsuchtsort, dem auch in Zeiten der Diaspora stets die Gebete der Juden galten. Für die anderen ist es die seit Jahrhunderten bewohnte Heimat.

Bis ins späte 19. Jahrhundert leben nur wenige Juden im Gelobten Land. Doch immer neu aufflammender Antisemitismus bedroht die Gemeinden in Europa. Und so entwickelt der Wiener Journalist Theodor Herzl um 1900 einen Plan: Nur in einem eigenen Staat könnten die Juden in Sicherheit leben – und zwar in Palästina, zu jener Zeit noch Teil des Osmanischen Reiches. Diese „zionistische“ Idee bewegt bald Tausende Juden zur Auswanderung in den Nahen Osten.

Nach 1918 wird die Immigration zu einem breiten Strom. Denn die Briten haben im Ersten Weltkrieg den Juden eine neue Heimat in Palästina versprochen – allerdings zugleich den Arabern, Verbündeten im Kampf gegen die Osmanen, ein eigenes Reich in Aussicht gestellt, das die Region einschließt. 1920 übergibt eine Konferenz der Siegermächte des Ersten Weltkriegs Großbritannien das Mandat über Palästina (das vom Völkerbund, der UN-Vorläuferorganisation, 1922 bestätigt wird).

Nun kommen mehr und mehr jüdische Einwanderer ins Land. Die Araber fühlen sich getäuscht. 1936 erheben sie sich gegen Briten und Juden. 1947 beschließt die UN-Vollversammlung, das Land zwischen Arabern und Juden aufzuteilen; die überforderten Briten ziehen sich zurück. Doch nur die Juden stimmen dem Plan zu; am 14. Mai 1948 gründen sie den Staat Israel. Die Führer der Araber indes lehnen die Teilung ab – und setzen ihre Armeen gegen die neue Nation in Marsch.

Israel übersteht den Angriff, geht selber zur Attacke über und kann sein Territorium bis 1949 erheblich ausdehnen. Ein weiterer Waffengang bringt noch größere Gebietsgewinne. Denn im Sechstagekrieg von 1967 besetzen israelische Truppen Sinai und Gazastreifen, die Golanhöhen, das Westjordanland sowie ganz Jerusalem. Außer der Sinaihalbinsel (die an Ägypten zurückgegeben wird) sind es diese Gebiete, die bis heute zwischen Juden und Arabern umstritten sind. □



Seit dem 16. Jahrhundert gehört Palästina zum Osmanischen Reich. Auch Ägypten ist formal bis zum Ersten Weltkrieg im Besitz des türkischen Sultans, de facto aber unter der Kontrolle Großbritanniens. London hat das Land 1882 besetzt und 1914 zum Protektorat erklärt. Das Interesse der Briten gilt vor allem der Sicherung des Suezkanals, der Seeverbindung nach Indien



Im Auftrag der Völkergemeinschaft übernimmt Großbritannien nach dem Ersten Weltkrieg die Verwaltung Palästinas und des späteren Transjordanien; Frankreich bekommt das Mandat über Syrien und den Libanon. Schnell brechen in Palästina Unruhen zwischen Juden und Arabern aus – die die Briten immer weniger kontrollieren können

Quellen: The Palestinian Academic Society for the Study of International Affairs (PASSIA); Ministry of Foreign Affairs Jerusalem

NAHOST-KONFLIKTS

dersetzung zwischen Juden und Arabern um den Besitz des Gelobten Landes. Sie dauert bis heute an




Am 14. Mai 1948 ruft David Ben Gurion den Staat Israel aus. Der neuen Nation sind von der Uno rund 55 Prozent des palästinischen Territoriums zugesprochen worden – obwohl die arabische Bevölkerung fast doppelt so groß ist wie die jüdische. Im arabisch-israelischen Krieg 1948/49 besetzen die Israelis weitere Gebiete



Der Sechstagekrieg von 1967 bringt große Veränderungen: Unter anderem besetzt Israel den Sinai, die Golanhöhen, den Gazastreifen und das Westjordanland. Die Gebiete dienen fortan als Pufferzone. Zudem wird dort später gezielt jüdische Bevölkerung angesiedelt – auch um die biblischen Landschaften zurückzugewinnen

Der



Weinreben als Symbol
für landwirtschaftlichen Ethos
der Pioniere, der Davidstern
als Sinnbild der zionistischen
Idee: Jüdische Siedler emp-
fangen am 27. Juli 1920 eine
Abordnung der britischen
Verwalter von Palästina

TRAUM von einer HEIMSTATT

Als »Armee der zionistischen Erfüllung« wird sie der Gründervater Israels David Ben Gurion rühmen: die *chaluzim*, die frühen jüdischen Siedler in Palästina. Die Vorhut eines ungeheuren Einwandererstroms kultiviert unfruchtbaren Boden, baut Schulen und eine Universität, errichtet Städte im Nichts – und schafft so die Fundamente für den Judenstaat, der hier 1948 entstehen wird

TEXTE: FRANK OTTO



Gerettet! Erleichtert tanzen jüdische Jugendliche in einem Hafen in Palästina. Sie sind 1936 den Nachstellungen der Nationalsozialisten entkommen. In ihrer neuen Heimat werden sie in der Landwirtschaft arbeiten



Wie diese Einwanderer machen sich in den Wirren nach dem Ende des Ersten Weltkriegs Zehntausende osteuropäischer Juden per Schiff auf, um in Palästina eine neue Heimat zu finden



Der ersten Immigrantenvelle von 1882 folgen weitere, immer größere. 1936 werden 400 000 Juden in Palästina leben. Doch dann senkt die britische Mandatsmacht die Einwanderungsquoten stark (Jaffa in den 1930er Jahren)





Refugium der Verfolgten

»Alija«, hebräisch für »Aufstieg«, nennen Juden hoffnungsvoll die Einwanderung ins Gelobte Land. 1882 beginnt die erste Immigrationswelle, eine Reaktion auf brutale Pogrome im Zarenreich. Doch die Zahl der Neuankömmlinge ist anfangs klein. Noch für lange Zeit werden weitaus mehr Verfolgte eine neue Heimat in den USA suchen als in Palästina



Gemäß der Überlieferung hat die Gegenwart Gottes den Tempel in Jerusalem auch nach dessen Zerstörung nicht verlassen. Nirgendwo könne man dem Herrn näher sein als hier. Deshalb beten Juden an der einzig verbliebenen Ruine, der Klagemauer

Rückkehr zum alten Glauben

Jerusalem ist die heiligste Stadt des Judentums. Denn hier stehen die Überreste der biblischen Kapitale. Deren Zentrum war der Tempel Salomos, verwüstet von den Babyloniern, wiederaufgerichtet, erneut und diesmal endgültig zerstört von den Römern im Jahre 70 n. Chr.

Nur eine Mauer blieb erhalten, seither Ort der Klage und des Gebets der Juden





Ein Symbol des Zionismus

Jerusalem ist die Stadt des Glaubens – und Tel Aviv wird die Kapitale des weltlichen Judentums. 1909 als Vorstadt in den Dünen von Jaffa gegründet, entwickelt sich der Ort rasch zur wichtigsten Metropole Palästinas. In den 1930er Jahren schafften hier weltberühmte Architekten das wohl modernste Stadtbild weltweit



Am 11. April 1909
halten die Gründer-
väter Tel Avivs eine
Lotterie ab. Zu verlosen
sind 60 Grundstücke
auf fünf Hektar Dünen-
sand nördlich von
Jaffa. Schon bald ent-
steht hier die größte
Stadt Palästinas

Es sind die Ideen der
Designschule Bauhaus,
die junge Architekten
in den 1930er Jahren in
Tel Aviv umsetzen.
Aus dem nationalsozia-
listischen Deutschland
vertrieben, errichten sie
die »Weiße Stadt« –
ein avantgardistisches
Quartier im Orient



An dieser Stelle
werden sich eines
Tages im Zen-
trum der Metropole
der viel befahrene
Rothschildboulevard
und die Herzlstraße
kreuzen: Wasser-
turm und Kiosk in
Tel Aviv, das 1910
aus genau 66 Häu-
sern besteht

Ernte einer Genossenschaft um 1900:
Der Etrog, eine Zitrusfrucht, ist eine der vier Pflanzen, die für die Feier des Laubhüttenfests benötigt werden. Bereits die ersten jüdischen Einwanderer bauen sie daher an und exportieren sie in die Gemeinden der Diaspora



Feiertagsprozession von Schulkindern im Grenzgebiet von Galiläa und Samaria, um 1930. Die Jungen und Mädchen leben in einem Kibbuz, einer jener Landwirtschaftsgenossenschaften, die von jüdischen Sozialisten in Palästina gegründet werden



Der Erwerb von Land gehört von Beginn an zur Strategie der Zionisten. Dafür sammelt der 1901 gegründete Jüdische Nationalfonds Spenden überall in der Diaspora. Die Verkäufer sind oft arabische Großgrundbesitzer (Getreidernte, um 1910)





Früchte eines heiligen Bodens

Den Acker im Gelobten Land zu bestellen ist für die frühen Siedler nicht nur lebensnotwendiger Broterwerb: Gläubige Juden sehen darin eine Art Gottesdienst, weltliche Zionisten hingegen empfinden die harte körperliche Arbeit im Freien vor allem als Ausbruch aus der entwurzelten Existenz in Europa



Kollision der Kulturen

In der jüdischen Gesellschaft in Palästina prallen Alt und Neu so scharf aufeinander wie kaum irgendwo sonst auf der Welt. Denn hier gibt es vor allem in Jerusalem orthodoxe Gemeinden, die jahrhundertealte Glaubensgesetze strikt beachten und den Gedanken an einen eigenen Staat für Blasphemie halten, während viele zionistische Zuwanderer aus Europa die Moderne mitbringen: als Ideen von Sozialismus, Demokratie und Emanzipation



In der Tracht ihrer mittelasiatischen Heimat feiern um 1910 diese Juden aus dem einstigen Emirat Buchara im heutigen Usbekistan das Laubhüttenfest, mit dem der biblischen Wanderung durch die Wüste gedacht wird

Badegäste am Strand von Tel Aviv, etwa 1935: Kaum irgendwo sonst im traditionsgefangenen Orient wäre eine solche mondäne Lässigkeit in der Bekleidung von Frauen und Männern vorstellbar



Die meisten Einwanderer der frühen Alijot kommen aus Osteuropa. Von dort bringen viele ihren orthodoxen Glauben mit nach Palästina und folgen – wie dieser Vater mit seinen Söhnen – auch in der neuen Heimat den strengen Regeln der Tora





Das Empire als Vormund

Die Briten beherrschen Palästina im Auftrag des Völkerbundes. Das Ziel des Mandats ist offiziell, das Land auf eine spätere Selbstständigkeit vorzubereiten. Tatsächlich verfolgt London jedoch in der Region eigene strategische Interessen – und will unbedingt verhindern, dass sie in die Hände der Franzosen fällt



Die Briten sehen ihre Herrschaft in Palästina auch als zivilisatorische Mission. Dazu gehört die Schaffung einer funktionierenden Infrastruktur, etwa der Bau einer Eisenbahntrasse von Jaffa nach Jerusalem, die der britische Hochkommissar Herbert Samuel hier 1920 eröffnet

Als wäre es eine Überseebesitzung des Empire und nicht ein Mandatsgebiet des Völkerbundes, herrschen die Briten in Palästina. So untersteht der Hochkommissar de facto dem Kolonialministerium in London (britische Soldaten in Jerusalem nahe des Jaffatores, 1936)



Selbstherrlich entscheidet Kolonialminister Winston Churchill über die Grenzen des ihm anvertrauten Landes: 1922 trennt er wesentliche Teile ab und setzt dort einen von Großbritannien abhängigen Emir ein (britische Truppen, 1938)

Gezielt greifen arabische Terroristen ab 1936 jüdische Siedlungen an. Um sich vor den Attacken zu schützen, rüsten viele Kibbuzim eigene Milizen aus, die zum Teil, wie hier bei Nazareth, über gepanzerte Wagen verfügen



Manchmal ist den Kibbuzniks sogar die Feldarbeit nur unter dem Schutz von bewaffneten Kämpfern der jüdischen Milizen möglich



In der Nähe des galiläischen Kibbuz Ramat David verhafteten jüdische Hilfspolizisten einen arabischen Plünderer. Die zionistischen Sicherheitskräfte sind von den Briten mit Waffen ausgestattet worden





Die Saat der Gewalt

1936 verlangt ein hoher arabischer Funktionär das Verbot der zionistischen Einwanderung sowie des Landerwerbs durch Juden. Die Briten lehnen die Forderungen ab. Daraufhin eskaliert der Konflikt zum offenen Krieg zwischen Arabern, Juden und der Mandatsmacht.

Zu einem Kampf, der zwischen Juden und Arabern im Grunde bis heute andauert □

Rückkehr ins

Jahrhundertlang ist für Juden Palästina der verlorene Sehnsuchtsort aus biblischen Zeiten. Doch Ende des 19. Jahrhunderts erstarkt der Wunsch, die alte Heimat wieder zu besiedeln.

Als die Siegermächte des Ersten Weltkriegs die politische Ordnung neu entwerfen, wird der Traum von der Rückkehr endlich greifbar **VON MARTIN PAETSCH**



GELOBTE LAND

THEODOR HERZL

Der aus Budapest stammende Jurist und Journalist formt aus dem Wunsch nach Rückkehr ins Heilige Land eine politische Bewegung. Auf sein Betreiben gründet sich 1897 die »Zionistische Organisation«



Jerusalem – hier der Tempelberg und die Altstadt – ist seit ihrer Vertreibung in biblischen Zeiten ein mystischer Ort für Juden. In Gebeten beschwören Millionen Gläubige in der Diaspora die auch »Zion« genannte Stadt (Foto um 1930)

Anfang 1919 hat die Welt eine Hauptstadt: Paris. Wenige Monate zuvor ist ein katastrophaler Konflikt beigelegt worden, der weite Teile Europas verwüstet und sich auch auf entfernte Länder ausgewirkt hat. An der Seine versammeln sich nun Vertreter der siegreichen Nationen, um die Machtverhältnisse neu zu ordnen. Ziel der Zusammenkunft ist es, den Ersten Weltkrieg formell zu beenden, die Verantwortlichen zu bestrafen und Bedingungen für den Frieden festzulegen.

Zugleich stehen die Sieger vor der Herausforderung, ganze Kontinente politisch umzugestalten. Vier Großreiche sind auseinandergebrochen: Deutschland, Österreich-Ungarn, Russland und das Osmanische Reich. Auf den Ruinen dieser Imperien soll die Konferenz nun eine neue Weltordnung begründen.

Sechs Monate lang diskutieren, verhandeln und streiten die Teilnehmer miteinander. Sie ziehen Grenzen, verhelfen einst unterdrückten Nationen wie Polen zur Unabhängigkeit, gründen völlig neue Staaten wie Jugoslawien, die Tschechoslowakei und den Irak. Und sie rufen den Völkerbund ins Leben: Die

über einigen Einfluss, aber kein eigenes Territorium verfügt – die Zionisten.

Dennoch sind die Männer mit großen Hoffnungen nach Paris gekommen. Sie wollen dort ihrem Traum endlich Gestalt geben: In Palästina, dem Gelobten Land, soll eine jüdische Enklave, besser noch ein Staat Israel entstehen.

Die Vertreibung der Juden aus ihrer biblischen Heimat reicht fast zwei Jahrtausende zurück. Ihr Exodus begann, als die Römer im Jahr 70 n. Chr. Jerusalem stürmten und das höchste jüdische Heiligtum vernichteten, den Tempel. In den folgenden Jahrhunderten zogen die Juden von einem Land ins andere, oft nur, um bald wieder vertrieben zu werden. So verbreiteten sie sich schließlich über die ganze Welt: Die jüdische Diaspora (griech. „Verstreutheit“) wurde zum Inbegriff des Martyriums eines Volkes.

Um 1880 umfasst dieses Volk* weltweit rund 7,5 Millionen Menschen. Etwa 15 000 leben in Palästina, die große Mehrheit der Bevölkerung bilden dort muslimische und christliche Araber. Weitaus mehr Juden leben in Österreich-Ungarn (1,5 Millionen), Deutschland (550 000) sowie anderen Teilen des Osmanischen Reiches (300 000).

Die mit Abstand größte Gemeinschaft siedelt jedoch in Osteuropa: Dort hat das Zarenreich eine Art gigantisches Ghetto geschaffen, das von der Ostsee im Nor-

in tiefer Armut leben. Denn sie dürfen kein Land besitzen und sind von zahlreichen Berufen ausgeschlossen.

Die über den Globus Verstreuten teilen zwar eine gemeinsame Geschichte, doch ihre Lebenswelten klaffen weit auseinander. Insbesondere in Westeuropa haben sich viele in die Gesellschaft integriert, sind oft kaum noch religiös.

Doch es gibt auch Gemeinden, deren Mitglieder an ihren Traditionen festhalten. Vor allem in Osteuropa, wo sie vom zaristischen Regime rabiat ausgegrenzt und diskriminiert werden, haben sie ihre kulturellen Eigenheiten bewahrt.

In ihren Gebräuchen halten sie die Erinnerung an die Heimat der Vorfahren lebendig: Während des Pessach-Festes, mit dem sie des Auszugs aus Ägypten gedenken, rezitieren sie eine alte Formel: „Nächstes Jahr in Jerusalem“.

Das Ziel ihrer Sehnsucht, das sie auch „Zion“ nennen, hat jedoch kaum etwas mit der tatsächlichen Stadt Jerusalem gemein: In ihrer Vorstellung ist es überhöht zu einem mystischen Ort, der Erlösung von Jahrtausenden der Unterdrückung verspricht. Für die meisten Juden bleibt die Rückkehr eine Vision, ebenso mächtig wie unwirklich.

Erst im späten 19. Jahrhundert entwickelt sich die religiöse Metapher zu einem konkreten Plan. Denn zu dieser Zeit verändert eine geistige Revolution die Denkweise vieler Menschen, der Nationalismus: Während sie sich früher meist einem Herrscher verpflichtet fühlten, sehen sie sich nun zunehmend als Angehörige einer Nation – etwa als Franzosen, Engländer oder Deutsche.

Überall betonen sie nun all das, was sie von ihren Nachbarn (vermeintlich) unterscheidet. Sie besinnen sich auf ihre Kultur und Geschichte, leiten daraus Ansprüche auf Selbstbestimmung ab. Neue Nationalstaaten formen sich, so 1861 Italien, 1871 das Deutsche Reich.

Zudem sind die von Moskau, Konstantinopel und Wien kontrollierten Imperien Spannungen ausgesetzt: Viele



CHAIM WEIZMANN

Der in London lebende Weißrusse wird 1904 nach Herzls frühem Tod zum Wortführer der zionistischen Bewegung. Der studierte Chemiker gewinnt die Briten dafür, sich zur Schutzmacht der Juden zu erklären

internationale Organisation soll helfen, den Frieden weltweit zu sichern.

Abgesandte zahlreicher Länder und Volksgruppen reisen nach Paris, um den Großmächten ihre Forderungen vorzutragen. Unter den Delegierten sind auch Vertreter einer jüdischen Bewegung, die

den bis zum Schwarzen Meer im Süden reicht. In dieser Region, die weite Teile der heutigen Länder Polen, Litauen, Weißrussland, Ukraine und Moldawien einschließt, leben vier Millionen Juden.

Bis auf wenige Ausnahmen untersagt es ihnen die russische Obrigkeit, sich außerhalb dieses Gebietes niederzulassen.

Sie sind im christlichen Russland seit Langem unerwünscht, gelten vielen als „Christusmörder“ und „Wucherer“, obgleich die meisten Juden als Tagelöhner

* In den Augen der Zionisten sind die Juden ein Volk wie andere Völker auch, nur eben in der Diaspora verstreut. Viele Juden vor allem in den europäischen Nationalstaaten indes verstehen sich in erster Linie etwa als Deutsche oder Franzosen. Ihr jüdischer Glaube macht sie zu Mitgliedern einer Religionsgemeinschaft, ändert jedoch nichts an ihrer Staatsangehörigkeit.



Anfangs gibt es Pläne, den neuen Judenstaat in Argentinien oder Ostafrika zu gründen. Doch Palästina – hier der Ölberg vor Jerusalem – ist bald das alleinige Ziel

der in ihnen unter Zwang vereinten Völker begehren gegen die Fremdherrschaft auf und streben nach Unabhängigkeit, darunter Polen, Ungarn und Armenier.

Für Minderheiten wie die Juden ist dieser Nationalismus eine Bedrohung: Fanatische Patrioten schüren uralte Ressentiments, wollen so die Bevölkerung im Hass auf alles Fremde eiten.

So entsteht auch ein neuer Antisemitismus, der besonders im Zarenreich zu Ausschreitungen führt. Als 1881 der russische Herrscher Alexander II. einem Attentat zum Opfer fällt, machen Agitatoren die Juden dafür verantwortlich.

An vielen Orten fallen wütende Mengen über deren Siedlungen her, vergewaltigen und ermorden die Bewohner.

Die Regierung unternimmt kaum etwas, um die Angegriffenen zu schützen, sondern erlässt sogar noch weitere diskriminierende Gesetze. Jüdische Intellektuelle sind entsetzt: Viele hatten darauf vertraut, dass sich die russische Gesellschaft für sie öffnen würde. Die Pogrome zerschlagen diese Hoffnung.

Manche suchen nun nach einer anderen Lösung – und finden sie in einem eigenen, jüdischen Nationalismus. In einem viel gelesenen Essay erklärt der russische Arzt Leon Pinsker die Integrationsbemühungen für gescheitert: Juden seien „überall Fremde“.

Um der Verfolgung zu entgehen, müssten sie sich eine „sichere und unantastbare Zufluchtsstätte“ schaffen.

Tatsächlich verlassen nun viele Juden den Osten. Die meisten ziehen nach Westeuropa oder in die USA. Andere lassen sich jedoch von Pinskers Denkschrift anregen: Sie gründen Gesellschaften, die sich „Freunde Zions“ nennen – und die eine Rückkehr in das Gelobte Land vorbereiten.

ERSTE AUSWANDERER treffen 1882 in Palästina ein. Doch die Küstenregion hat wenig Ähnlichkeit mit dem Land ihrer Träume: Sie verfügt kaum über Süßwasser, die Gegend ist karg, weite Teile bestehen aus unbewohnbarer Wüste.

Nahezu alle Ankömmlinge lassen sich in einer der wenigen Städte nieder, wo sie sich als Händler oder Handwerker durchzuschlagen versuchen. Einige Idealisten gründen auf dem dünnen Land neue Siedlungen – und riskieren dabei ihr Leben. Denn zumeist verstehen sie nichts von Landwirtschaft, zudem rauben Beduinen ihr Vieh.

Die Pioniere leiden an Hunger, Krankheit und Erschöpfung. Von den 25 000 Juden, die in gut 20 Jahren nach Palästina auswandern, geben viele auf: Sie kehren nach Russland zurück oder versuchen ihr Glück im Westen.

Die Mission scheitert auch an ungenügender finanzieller Unterstützung: Denn Juden, die es in Mittel- und Westeuropa zu Wohlstand gebracht haben, ist der Aktionismus der „Freunde Zions“ meist suspekt. Schließlich kämpfen sie seit Langem um die bürgerliche Gleichberechtigung. Dem aber widerspricht das Argument der Zionisten, die Juden seien ein eigenes Volk – und damit über-

all dort, wo sie leben, Fremde. Zudem spielt es den Antisemiten in die Hände.

Doch ausgerechnet ein Vertreter der wohlhabenden, assimilierten Juden verwandelt den Zionismus schließlich in eine breite politische Bewegung: der Journalist Theodor Herzl.

Geboren 1860 in Budapest, wächst der Sohn einer Bankiersfamilie als intellektueller Europäer auf: Er beherrscht Deutsch und Französisch, aber kein Hebräisch oder Jiddisch. Seine Wurzeln interessieren ihn kaum, und das harte Leben der osteuropäischen Juden ist ihm völlig fremd.

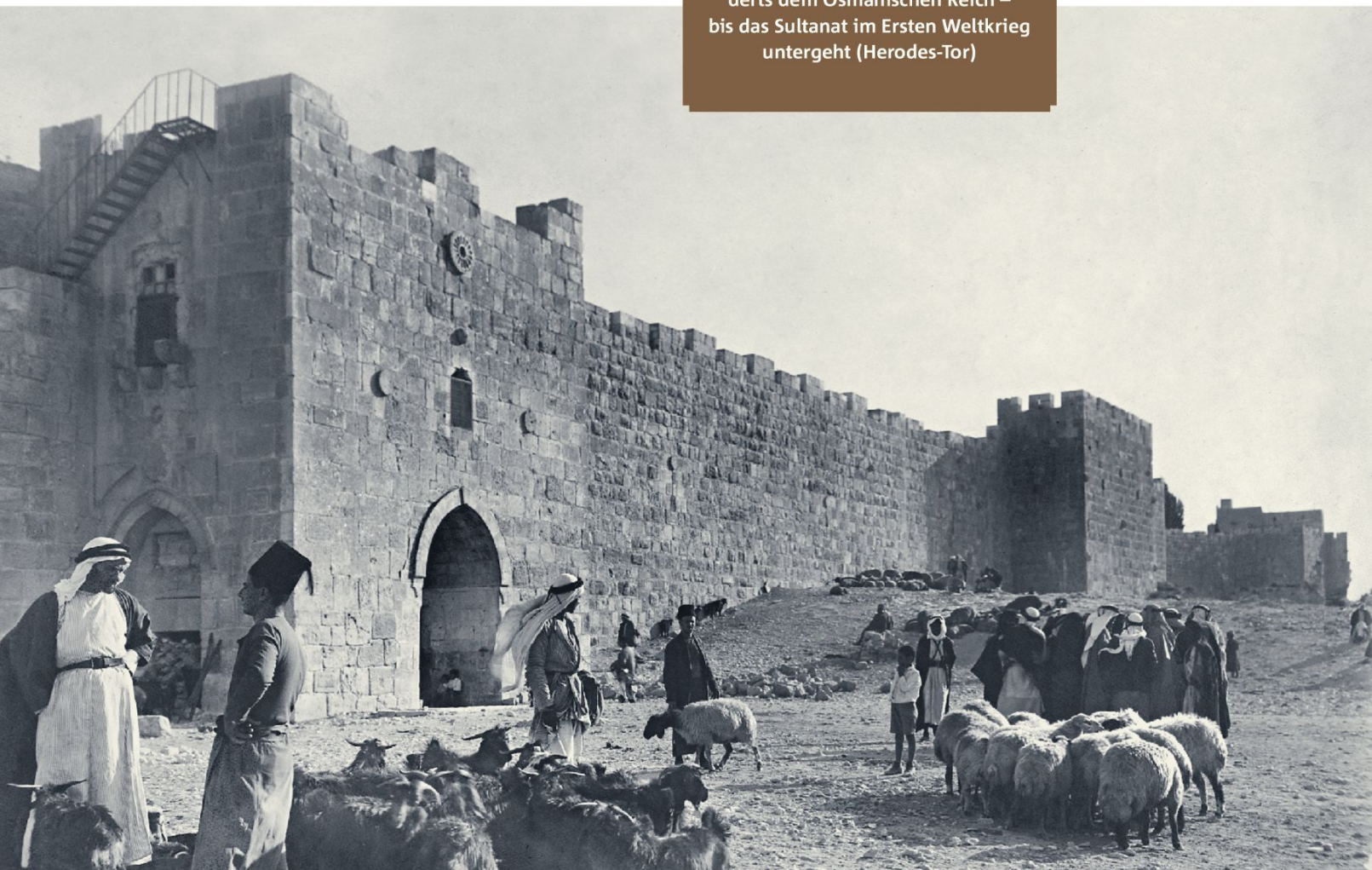
Nach einem Jurastudium in Wien entscheidet sich der literaturbegeisterte Herzl für eine Karriere als Feuilletonist und wird 1891 als Korrespondent einer österreichischen Zeitung nach Paris entsandt. Dort muss er miterleben, wie selbst im vermeintlich zivilisierten Frankreich neuer Juden Hass ausbricht.

Auslöser sind Spionagevorwürfe gegen einen französischen Hauptmann namens Alfred Dreyfus: Der Offizier jüdischer Abstammung soll militärische Geheimnisse an die Deutschen weitergeleitet haben. Vor Beginn des Prozesses hetzt die Presse gegen Juden, beschimpft sie als „Vampire“ und „Krebsgeschwür“.

Im Dezember 1894 wird Dreyfus zu lebenslanger Haft auf einer Gefangeneninsel vor der Küste Südamerikas verurteilt (zu Unrecht, wie die Justiz zwölf Jahre später eingestehen muss). Nach der Verkündung fordern Menschenmengen lautstark den „Tod der Juden“.

Der von der Affäre ans Tageslicht gebrachte Antisemitismus erschüttert Herzl zutiefst – und veranlasst ihn zur Niederschrift eines Buches mit dem Titel „Der Judenstaat“. Darin legt er dar, wie er sich die Gründung einer Nation vorstellt. Und wehrt sich ausdrücklich dagegen, dieses Vorhaben als Utopie abzutun: „Wir

Jerusalem untersteht wie ganz Palästina zu Beginn des 20. Jahrhunderts dem Osmanischen Reich – bis das Sultanat im Ersten Weltkrieg untergeht (Herodes-Tor)



haben die Kraft, einen Staat, und zwar einen Musterstaat, zu bilden.“

Bis ins kleinste Detail arbeitet er seinen Plan aus: Eine Handelskompanie soll zunächst Land erwerben, auf dem sich dann Einwanderer ansiedeln können. Herzl diskutiert Wirtschaft und Verfassung der zu schaffenden jüdischen Nation, spricht sich für ein Berufsheer und eine strikte Trennung von Religion und Staat aus. Als Ort eines solchen Judenstaats kann er sich Argentinien vorstellen, doch er bevorzugt geschichtlichen Boden: „Palästina ist unsere unvergessliche historische Heimat. Dieser Name allein wäre ein gewaltig ergreifender Sammelruf für unser Volk.“

Palästina aber ist Teil des Osmanischen Imperiums.

Herzl belässt es nicht beim Schreiben: Fortan arbeitet er daran, diese Vision zu verwirklichen. Auf seine Initiative hin kommen 1897 in Basel 200 jüdische Delegierte aus 24 Ländern zusammen. Sie rufen die „Zionistische Organisation“ ins Leben, deren Ziel die Gründung einer „Heimstätte“ in Palästina ist. Herzl wählen sie zu ihrem Präsidenten.

„In Basel habe ich den Judenstaat gegründet“, schreibt er in sein Tagebuch. „Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es jeder einsehen.“

IN DEN FOLGENDEN JAHREN trifft sich der Zionistenführer mit Größen der Finanzwelt und Politik, wirbt mit immer neuen Argumenten um Unterstützung. Ende 1898 trägt er sein Anliegen sogar dem deutschen Kaiser vor, als sich Wilhelm II. gerade in Konstantinopel aufhält. Herzl bittet ihn um Protektion für eine jüdische Gesellschaft, die Boden im Heiligen Land erwerben soll.

Wilhelm II. ist von der Idee angetan – allerdings aus antisemitischen Motiven: Es gebe unter den Juden „Elemente, die in Palästina unterzubringen recht gut wäre“. Am Ende der Unterredung verspricht er, mit dem osmanischen Sultan über den Plan zu reden.

Die diplomatische Mission bleibt zwar ohne konkretes Resultat, doch sie

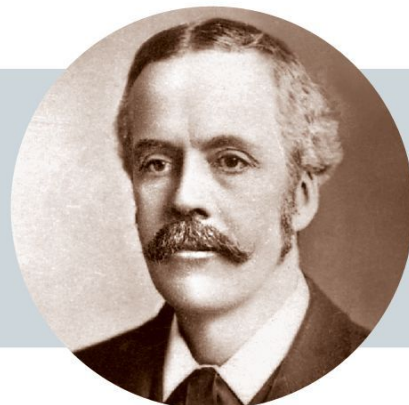
bringt Herzl erstmals nach Palästina. Die Zustände im realen Zion schockieren ihn: „Wenn ich künftig deiner gedenke, Jerusalem, wird es nicht mit Vergnügen sein“, notiert er. „Die dumpfen Niederschläge zweier Jahrtausende voll Unmenschlichkeit, Unduldsamkeit und Unreinlichkeit sitzen in den übel riechenden Gassen.“

Dennoch lässt er sich nicht entmutigen, obwohl er einen Fehlschlag nach

in Aussicht: in Britisch-Ostafrika, dem heutigen Kenia. Das Territorium hat zwar keinerlei historische Verbindung zum Judentum, doch Herzl ist nach anfänglicher Ablehnungsbereit, auf den irrtümlich „Ugandaplan“ genannten Vorschlag einzugehen.

ARTHUR BALFOUR

Großbritanniens Außenminister sagt 1917 zu, die Juden in ihrem Streben nach einer »nationalen Heimstatt« in Palästina zu unterstützen. Aus Machtkalkül: London will sich so Einfluss im Nahen Osten sichern



dem anderen erlebt. Erst 1902 scheinen sich seine Anstrengungen endlich auszuzahlen – in Großbritannien. Dort fürchtet die Regierung, die ins Land strömenden Einwanderer, darunter viele mittellose Juden aus Osteuropa, könnten als Billigarbeiter die einheimische Wirtschaft schädigen. Eine parlamentarische Untersuchungskommission befragt Herzl als Sachverständigen.

Der schlägt vor, die Flüchtlinge umzuleiten: in eine Heimat, die „rechtlich als jüdisch anerkannt wird“. An einem solchen Ort könnten sie sich niederlassen, ohne Probleme zu verursachen.

Kolonialminister Joseph Chamberlain zeigt Interesse: In vielen Territorien des Empire leben kaum Europäer; sollten sich dort Juden unter dem Schutz seiner Regierung ansiedeln, würde dies den Besitzanspruch der Briten festigen.

Mit seiner Zustimmung arbeiten die Zionisten einen Entwurf aus. Sie wollen auf der von Großbritannien kontrollierten Sinaihalbinsel Tabak und Baumwolle anbauen. Die Enklave läge immerhin in der Nähe des Gelobten Landes – das ja zum Osmanischen Reich gehört und damit für die Briten nicht verfügbar ist –, doch die Siedler müssten gewaltige Wassermengen aus dem Nil herbeileiten. Das Projekt scheitert schließlich am Einspruch der Ägypter.

Chamberlain stellt im April 1903 stattdessen einen anderen Landstrich

Denn die Lebenssituation der russischen Juden hat sich dramatisch verschlechtert. Im Zarenreich schüren Nationalisten erneut den Fremdenhass, der sich in einer Welle von Pogromen entlädt. In Kischinow, der heutigen Hauptstadt Moldawiens, kommt es 1903 zu besonders brutalen Ausschreitungen; 45 Menschen werden ermordet, mehr als 1500 jüdische Geschäfte und Häuser zerstört. Abertausende Flüchtlinge verlassen daraufhin ihre Heimat und suchen Schutz im Westen.

Auf einem Kongress seiner Organisation wirbt Herzl für das Angebot Chamberlains: Mit den Briten würden die Zionisten einen mächtigen Partner gewinnen; zudem könnte eine ostafrikanische Enklave den russischen Flüchtlingen als vorübergehende Zuflucht dienen. Er stellt aber auch klar: „Zion ist dies freilich nicht und kann es nie werden.“

Doch er stößt auf erbitterten Widerstand: Viele Zionisten wollen nur Palästina als Heimstätte akzeptieren. Der Streit, der in den folgenden Monaten zwischen Gegnern und Befürwortern des Ugandaplanes tobt, droht die Bewegung zu zerreißen – und fordert schließlich auch bei Herzl ihren Preis.

Seit Längerem herzkrank, erleidet er im Frühjahr 1904 einen Infarkt, von dem er sich nicht mehr erholt. Am 3. Juli stirbt der Vorkämpfer des Zionismus im Alter von nur 44 Jahren.

Zu seinem Begräbnis in Wien reisen Juden aus aller Welt an. „Am Friedhof entstand ein Tumult; zu viele strömten plötzlich zu seinem Sarg, weinend, heulend, schreiend in einer wild explodierenden Verzweiflung“, erinnert sich später der Schriftsteller Stefan Zweig.

Das Vermächtnis des Verstorbenen ist gewaltig: In erstaunlich kurzer Zeit ist es Herzl gelungen, den Zionismus als politische Kraft zu etablieren. Er hat eine Bewegung geformt, die Juden aus etlichen Ländern vertritt und ihnen eine Stimme verleiht. Von seinen diplomatischen Kontakten profitieren in den folgenden Jahren seine Nachfolger – darunter vor allem Chaim Weizmann.

Der Chemiker, in der weißrussischen Kleinstadt Motal geboren, gewinnt in der Zionistischen Organisation schnell an Einfluss. 1904 lässt er sich in Großbritannien nieder, wo er – wie vor ihm

Einige Monate später trifft Weizmann auf einen früheren Verhandlungspartner Herzls, den ehemaligen britischen Premier Arthur Balfour. Als Balfour erneut eine mögliche Heimstätte in Ostafrika anspricht, erklärt Weizmann, warum nur Palästina infrage komme: „Jerusalem war schon die Hauptstadt unseres Landes, als London noch ein Sumpf war.“

Balfour ist beeindruckt vom Nationalgefühl seines Gegenübers, die beiden werden Freunde. Auch andere Politiker kann Weizmann auf seine Seite ziehen, darunter die späteren Regierungschefs David Lloyd George und Winston Churchill. Denn bei Kriegsausbruch bekennt er sich klar zu den Briten, bietet ihnen gar seine Hilfe als Chemiker an: Als 1915 dem Militär das Schießpulver auszugehen droht, entwickelt er ein Verfahren, das dessen Herstellung vereinfacht.

Weizmann verzichtet auf Ehrungen und Auszeichnungen. Stattdessen hofft er auf britische Unterstützung beim Aufbau eines jüdischen Staates – nirgendwo anders als in Zion selbst.

Denn kurz nach Kriegsbeginn hat sich dieser Plan in eine reale Möglichkeit verwandelt: Palästina, die unbedeutende Region des Osmanischen Reiches, ist plötzlich in den Mittelpunkt des britischen Interesses gerückt – wegen ihrer Nähe zum Suezkanal. Die Wasserstraße, 1869 eröffnet, hat sich zu Londons wich-

Istanbul hat zwar seit dem 18. Jahrhundert einen Großteil seiner einstigen Macht eingebüßt. Aber es erweist sich als unerwartet starker Widersacher: Mit deutscher Unterstützung rücken osmanische Truppen 1915 und 1916 zweimal gegen den Suezkanal vor. Die Briten können die Offensiven zurückschlagen, doch die Attacken machen ihnen bewusst, wie verwundbar der Verkehrsweg ist – und wie leicht sich Palästina in ein Aufmarschgebiet feindlicher Kräfte verwandeln könnte.

London sucht deshalb nach Verbündeten und wendet sich zunächst an die Araber, die es zum Aufstand gegen die Osmanen bewegen will. Ein Unterhändler nimmt Kontakt zu Großscherif Hussein von Mekka auf, dem Oberhaupt der einflussreichen Haschemiten-Familie und Wächter über die heiligen Stätten des Islam auf der Arabischen Halbinsel.

Im Herbst 1915 einigen sich die Verhandlungspartner. Großbritannien ist bereit, ein unabhängiges Reich der Araber zu unterstützen. Das Abkommen lässt dessen präzise Grenzen allerdings offen: Es schließt zwar jene Gebiete des heutigen Libanon und Syriens aus, die westlich der Linie zwischen Damaskus und Aleppo liegen, nicht aber Palästina.

Im Gegenzug erklärt sich Hussein zum König der Araber und ruft sie zum Freiheitskampf gegen die Osmanen auf. Einen seiner Söhne, Emir Faisal, macht er zum Anführer der Revolte. In den folgenden 18 Monaten kämpfen mehr als 10 000 Aufständische gegen die Osmanen – unter ihnen der britische Verbindungsoffizier Thomas Edward Lawrence, der später als „Lawrence von Arabien“ bekannt wird.

Auch die Briten bereiten eine Offensive vor, doch müssen sie dafür Kräfte aus Westeuropa abziehen und brauchen daher die Zustimmung aus Paris. Um ihre engsten Alliierten zu entschädigen, sichern sie den Franzosen im Fall eines Sieges die Herrschaft über weite Gebiete des Nahen Ostens zu. In einem Geheimabkommen teilen die beiden Mächte die Region in Interessensphären auf.

Palästina bleibt jedoch umstritten: Frankreich sieht sich als Schutzmacht



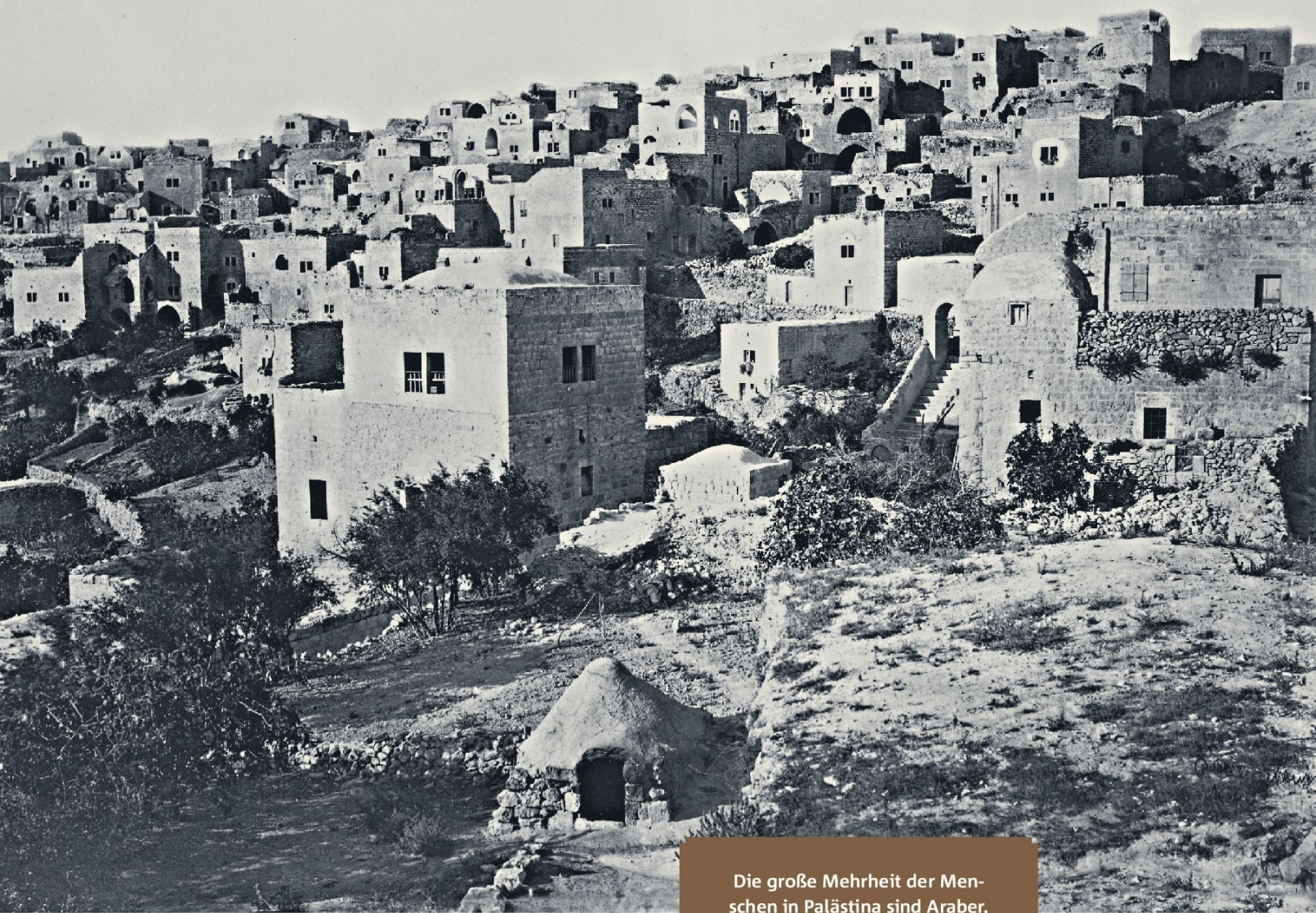
EMIR FAISAL

1916 rebellieren die Araber gegen die Osmanen. London unterstützt den Aufstand und macht dem Emir, wie den Juden, ein Versprechen: einen eigenen Staat – zu dem, so glaubt Faisal, auch Palästina gehört

Herzl – für die Gründung eines jüdischen Staates wirbt. In einem wichtigen Punkt unterscheidet sich Weizmann jedoch von seinem Vorgänger: Er ist ein strikter Gegner des Ugandaplanes, den die Zionisten 1905 schließlich mit großer Mehrheit ablehnen.

tigster Verbindung nach Indien entwickelt, dem Kronjuwel des britischen Weltreichs. Und mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs gewinnt der Kanal weitere Bedeutung: Über ihn erreichen Soldaten aus Indien, Australien und Neuseeland die Schlachtfelder Europas.

Die Briten kontrollieren das Land am Kanal, doch offiziell gehört Ägypten zum Osmanischen Reich – das nun neben Deutschland und Österreich-Ungarn gegen die Westmächte kämpft.



Die große Mehrheit der Menschen in Palästina sind Araber, auch in Bethlehem (oben). Viele fühlen sich durch das zionistische Projekt bedroht

der dortigen Christen, erhebt Ansprüche aufs Heilige Land. Nach Kriegsende soll es daher zum größten Teil unter gemeinsame Verwaltung von London und Paris kommen. Doch Ende 1916 übernimmt eine Regierung um David Lloyd George die Macht; und für den ist eine gemeinschaftliche Administration Palästinas „völlig untragbar“.

DEM KABINETT gehört als Außenminister Arthur Balfour an, dessen Freund Chaim Weizmann seit Längerem für ein britisches Protektorat in Palästina wirbt – eine Idee, die London nun interessant erscheint: Als Schutzmacht der Juden könnte Großbritannien gerechtfertigte Ansprüche auf das Land erheben.

Darüber hinaus erhoffen sich die Briten noch weitere Vorteile. Juden leben auf dem Gebiet aller Kriegsparteien, daher sind die Zionisten neutral. Wenn die britische Regierung die Palästina-Pläne unterstützt, so das Kalkül, könnte sie die Bewegung auf ihre Seite ziehen – und damit Teile der jüdischen Bevölkerung in vielen Ländern. Denn die stammt etwa in den USA oft aus Deutschland und könnte deshalb, wie man fürchtet, Sympathien für die Gegenseite hegen.

In London hat man offenbar übertriebene Vorstellungen vom Einfluss der Juden in den USA: Die Briten glauben, diese könnten Washington dazu bewegen, mit größerem Engagement in den Krieg einzugreifen.

Zudem befürchtet London, dass Deutschland ihm zuvorkommen und sich zur Schutzmacht der Juden erklären könnte. Im Juni 1917 drängt Balfour deshalb die Gruppe um Weizmann, eine Erklärung zu einer „nationalen Heimstätte“ auszuarbeiten. Der Außenminister stimmt den Text mit seiner Regierung sowie dem US-Präsidenten ab und sendet ihn dann Anfang November an Lord Rothschild, den Präsidenten der britischen Zionistischen Vereinigung.

Darin steht folgende Passage: „Seiner Majestät Regierung betrachtet die Schaffung einer nationalen Heimstätte

in Palästina für das jüdische Volk mit Wohlwollen und wird die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern.“

Für die Zionisten ist diese „Balfour-Deklaration“ vom 2. November 1917 ein Durchbruch: Ausdrücklich hat sich eine Großmacht bereit erklärt, ihre Ziele zu unterstützen. Viele Mitglieder hoffen nun auf einen jüdischen Staat – denn nichts anderes verstehen sie unter dem Begriff „nationale Heimstätte“.

In einem Nebensatz erwähnt die Deklaration auch das größte Problem bei diesem Vorhaben: Nichts solle getan werden, „was die bürgerlichen und religiösen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften“ beeinträchtigen könnte. Die Formulierung verschleierte die Tatsachen – in Palästina leben 1918 knapp 750 000 Menschen, etwa 90 Prozent davon sind Araber zumeist muslimischen Glaubens.

Wie die über die Balfour-Deklaration denken, berichtet Ende 1917 ein ameri-

kanischer Nachrichtenoffizier: „Die Palästinenser sind sehr verbittert“, schreibt er. „Sie sind davon überzeugt, dass die zionistischen Führer beabsichtigen, eine vornehmlich jüdische Gemeinschaft aufzubauen.“

Zu diesem Zeitpunkt haben britische Truppen bereits die osmanischen Verteidigungslinien durchbrochen. Am 11. Dezember 1917 nehmen sie Jerusalem ein, später rücken sie bis nach Galiläa vor, den nördlichen Teil Palästinas. Am Feldzug im Heiligen Land ist auch eine „Jüdische Legion“ beteiligt, die aus zionistischen Freiwilligen besteht.

Noch während der Kämpfe entsenden die Briten eine zionistische Kommission unter der Führung von Weizmann in den Nahen Osten. Dort trifft der Delegationsleiter im Juni 1918 mit Emir Faisal zusammen, dem Anführer der arabischen Rebellen.

Die beiden einigen sich auf ein Abkommen: Den Juden soll es erlaubt sein, in Palästina zu siedeln. Im Gegenzug erklären

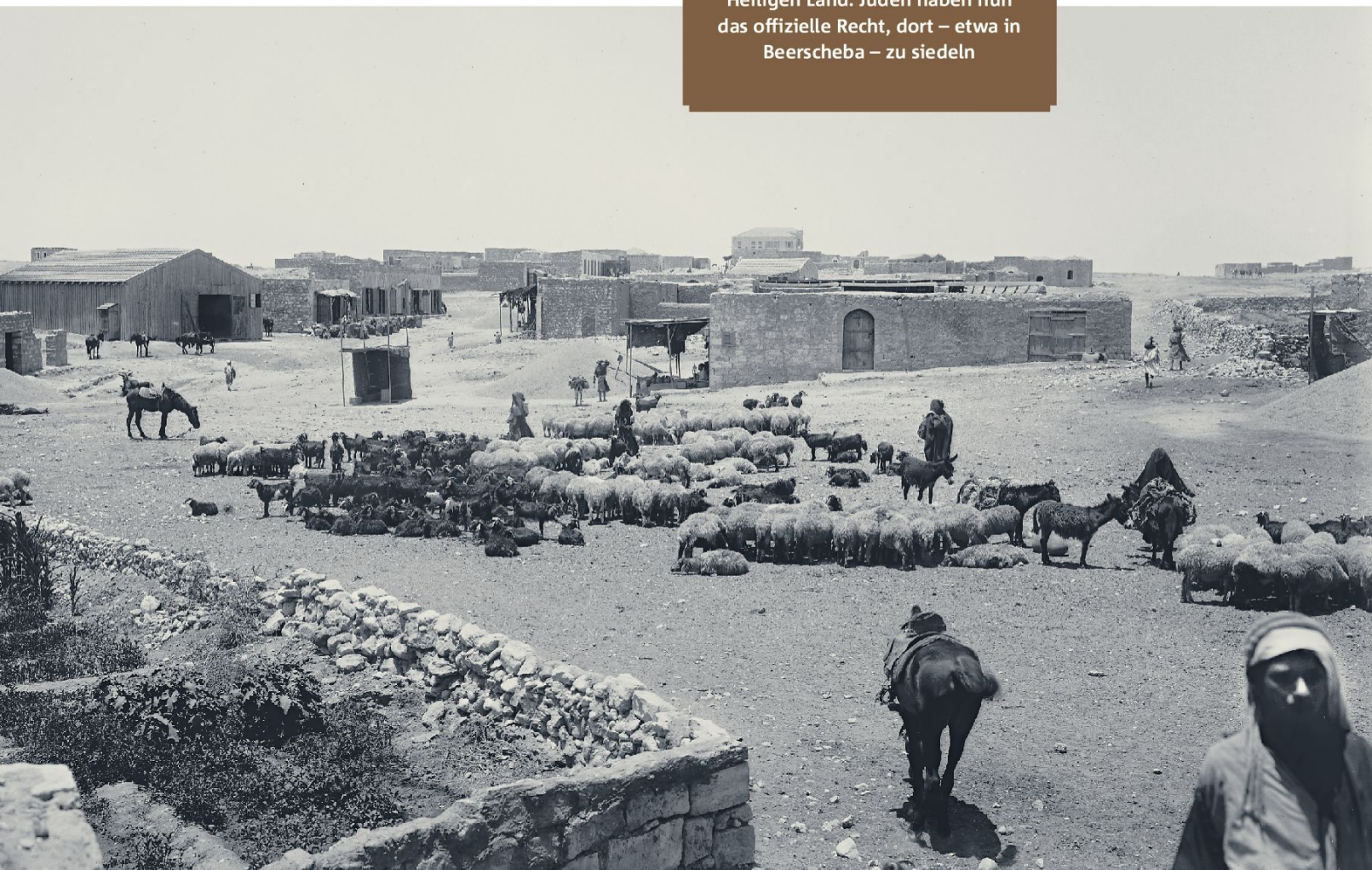
sie ihre Unterstützung für einen neu zu gründenden arabischen Staat.

Für einige Monate scheint es so, als könnten die Völker in Freundschaft zusammenleben.

PARIS, ANFANG 1919: Delegierte aus zahlreichen Ländern reisen an die Seine, wo sie zum Teil wochenlang darauf warten, vor dem Rat der Großmächte zu sprechen. Unter den Antragstellern sind Staatsmänner und Stammesfürsten, Monarchen und Revolutionäre, Militärs und Industrielle. „Alle waren von dem brennenden Verlangen erfüllt, möglichst nah an jenem Tiegel zu sein, in dem die politischen und sozialen Ordnungen der Welt eingeschmolzen und neu gegossen werden sollten“, erinnert sich später ein Journalist.

In der Stadt prallen Ideologien und Interessen aufeinander, denn selbst die siegreichen Verbündeten sind sich nicht einig.

Nach dem Weltkrieg übernehmen die Briten die Verwaltung im kargen Heiligen Land. Juden haben nun das offizielle Recht, dort – etwa in Beerscheba – zu siedeln



Hinter den Kulissen ringen sie um Einfluss, versuchen sich gegenseitig mit diplomatischen Offensiven zu schwächen.

Auch die Zionisten um Weizmann werden in diese Machtkämpfe verwickelt: Gegen ihren Willen fügt Frankreichs Regierung ihrer Delegation zwei – jüdische – Sprecher hinzu, darunter den Gelehrten Sylvain Lévi, der Herzls Bewegung kritisch gegenübersteht. Offiziell haben sie Frankreichs jüdische Bevölkerung zu repräsentieren. Doch insgeheim sollen sie die französischen Ansprüche auf Palästina vorbringen.

Am Nachmittag des 27. Februar 1919 versammelt sich die Gruppe im französischen Außenministerium: Dort tagt der Rat der Sieger in dem luxuriös eingerichteten Arbeitszimmer des Ministers. Vor dem Kaminfeuer am Ende des Raumes sitzen die Vertreter Frankreichs, der USA, Italiens, Japans und Großbritanniens, darunter Arthur Balfour.

Die Zionisten beschränken sich auf kurze Ansprachen. Sie verlesen zunächst eine Erklärung, in der sie die Großmächte auffordern, „den historischen Anspruch des jüdischen Volkes auf Palästina“ anzuerkennen. Im Gelobten Land solle unter dem Schutz Großbritanniens eine „nationale Heimstätte“ entstehen – so wie in der Balfour-Deklaration gut ein Jahr zuvor versprochen.

Danach ergreift Weizmann das Wort und entwirft ein für die Politiker bedrohliches Szenario. Nach Kriegsende seien Hunderttausende russischer Juden auf der Wanderung. Kein westliches Land könne derart viele Flüchtlinge aufnehmen, dagegen biete das dünn besiedelte Palästina genügend Raum.

„Im Namen einer uralten Nation, die 2000 Jahre lang gelitten hat“ fordert er, das Vorhaben zu unterstützen.

Doch die Audienz verwandelt sich für die Zionisten in eine Zerreißprobe, als Lévi seine Ansichten vorträgt. Während die anderen Delegierten jeweils nur kurz geredet haben, hält der Franzose eine 20-minütige Ansprache – und stellt darin das Palästina-Projekt infrage.

Das dürre Land könne so viele jüdische Siedler gar nicht ernähren, sagt er. Den russischen Juden unterstellt Lévi

aufgrund ihrer Vorgeschichte eine „explosive“ Natur, die leicht zu Problemen führen könne. Und schließlich bringt der Gelehrte, der sich „vor allem als Franzose“ sieht, die Ansprüche seines Vaterlandes ins Spiel: Frankreich sei wie Palästina eine „Mittelmeerzivilisation“ und daher geeignet, eine führende Rolle in der Region zu übernehmen.

Die Zionisten wollten geschlossen auftreten. Nun sehen sie sich blamiert.

HERBERT SAMUEL

Der britische Politiker wird 1920 der erste Hochkommissar, der Palästina im Auftrag der Völkergemeinschaft für die Krone regiert. Er sucht den Ausgleich zwischen den mittlerweile tief zerstrittenen Muslimen und Juden



Zudem war Lévi der letzte Redner, weitere Ansprachen sind nicht vorgesehen. Doch eine Nachfrage des US-Außenministers kommt Weizmann zu Hilfe: Sie gibt ihm die Gelegenheit, auf den verbalen Angriff zu antworten.

Erst nach und nach könne in Palästina eine Kultur heranwachsen, erklärt Weizmann, die so hebräisch sei, „wie das Leben in England englisch ist“. Die Einwanderer stünden vor der Aufgabe, das Land zu verwandeln, räumt er ein – doch das sei immer noch besser als ihr derzeitiges Schicksal. Dann attackiert er Lévi: Jene Juden, die unbehelligt in Paris oder London lebten, stellten nur eine „unbedeutende Minderheit“ dar. Dagegen spreche er selbst für „vielleicht 90 bis 95 Prozent der Juden auf der ganzen Welt“.

Die Worte zeigen Wirkung: Nachdem Weizmann geendet hat, stehen mehrere Ratsmitglieder auf, um ihm zu gratulieren; nur die Franzosen bleiben sitzen. Balfour vergleicht die Rede später mit dem „Russeln eines Schwertes“.

Die französische Delegation des Rates veröffentlicht noch am gleichen Abend eine Erklärung, die einer Kapitulation gleichkommt: Frankreich habe gegen ein Palästina unter britischer Schutzherrschaft nichts einzuwenden. Die Mitteilung erwähnt sogar einen „jüdischen Staat“ – eine Formulierung, die Weizmann und seine Mitstreiter vorsichtshalber vermieden hatten.

Es ist ein Triumph. Die Großmächte sind wohlwollend, Frankreich hat seinen Widerstand aufgegeben. Der jüdischen Enklave an biblischer Stätte steht kaum noch etwas im Wege.

Doch die Euphorie der Zionisten wird bald gedämpft: Ihr Einvernehmen mit

den Arabern beginnt zu bröckeln. Bereits auf der Friedenskonferenz wird deutlich, wie tief die Kluft zwischen den künftigen Nachbarn ist.

Zwar hat Emir Faisal, der für die Araber nach Paris gereist ist und bereits Anfang Februar vor den Siegermächten gesprochen hat, keine Ansprüche auf Palästina erhoben. Bald darauf aber gibt er ein Interview, in dem er im Falle einer dortigen jüdischen Staatsgründung „äußerst ernsthafte Gefahren und Konflikte“ vorhersagt. Später rückt er immer weiter von seiner Unterstützung einer jüdischen Besiedlung Palästinas ab, fordert im Mai 1920 den Landstrich ganz für die Araber ein.

Das Gebiet ist aber weiterhin von britischen Truppen okkupiert. Die Besatzer wollen ihre Präsenz nun auch rechtlich absichern, dabei jedoch nicht als Kolonialherren auftreten: Stattdessen soll der Völkerbund – die Vorläuferorganisation der Vereinten Nationen – die Briten ermächtigen, Palästina stellvertretend als „Mandat“ zu verwalten.

Diese Verwaltungsform ist für Territorien der im Ersten Weltkrieg zerfallenen

nen Großreiche vorgesehen, in denen die Bewohner noch keinen stabilen Staat aufbauen können. Deshalb soll jeweils eine „fortgeschrittene Nation“ die „Vormundschaft“ übernehmen und die ihr anvertraute Region kontrollieren, bis die dort lebenden Menschen „imstande sein werden, sich selbst zu leiten“.

Doch noch ist nicht einmal klar, wo die Grenzen dieses britischen Gebiets verlaufen sollen. Erst nach monatelangen Verhandlungen einigen sich die Großmächte: Palästina soll demnach aus den Gebieten bestehen, die britische Truppen derzeit kontrollieren. Es umfasst damit die Küstenregion von der Wüstenstadt Rafah im heutigen Gazastreifen bis nach Galiläa im Norden. Dazu kommt ein großes Gebiet östlich des Jordan.

Das Land, das zum Mandatsgebiet erklärt werden soll, liegt völlig danieder. Es verfügt kaum über Industrie, nach den Kämpfen sind Dörfer und Felder verwüstet. Dürre und Malaria plagen die Bauern, ihre Ernten fallen oft Heuschrecken und anderen Schädlingen zum Opfer. Die meisten der 688 000 Araber und 60 000 Juden, die den Krieg überstanden haben, leiden Hunger. Die Militärregierung der Briten ist vollauf damit beschäftigt, Hilfsleistungen zu organisieren und die Wirtschaft aufzubauen.

Bald kommen weitere Probleme hinzu. Inzwischen hat die Balfour-Deklaration der jüdischen Minderheit neues Selbstbewusstsein verliehen. Bereits 1918 haben örtliche Zionisten gefordert, Palästina in *Eretz Israel* (hebr. für „Land Israel“) umzubenennen und eine jüdische Nationalflagge einzuführen.

Die Araber fühlen sich betrogen; aus ihrer Sicht gehört Palästina zu jenem

Reich, das ihnen die Briten 1915 versprochen hatten. Muslime wie Christen sehen ihre Kultur von Zionisten bedroht.

Auf beiden Seiten entstehen Gruppen, die es nicht bei Bittschriften belassen. Araber gründen 1919 die „Schwarze Hand“, eine Terrorgruppe. Deren Ziel ist es, „die Schlange“ des Zionismus zu töten, „während sie noch jung ist“.

Zionisten rufen darauf die Hagana (hebr. „Verteidigung“) ins Leben: Mit der paramilitärischen Vereinigung wollen sie ihre Gemeinden schützen.

Immer wieder kommt es zu Krawallen. So greifen im Mai 1921 arabische Nationalisten Juden in Jaffa an. Die Briten brauchen Tage, um die Kämpfe zu beenden, fast 100 Menschen sterben.

Um die Araber zu besänftigen, teilt London das geplante Mandatsgebiet und überträgt den Osten – das spätere Jordanien – einem Bruder Faisals. Zudem wollen die Briten die Bedenken der Palästinenser zerstreuen: Dazu verfassen sie im Sommer 1922 eine Grundsatzerklärung; sie soll festlegen, wie genau die allgemein gehaltene Balfour-Deklaration zu verstehen ist.

Das Dokument fordert zwar die formelle Anerkennung einer „nationalen Heimstätte“ der Juden im Gelobten Land, denn die müssten sich in dem Bewusstsein niederlassen können, „von Rechts wegen und nicht aus Duldung in Palästina zu sein“. Um weitere Konflikte mit der ansässigen Bevölkerung zu vermeiden, begrenzt die Schrift jedoch die Einwanderung: Die habe sich fortan nach der „jeweiligen wirtschaftlichen Kapazität des Landes“ zu richten.

Auch eine kulturelle Dominanz, wie sie einige Zionisten anstreben, könne es nicht geben: „Wendungen wurden gebraucht, wonach Palästina so jüdisch werden soll, wie England englisch ist. Seiner Majestät Regierung erklärt solche Erwartungen für undurchführbar und hat keine solchen Ziele im Auge.“

Doch diese Zusicherung genügt den Arabern nicht: Sie lehnen es ab, die Erklärung zu unterzeichnen. Die Zionisten stimmen widerstrebend zu, weil sie fürchten, sonst die Unterstützung Lon-

dons zu verlieren. Keine Seite ist glücklich mit den Formulierungen – doch darauf baut von nun an die Verwaltung Palästinas auf.

Denn auf dieser Basis bestätigt der Völkerbund 1922 die britische Mandats-herrschaft, die im September 1923 ratifiziert wird. „Englisch, Arabisch und Hebräisch sollen die offiziellen Sprachen Palästinas sein“, legt der Rat des Völkerbundes fest. Und betont: Keine Unterschiede dürften zwischen den Einwohnern „aufgrund ihrer Rasse, Religion oder Sprache gemacht werden“.

Der Völkerbund verleiht den Briten weitreichende Befugnisse: Sie können fortan über Palästina herrschen wie über eine Kolonie. Der von ihnen eingesetzte Hochkommissar verfügt über fast uneingeschränkte Macht.

FÜR CHAIM WEIZMANN und seine Mitstreiter sind die Regelungen des Mandats dennoch ein Teilerfolg. Ihnen ist gelungen, was wenige Jahrzehnte zuvor noch als Hirngespinnst einiger Fantasten gegolten hatte: Im Land der Bibel, von dem ihre Vorfahren jahrhundertlang nur geträumt haben, ist eine Heimat für die Juden entstanden.

An historischer Stätte dürfen sich nun viele von ihnen niederlassen – nicht als Flüchtlinge oder Bürger zweiter Klasse, sondern mit international anerkannter Berechtigung. Erstmals seit Jahrtausenden können sich Juden als Angehörige einer Nation fühlen. Und sich sogar Hoffnungen machen, Palästina eines Tages von den Briten zu übernehmen und selber zu regieren.

Doch ein Staat ist das Land noch lange nicht – und nicht einmal jene „sichere und unantastbare Zufluchtsstätte“, die sich der russische Arzt Leon Pinsker einst für seine Glaubensgenossen gewünscht hat. Denn die Bevölkerung Palästinas ist zutiefst gespalten. Die Spannungen werden sich in den kommenden Jahren in immer neuen Ausschreitungen entladen.

Und mehr Opfer fordern als die blutigsten Pogrome in Russland. □

Martin Paetsch, 42, ist Autor in Hongkong.

Literaturempfehlungen: Ronald Sanders, „The High Walls of Jerusalem“, Holt, Rinehart and Winston: gut erzählte Vorgeschichte des britischen Mandats für Palästina. Margaret MacMillan, „Paris 1919. Six Months That Changed the World“, Random House: packender Einblick in eine folgenreiche Konferenz.

DER SPIEGEL

Deutschland
€ 7,80

NR. 3 | 2013

GESCHICHTE



**Jetzt
im
Handel.**

DAS DEUTSCHE KAISERREICH

1871 bis 1914: Der Weg in die Moderne

REICHSGRÜNDUNG

Drei Kriege
bis zur Einheit

FRAUENBEWEGUNG

Kampf um Bildung
und Wahlrecht

AUGUST BEBEL

Der patriotische
Sozialdemokrat

PRINTED IN GERMANY

BISMARCK Der preußische Strippenzieher

PAZIFISTEN Begeisterung für den Traum vom Frieden

ZEPPELIN Die Erfindung der Luftfahrt

*Schöpfer einer **NEUEN** Gesellschaft*



Sie sind die Pioniere der jüdischen Einwanderung nach Palästina:
Junge Zionisten, die im Land ihrer Vorväter Bauernkollektive gründen.
Doch oft verstehen die enthusiastischen Neusiedler wenig von der
Landwirtschaft – und ahnen nicht, wie unwirtlich der Küstenstreifen
ist, in den sie kommen VON JÖRG-UWE ALBIG



Treck in den 1920er Jahren: Nur rund die Hälfte des Bodens in Palästina ist für die Landwirtschaft geeignet – der Rest oft trockene Wüste

Das also ist das Gelobte Land? Diese störrische Region, baumlos und voller Steine? Dieser Brutherd für Malaria, Typhus, Dysenterie?

Diese Halbwüste, in der jedes Frühjahr nach der Regenzeit die Erde mit einem trügerischen grünen Teppich überzogen und einen Monat später alles wieder grau und gelb ist? Und wenn der Sommer anbricht, wird es noch schlimmer: Dann kommen Millionen kleiner Fliegen, die in Nase, Mund und Ohren eindringen.

Doch es ist ein Land, das Rettung verspricht. Nicht nur die Rettung vor Pogromen – sondern die Rettung aus der Diaspora. Denn Jahrhunderte der Heimatlosigkeit, so klagten viele osteuropäische Juden, haben sie zu „Luftmenschen“ gemacht, zu Köpfen ohne Hände und Beine, zu Wurzellosen. Jetzt wollen sie sich erden. Mit körperlicher Arbeit. Auf eigenen Äckern.

„Allzu lange waren wir Intellektuelle, Halbgebildete, Händler“, wird ein Mann namens Joseph Baratz in seinen Memoiren schreiben. „Wir waren abgeschnitten von aller Fruchtbarkeit des natürlichen Lebens. Und dadurch waren wir so trocken geworden und so tot.“

Auch Baratz, Sohn eines Gastwirts im bessarabischen Kischinow, sucht „Erlösung durch Arbeit“, wie sie der zionistische Vordenker Aaron David Gordon verheißt. Schon als Schüler hat er die körperliche Arbeit gemocht – und beschlossen, lieber den Fußboden der Bibliothek zu scheuern, als Bücher zu lesen.

Und auch Baratz liebte die Erde Palästinas, lange bevor er sie kannte.

Als er 13 war, machten ihn die Pogrome des Jahres 1903 zum Zionisten: als wütende Massen in seiner Heimatstadt Kischinow Juden töteten, plünderten und vergewaltigten, als sie Nägel in Köpfe schlugen, Zungen ausrissen und Augen aushebelten. Mit 16 stand für ihn der Vorsatz fest, nach Palästina auszuwandern – und Bauer zu werden: „Wenn wir unser Land fruchtbar machen wollten, mussten wir erst einmal selbst wieder fruchtbar werden.“

Lange hatte Josephs Vater versucht, ihm den Plan auszureden. Schließlich

gab er auf, streckte dem Sohn sogar das Geld für die Reise vor. Beim Abschiedsfest erschien der Alte dann um Mitternacht in seinem schwarzen Mantel, tanzte zwei Stunden lang und sang dazu Worte aus dem Pessachgebet: „Nächstes Jahr in Jerusalem“. Am Morgen schleppte sich Joseph übernachtigt direkt vom Fest zum Bahnhof.

Der Zug brachte ihn nach Odessa zum Hafen. Neun Tage lang schaukelte er auf dem winzigen, überladenen Schiff, auf stürmischer, wogender See. In der Tasche trug er einen gefälschten Pass, denn die Beamten des Osmanischen Reiches, zu dem Palästina damals gehörte, wiesen jüdische Einwanderer ab. Auf dem Schiff drängten sich christliche und jüdische Pilger, und zum ersten Mal saß Joseph Baratz Seite an Seite mit Menschen, die Schweinefleisch aßen.

Und zwischen ihnen eine Handvoll Idealisten wie er selbst, die ein neues Land aufbauen wollten.

Schließlich ankerte das Schiff vor dem Hafen von Jaffa. Araber in langen weißen Gewändern luden die zögernden Passagiere in ihre Boote und ruderten sie an Land. Befremdet starrten die Neuankömmlinge dort auf die flachen, lehmfarbenen Schachtelhäuser, auf die Minarette, die staubigen Palmen. Gleich hinter der Stadt erstreckte sich eine Wüste: „ein trauriges Land“, wie Baratz feststellen musste.

In diesem Land findet er nun Arbeit bei jüdischen Landbesitzern, die ihn nur aus Mitleid aufnehmen – gewöhnlich heuern sie erfahrene arabische Lohnkräfte an. Viele Altsiedler verachten junge Enthusiasten wie Baratz und halten deren Ideen von der inneren Erneuerung durch Arbeit für Hirngespinnste.

DENN DIE ERSTEN rund 25 000 Juden, die nach der Ermordung Zar Alexanders II. im Jahr 1881 und den folgenden Pogromen nach Palästina kamen, hatten mit solchen Utopien nicht viel im Sinn: Das Ziel ihrer Träume, das Gelobte Land, hatten sie ja schon erreicht.

Alija nennen sie ihren Schritt: „Aufstieg“. Doch ihre landwirtschaftliche Erfahrung ist kläglich (weil sie in Russland lange Zeit keine Höfe besitzen durften), ihr Erfolg bescheiden und die Abhängig-

keit von Zuwendungen der Diaspora-Gemeinde groß. Und so wird diese Erste Alija bald als Fehlschlag verbucht.

Die Zweite Alija aber, die zwischen 1904 und 1914 weitere 30 000 Juden nach Palästina trägt, ist anders. Die sozialistischen und zionistischen Ideen, die im Europa der Jahrhundertwende kursieren, haben viele dieser Leute gehärtet und zugleich geschmeidig gemacht. Sie bringen jene Tatkraft mit, der es bedarf, um ein widerspenstiges Land zu kultivieren. Für sie ist die Erde des Gelobten Landes auch ein Humus für den „Neuen Menschen“. Sie nennen sich *chaluzim*: Pioniere. Es sind Menschen wie Joseph Baratz.

Die Chaluzim sind eine Elite des Opfermuts. Schmerzen nehmen sie klaglos hin, Schwielen sind ihnen Orden und Malaria-Infektionen Beweise ihres Heldentums. Sie sehen sich als Material für eine neue Gesellschaft – als „Dung für zukünftige Generationen“, wie sie es nennen. Sie lehnen das Leben der Altsiedler ab, das in ihren Augen auf Ausbeutung der Araber beruht. Und ohnehin finden sie, „dass es eigentlich Arbeitgeber und Arbeitnehmer überhaupt nicht geben dürfte“.

Die Pioniere stellen nur 16 Prozent der Einwanderer, doch sie verkörpern den Geist des *jischuv*, der jüdischen Gemeinde Palästinas. Viele von ihnen feiern ihre Alija als „Wiedergeburt“. In der neuen Heimat nehmen sie einen neuen Namen an oder erklären den Tag, an dem sie das Land betreten haben, zu ihrem Geburtstag. „Mit jedem Setzling, den ich pflanzte“, berichtet später eine der jungen Siedlerinnen, „war mir, als pflanzte ich auch mich selbst.“

Für die Pioniere ist das Land ein Objekt der Begierde. Sie sprechen von ihrer Lust, es „zu umarmen, mit ihm zu verschmelzen, die Essenz des Lebens aus ihm zu saugen“. Und wahrhaftig ist es eine geradezu körperliche Lust, die

Nach Hitlers Machtübernahme in Deutschland 1933 schwillt der Auswandererstrom stark an. Knapp 200 000 europäische Juden suchen nun binnen Kurzem Zuflucht in Palästina (Foto von 1938)

sie bisweilen treibt, sich zu Boden zu werfen, die Erde zu küssen und sich in Ackerfurchen zu schmiegen. Der Pionier-Dichter Avraham Shlonsky besingt den „rauen Körper“ und die „Zitzen“ dieses Landes, an denen er „mit ausgedörrten, durstigen Lippen“ saugen will.

Joseph Baratz schließt sich einer *kwuza* an, was „Nest“ bedeutet – einer Gruppe von Pionieren, die gemeinsam wohnt, ihren Lohn zusammenwirft und davon Lebensmittel und Kleidung für alle kauft. Es sind zehn Männer und zwei Frauen, jung wie Baratz selbst: Bei der Ankunft im Gelobten Land waren sie im Schnitt gerade mal 17 Jahre alt.

Doch schon bald bietet sich ihnen die Chance, auch gemeinsam zu arbeiten. Und sich in der heilenden Erde Palästinas auf Dauer zu verankern.

Die Palestine Land Development Corporation (PLDC), ein 1908 gegründeter Ableger der Zionistischen Organisation, überlässt der *Kwuza* ein Stück

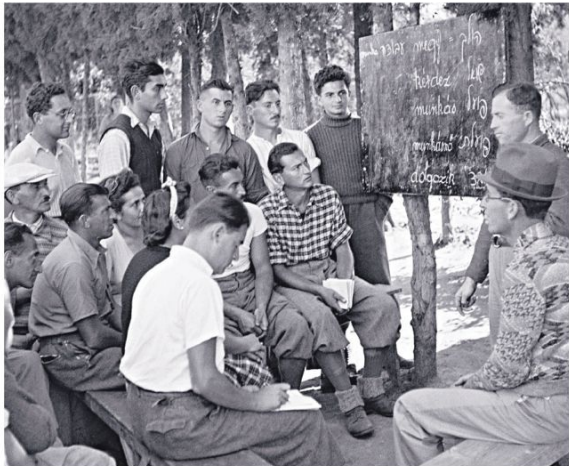
Für die Zionisten ist Palästina *Eretz Israel*: das von Gott verheißene Land, eine Zufluchtsstätte vor antisemitischer Verfolgung. Und so wandern immer mehr Juden dorthin aus – meist per Schiff

Wichtigster Anlaufpunkt der jüdischen Immigranten in Palästina ist der Hafen von Jaffa. Von den auf Reede liegenden Schiffen werden die Neuankömmlinge mit Booten ans Ufer gebracht





Die »Jugend-Alija« ist eine zionistische Organisation, gegründet am Tag von Hitlers Macht-ergreifung, die junge Juden für ein Leben im Nahen Osten schult. Hier ein Zeltlager der Gruppe, um 1936



Nur eine Minderheit der Einwanderer spricht Hebräisch – die Sprache, die die Zionisten zum Idiom des Judenstaats machen wollen. Und so müssen es die Neuankömmlinge mühsam lernen (um 1940)

Land nahe dem See Genezareth, das zuvor persischen Großgrundbesitzern gehört hat.

SEIT JAHREN kaufen vor allem zionistische Organisationen wie die PLDC und der von Theodor Herzl 1901 mitbegründete Jüdische Nationalfonds so viel Land auf wie möglich. Sie werden überwiegend durch Spenden finanziert, die der Nationalfonds bei Juden in der ganzen Welt sammelt. (Die dafür verwendete »Blaue Büchse« steht bis heute in vielen jüdischen Haushalten.)

Die Verkäufer jener Ländereien sind oft arabische Großgrundbesitzer, die gar nicht in Palästina leben. Sie veräußern gern an die jüdischen Siedler, da die wachsende Nachfrage die Bodenpreise steigen lässt – um 5000 Prozent zwischen 1910 und 1944.

Doch das Land, das diese Magnaten abgeben, ist vielfach bewohnt: Mehrere Zehntausend arabische Pächter arbei-



ten darauf. Diese Menschen verlieren durch den Besitzerwechsel ihren Lebensunterhalt. Denn die jüdischen Käufer bevorzugen das Land „leer“ und schließen die Kontrakte oft erst dann ab, wenn die Großgrundbesitzer ihre Kleinbauern zuvor von den Ländereien vertrieben haben. Die Pächter erhalten eine kleine Kompensation – und strömen anschließend häufig als Landlose in die Städte.

Das Land, das Joseph Baratz und seine Mitstreiter zugeteilt bekommen, liegt bei einem Dorf namens Umm Juni, wo 20 arabische Familien als Pachtbauern der Perser in Lehmhütten wohnen.

Dort gründen die Einwanderer 1910 die erste kollektive Bauernsiedlung des Landes: Degania – die „Kornblume“.

Denn ebenso wie auf das Land setzen die Pioniere ihre Hoffnung auf die *Gemeinschaft*. Die Gemeinschaft ist ja, so wird es der jüdische Religionsphilosoph

Martin Buber später bündig zusammenfassen, „der Sinai der Zukunft“ – jener Ort, an dem sich wie einst dem Volksbefreier Mose die Gesetze offenbaren. Und auch für die Pioniere ist die Gemeinschaft die Gussform für „einen neuen Typ von Menschen“.

Zwar ist die Sehnsucht nach Solidarität und Miteinander in diesen Jahren nach der Jahrhundertwende beileibe keine jüdische Eigenart – weltweit probieren russische Sozialreformer, amerikanische Anarchisten, deutsche „Lebensreformer“ neue Formen des Zusammenlebens aus. Doch außer ein paar kurzlebigen Kommunen in Nordamerika, im republikanischen Spanien oder der frühen Sowjetunion schlägt keines dieser Experimente Wurzeln – oder gewinnt gar überregionale Bedeutung. Nur Juden gelingt es, solche Gemeinschaften dauerhaft zu etablieren.

Der Historiker Henry Near vermutet einen Grund dafür in der jüdischen Geschichte. Obwohl für

viele Zionisten die Erinnerung an das alte Leben geprägt war von Erniedrigung, Ausgrenzung und Pogromen, sei das Leben in den jüdischen Vierteln und Ghettos auch ein Vorbild für die neuen Kollektive im Gelobten Land gewesen.

Denn in der Diaspora habe die jüdische Gemeinschaft „ihr Leben nach den Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit und der gegenseitigen Hilfe“ im Geiste der Bibel organisiert: ideale Qualitäten für den Aufbau einer sozialistischen Gemeinschaft auf fremdem Terrain.

Für die Siedler von Degania stellt die PLDC außer dem Land auch Pflüge, Pferde und Maultiere bereit. Sie schießt für das Jahr 1911 Geld für Saatgut vor und sichert den Einwanderern die Hälfte des Reinertrags sowie einen kleinen Monatslohn zu.

Doch als die Pioniere ankommen, liegt das Land unter der Sommerhitze; das Gras ist verbrannt, die Luft steht drückend zwischen den Bergen und summt von Moskitos.

Der Jordan erweist sich als bloßes Rinnsal; dafür tritt er in der Regenzeit über die Ufer und überschwemmt das Land. Und wenn die Fluten zurückgehen, hinterlassen sie für Monate einen Sumpf, der Fieber ausbrütet, Wagen festhält und Stiefel von den Füßen zieht.

Anfangs leben Joseph Baratz und seine Partner in Umm Juni, wo sie einige Hütten von Arabern gekauft haben. Sie versorgen die Dorfbewohner mit Medikamenten und erhalten im Gegenzug Tipps für den Ackerbau.

Dennoch stolpern die Pioniere in ihrer Unerfahrenheit von Fehler zu Fehler. Erst nach zehn Jahren sind sie mit dem Boden wirklich vertraut.

Doch was ihnen an Know-how fehlt, gleichen sie mit eisernem Einsatz aus. Sie arbeiten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, bis der Körper zerschmettert ist, der Kopf schmerzt und die Beine den Dienst versagen.

Und wenn die Selbstdisziplin nicht ausreicht, hilft der Druck der Gruppe: Ein Neuling, der nach jeder gepflügten Furche eine Zigarettenpause macht, trifft abends im Speisesaal auf derart eisige Blicke, dass er gleich am nächsten Morgen still die Kwuza für immer verlässt.

Es ist ein asketisches Glück. Zu essen gibt es Gemüse, nur selten mit etwas Fisch angereichert und so nachlässig zubereitet, dass viele Mitglieder an chronischen Verdauungsproblemen leiden. Im Sommer ist meist ein Fünftel der Besatzung krank – bisweilen kann nicht einmal die Hälfte der Kommunarden zur Arbeit erscheinen.

In ihrem bald errichteten eigenen Dorf schlafen die Junggesellen in Sälen, nur für Familien gibt es eigene Zimmer. Der einzige Treffpunkt ist der Speisesaal mit nackten Wänden, Petroleumlampen, schmalen Tischen und Bänken. Die sanitären Einrichtungen bestehen aus Freiluftklosetts, einer Duschbaracke für Frauen und einer für Männer.

Dafür ist jeder Anlass für Neid abgeschafft – wie versickert in dieser ersten, mütterlichen Erde. Neuankömmlinge bringen ihren ganzen Besitz in das Kollektiv ein. Auch Ausgekleidung gehört der Gemeinschaft und wird nur für besondere Anlässe ausgegeben: Wer etwa im Auftrag der Kwuza in die nächstgelegene Stadt Tiberias gefahren ist, muss bei der Heimkehr die Ausgeschuhe wieder gegen Arbeitsschuhe tauschen.

Kleingeld für Sonderausgaben liegt in einer Schachtel im Speisesaal bereit und wird nach Bedarf entnommen; oft bleibt diese Notkassette über Wochen unberührt. Und anstelle gestaffelter Gehälter erhält jedes Mitglied Kost und Logis, dazu ein bescheidenes Taschengeld – und die Genugtuung, „nicht für Lohn“ zu arbeiten, wie Joseph Baratz es formuliert, „sondern für die Befrie-

Siedler einer landwirtschaftlichen Genossenschaft beim Tanz: Vier von fünf Einwanderern gehen in die Städte; vor allem die Neugründung Tel Aviv wächst rasant. Denn die Landerarbeit ist ungewohnt und hart

**Jeglicher
Besitz
gehört
dem
KOLLEKTIV**

digung, einander zu helfen und die Scholle zu bebauen“.

Sogar die Frauen, anfangs nur für Herd und Waschküche abgestellt, erkämpfen sich ihren Anteil an diesem Privileg. Vorreiterin ist Josephs Frau Mirjam, die er in Palästina kennengelernt hat. Heimlich nimmt sie Unterricht bei einer Araberin, steht eines Morgens vor allen anderen auf und hat, als die jungen Burschen verschlafen in den Stall wanken, schon sämtliche Kühe gemolken. Von dem Tag an sind alle Diskussionen um die Landwirtschaftstauglichkeit von Frauen beendet.

Und die Mühen zahlen sich aus: Das Experiment Kwuza erweist sich als Erfolgsmodell. Bis 1914 gründen sich nach dem Vorbild Degania rund 30 Genossenschaften mit insgesamt fast 400 Mitgliedern. Und jedes einzelne dieser Kollektive erwirtschaftet bessere Erträge als die privatwirtschaftlich organisierten Farmen der Ersten Alija.

Zwar gibt es Individualisten, die in der klösterlichen Wärme des Kollektivs ihr Privatleben vermissen und aus der Kwuza desertieren. Doch zugleich drängen so viele neue Pioniere nach Degania, dass die Gemeinschaft bis 1920 auf gut 200 Mitglieder anwächst – und sich teilen muss, um alle Neuen aufzunehmen und zugleich den familiären Kitt der Kleingruppe zu erhalten.

Im November 1917 verkündet der britische Außenminister Lord Arthur James Balfour jene knappen, eher unverbindlichen Worte, die den Weg für einen jüdischen Staat in Palästina frei machen: Die königliche Regierung betrachte „mit Wohlwollen“ die Errichtung einer „nationalen Heimstätte für das jüdische Volk“ (siehe Seite 26).

Die Leute von Degania sind, wie Baratz später berichtet, „fast trunken vor Freude“, als sie davon erfahren. „Wir glaubten, der jüdische Staat existiere schon, denn so hatten wir die Balfour-Deklaration verstanden. Und nun sahen wir zum Meer hin. Wir warteten von Tag zu Tag. Wann würden die ersten Juden kommen? Und sie kamen wirklich.“

DENN DER WELTKRIEG hat vielen osteuropäischen Juden noch einmal ihre Lage vor Augen geführt: Zehntausende

von zaristischen Truppen ermordet, eine halbe Million vertrieben, 100 000 von antibolschewistischen Milizen während des Russischen Bürgerkriegs massakriert. 35 000 Menschen lassen sich im Zuge dieser Dritten Alija, zwischen 1919 und 1923, in Palästina nieder.

Es ist eine kämpferische Generation, die da ins Land kommt: Viele Immigranten sind entflammt durch die Ideen von Marx, Freud und Martin Buber. 1920 gründet sich der Gewerkschaftsbund Histadrut und 1921 die Hagana, eine Untergrundtruppe zur Selbstverteidigung – ohne Rücksicht auf das Gewaltmonopol, das nach dem Untergang des Osmanischen Reiches bei den Briten liegt.

Und die überschaubare, familiäre Kwuza mit ihren asketischen Idealen erscheint plötzlich manchen nicht mehr zeitgemäß. „Ständige Armut und Knauserei, fehlende Entwicklung, Streit über Kleinigkeiten“, bemängelt etwa der Veteran Schlomo Lavi, der in mehreren Kollektiven gelebt hat. Er fordert Gruppen, die groß genug sind, um weitgehend autark zu sein – und die auch die inbrünstige Bescheidung der früheren Gemeinschaften hinter sich lassen: Denn „Armut“, mahnt Lavi, „macht korrupt“.

1921 setzen 74 junge Männer und Frauen Lavis Ideen in die Tat um. Sie gründen im Norden des Landes eine der ersten Großkommunen, die sich *kibbuz* nennen (hebr. für „Sammlung“): den Kibbuz Ein Harod. Wenige Monate später folgt, ganz in der Nähe, der Kibbuz Tel Josef. Schon bald hat jeder der beiden Kibbuzim mehr als 150 *chawerim*, wie die Genossen einander nennen.

Im Lauf der 1930er Jahre wachsen manche Großgemeinschaften auf mehrere Hundert Pioniere an. Und zur Jahrzehntwende leben in sämtlichen Kibbuzim Palästinas 25 000 Menschen – auch wenn die nur rund fünf Prozent der jüdischen Gesamtbevölkerung ausmachen.

Doch für den Aufbruch in eine brüderliche Zukunft geben sie den Takt an. Denn ihre Lust am Miteinander bleibt ungebrochen. „Ich glaube an unsere gemeinsame Schöpfung, in der Landwirtschaft und durch die Landwirtschaft“, vertraut ein Pionier dem Gemeinschaftstagebuch an, „und ich glaube, dass nur dies mich von den Widersprü-

chen in meinem Inneren befreien und mich auf den Weg zu mir selbst führen wird, zu Klarheit und Seelenfrieden.“

Andere beschreiben diese Lust als „Sehnsucht nach dem Nächsten“: als „ein Verlangen, eine Art Meer aus Seelen zu werden, dessen Arme zusammenfließen“ zum „mächtigen Strom der Brüderlichkeit und Kameradschaft“.

Doch während sich so Seelen an Seelen schmiegen, bleiben die Leiber seltsam getrennt. Wo alle Bindungskräfte die Gemeinschaft festigen sollen, werden private Annäherungen oft mit Misstrauen betrachtet. Ist es nicht so, dass „wahre Liebe die ganze Menschheit umarmen muss und nicht auf ein einzelnes Paar begrenzt sein darf“, wie eine Siedlerin aus Degania es formuliert?

Um auch die letzten Barrieren zu überwinden, reißen die Pioniere im Kibbuz Beit Alpha eines Tages sogar die Trennwände nieder, die in den Schlafräumen Paare von Alleinstehenden scheiden – das Experiment währt aber nur wenige Monate.

Doch noch in den 1930er Jahren werden viele Liebende, oft freilich vom Platzmangel diktiert, nachts die Anwesenheit eines Dritten in ihrem Zimmer dulden müssen und daher nur verstohlenen Zärtlichkeiten tauschen, fast reglos, um den Mitschläfer nicht zu wecken.

Es ist ein Leben nie gekannter Freiheit – doch zugleich ein Leben der Enge, des herrischen Miteinanders. In manchen Kibbuzim ist die Toilette der einzige Ort, wo der Pionier allein sein kann.

Und nach dem jahrhundertealten Kult des Gedankens in der Diaspora pflegen die Kibbuzim jetzt eine Religion körperlicher Arbeit, die geistigen Ehrgeiz fast zur Sünde stempelt. „Es gibt kein spirituelles Leben hier“, klagt ein Kommunemitglied, „nicht einmal im Vergleich zu den primitivsten Völkern.“

Der Boden, auf dem hier eine Siedlung errichtet wird, gehört dem Jüdischen Nationalfonds. Juden aus der ganzen Welt spenden Geld, damit der Fonds Land in Palästina erwerben kann



Dichter werden als „Intellektuelle“ verhöhnt, Künstler malen heimlich. Und in der Versammlung zählt nicht der Denker, sondern der Malocher.

Die Versammlung ist die höchste Instanz der Kibbuzim, denn die Basisdemokratie ist in der Gemeinschaft der Gleichen oberstes Prinzip. Es wird geredet, bis ein Konsens erreicht ist – erst später wählen manche Gemeinschaften Leitungsgremien. Die Treffen beginnen abends, enden oft erst bei Sonnenaufgang oder ziehen sich gar vom Freitagnachmittag bis in den Samstagabend.

Manchmal ruft die „Glocke“ (meist ein Stück Metallrohr oder eine abgenutzte Pflugschar) die Chawerim mitten in der Nacht aus den Betten: Dann trotten die Pioniere im Halbschlaf in den Speisesaal und lauschen dort, beflackert vom Licht einer Öllampe, Reden, die geisterhaft den Dämmer durchdringen.

Die Kibbuzim der Jugendorganisation Haschomer Hazair („Der junge

Als Unterkünfte dienen den Siedlern schlichte, schnell errichtete Holzhütten, mit Wellblech gedeckt: Askese ist Teil der sozialistischen Ideologie, die viele der Pioniere teilen (Aufnahme von 1938)



Auch die Infrastruktur schaffen die jüdischen Einwanderer zum großen Teil selbst. Hier bauen Auswanderer aus Württemberg 1938 eine Zufahrtsstraße zu einer Genossenschaft





Eine Siedlerin pflanzt Gemüsesetzlinge. In den Genossenschaften (hier Ramot Hashavim in der Nähe von Tel Aviv) haben Frauen die gleichen Rechte wie Männer – und die gleichen Arbeitspflichten



Oft bauen die ersten Siedler die falschen Pflanzen an, geben ihnen nicht genug Wasser. Manche lernen erst von arabischen Bauern, was sie anders machen müssen (Kibbuznik beim Heuwenden, 1942)

Wächter“) steigern das Gemeinschaftspalaver gar zum fiebrigen Reinigungsritual. Es nennt sich schlicht *siha*, „Diskussion“ – doch in Wahrheit ist es eine fast religiöse Mischung aus Predigt und öffentlicher Beichte.

Hier enthüllen die Chawerim letzte Geheimnisse, bekennen ihre Unzulänglichkeiten, seien es Eifersucht, Sehnsucht nach Familienleben oder die unbotmäßige Liebe zu klassischer Musik.

Es sind „Abende der Suche nach einander“, wie eine Genossin mit begeisterter Abscheu notiert, „Abende der Schreie, Aufregung und Wildheit“.

DER KIBBUZ IST EIN fortlaufendes Experiment – und Improvisation der Schlachtplan der Pioniere. Nahezu ohne Konzept haben sie das Land erobert; jetzt machen sie Konzepte aus dem, was sie vorfinden.

Als etwa die Kinder des Kibbuz Kfar Giladi an der Grenze zum Libanon auf

der Flucht vor arabischen Anschlägen eines Nachts aus Platzmangel gemeinsam in einem Raum übernachteten, erhebt die Versammlung das „Kinderhaus“ umgehend zur festen Institution.

Denn wo alles dem Kollektiv gehört, darf auch der Nachwuchs keine Ausnahme bilden. „Es darf nichts Privates geben“, erklärt ein Vordenker der Kwuza von Degania. „Wir alle müssen am Aufwand der Kindererziehung teilnehmen – nicht nur die Eltern.“

Also wohnt das Kind nicht bei den Eltern, sondern mit den anderen Kindern. Nur wenige Stunden am Tag darf die Mutter es zu sich nehmen. So soll der Nachwuchs unabhängig werden – und die Mutter frei zur Arbeit für das Kollektiv.

Auch die Kinder sollen arbeiten lernen, je früher, desto besser. Sie halten das Kinderhaus sauber, schälen Kartoffeln, sortieren Erbsen und Bohnen, jäten den Gemüsegarten. Oft helfen sie den Eltern bei der Landarbeit, essen und singen mit ihnen auf den Feldern. Auf diese Weise

soll die Jugend Arbeitsliebe lernen, soziale Fürsorge und Selbstständigkeit.

Der Pionier ist jung – und deshalb ist die Jugend in den Kibbuzim ein Wert an sich. Die meisten der Kollektive richten „Kindergemeinschaften“ ein, die der Nachwuchs unter Anleitung der Lehrer weitgehend selbst organisieren darf. Mitunter zerren Schüler auch ihre Lehrer vor ein Gericht der Gemeinschaft. Und die Sprösslinge im Kibbuz Beit Alpha gründen eine geheime kommunistische Zelle – woraufhin die Erwachsenen die Kindergemeinschaft allerdings auflösen.

Doch das quasifamiliäre Miteinander der Jugendlichen bleibt in allen Kibbuzim erklärtes Erziehungsmodell. Erst später wird sich herausstellen, dass es offenbar nebenbei eine Art Inzest-Tabu erzeugt: Jedenfalls heiraten junge

Erwachsene, die im selben Kibbuz geboren sind, äußerst selten untereinander.

Nach und nach entsteht Hektar für Hektar, Dorf für Dorf, Versammlung für Versammlung eine neue Gesellschaft. Und obwohl nie mehr als sieben Prozent der jüdischen Bevölkerung Palästinas in Kollektiven leben, wird der Kibbuz zum Leitmotiv des entstehenden Gemeinwesens, zur Verkörperung des zionistischen Traums. Er wird zum Symbol jüdischen Zusammenhalts, der Erschließung jüdischen Landes und der Wiedergeburt einer jüdischen Lebensweise, die ihre Wurzeln in der Erde gefunden hat.

Die Erde Palästinas betrachten die Pioniere als eine Tabula rasa, auf die sie ihre Wünsche schreiben wie auf ein leeres Blatt Papier. Wo kahle Berge waren, wachsen nun Wälder. Obstpflanzungen und Weingärten sprießen im nackten Nichts.

Doch oft bleibt da ein Gefühl der Isolation, das fast alle Einwanderer, vor allem aber die idealistischen Pioniere immer wieder überwältigt: ein Abgeschnittensein von Europa, von der Welt, von der nächsten Siedlung, von der eigenen Vergangenheit.

Denn die harte Arbeit, ersehnte Medizin gegen die Entfremdung des „Luftmenschen“, wirkt bisweilen „erstickend“, wie ein Kibbuznik schreibt.

„Die Tage sind voller Trübsinn“, beklagt ein anderer die Abfolge von Arbeit, Unwetter und Krankheiten. Und zieht das Fazit: „Alles langweilig.“

Einige Pioniere weinen nachts vor Verzweiflung; dann wieder ergreift sie

manische Heiterkeit. Manchmal fangen sie an zu singen. Anzusingen gegen die Leere, gegen die Zweifel, gegen die Ungewissheit der Zukunft. Oft gehen die Lieder dann in die Hora über, einen Rundtanz, den sie mit solch verzweifelter Inbrunst tanzen, dass bisweilen ein Pionier ohnmächtig zusammenbricht. Und an Feiertagen steigern sich auch zurückhaltende Siedler mit Wein und Cognac in einen euphorischen Taumel, in dem sie Bäume umarmen, auf Bänke steigen und mit heiligem Eifer den neuen Menschen predigen.

Die frühen Zionisten haben sich mehrheitlich als säkulare Bewegung verstanden. Manche gingen sogar so weit, sämtliche religiösen Traditionen zu verdammen: Jeder Ballast sollte fallen, um Platz zu schaffen für eine neue, weltliche Identität des jüdischen Volkes.

Viele Pioniere indes begehen weiterhin den Sabbat sowie die religiösen Feste. Doch anders als in der Diaspora feiern sie an solchen Tagen oft auch ihre Verbundenheit mit der Scholle: So zelebrieren sie Schawuot, das an die Verkündung der Zehn Gebote erinnert, auch als „Fest der ersten Früchte“ – denn einst haben die Priester im Jerusalemer Tempel an jenen Tagen zwei Weizenbrote aus dem Mehl der neuen Ernte geopfert.

Für manche sind solche Feste allerdings kaum mehr als Ruhepausen von der ewig gleichen Arbeit. „Gestern Bohnen geerntet“, notiert ein Kibbuznik: „Und morgen ist Feiertag. Ich habe mich schon lange darauf gefreut.“ Andere vermissen dagegen bei solchen Feiern tiefe religiöse Spiritualität: „Wir haben keinen Gott“, erklärt ein anderer, „mit dem wir uns vereinigen können.“

Erst in den 1930er Jahren gründen orthodox-jüdische Gläubige, meist aus Polen und Deutschland eingewandert, ihre eigenen Kibbuzim. Das Leben in Gleichheit verstehen sie als Verwirklichung biblischer Gebote.

„Die Befolgung der Tora ist eine kollektive Aufgabe“, erklärt etwa die Union Religiöser Pioniere. „Sie kann nicht in irgendeiner jüdischen Gemeinschaft erfüllt werden, sondern nur in der Form einer Gemeinschaft freier Arbeiter, in der es keine

Teddy Kollek (2. v. r.), später Bürgermeister Jerusalems, gründet diesen Kibbuz am See Geneza-
reth mit. Wie er gehören viele führende Politiker Israels den Pionieren an, auch der erste Ministerpräsident Ben Gurion

**Viele
kämpfen
mit der
neuen
SPRACHE**



Musizieren, malen, dichten: Für die Kunst haben die bewusst antiintellektuellen Kibbuzniks zumeist nur Spott übrig. Ihr Idol ist nicht der Schöngeist, sondern der harte Arbeiter



Wo alles dem Kollektiv gehört, sollen auch die Kinder keine Ausnahme bilden. Im Kibbuz müssen alle an der Erziehung teilnehmen – nicht nur die Eltern. Wichtigstes Lernziel: Liebe zur Arbeit

Ausbeuter oder Ausgebeutete gibt.“ Doch diese Kommunen Gottes bleiben Randerscheinungen.

Und wie jede große Idee spaltet sich auch die Kibbuz-Bewegung bald in Fraktionen. Die Linke wünscht sich die Gemeinschaften als Bastionen im Klassenkampf, als Keimzellen einer proletarischen Revolution. Der rechte Flügel sieht die Kibbuzim dagegen vor allem als Teil des nationalen Aufbaus und strebt erst einmal ein gut verknüpft Netz von Genossenschaften an.

Es gibt unter den Pionieren Idealisten, denen es genügt, als Gemeinschaft ein bescheidenes Beispiel zu geben, und Utopisten, die das ganze Land in einen einzigen Kibbuz verwandeln wollen.

DOCH DIE VIERTE ALIJA, die ab 1924 ins Land strömt, versetzt der Bewegung einen Dämpfer. Die vorwiegend aus Polen stammenden Immigranten – Kaufleute und selbstständige Handwerker etwa – sind vielfach durch diskriminierende Steuergesetze vertrieben worden und zeigen sich wenig empfänglich für die kollektiven Verheißungen der Kib-

buzim. Sie sind auch deshalb im Heiligen Land, weil die USA, bis dahin das Traumziel der meisten jüdischen Emigranten, 1924 die Einwanderung drastisch beschränkt haben.

Sie setzen auf ihr unternehmerisches Geschick und auf die erstarkte Wirtschaft des Landes, in dem neue Tabakpflanzungen und der flächendeckende Anbau von Zitrusfrüchten für Vollbeschäftigung sorgen.

Die Einwanderer ziehen vor allem nach Tel Aviv, das zwischen 1921 und 1925 von 3600 auf 40000 Einwohner wächst: eine Boomtown mit Cafés und Luxusgeschäften, die Besucher bereits mit Miami vergleichen.

Doch der Aufschwung währt nur bis 1925; danach nimmt die Arbeitslosigkeit stetig zu. Und die Briten, seit 1920 mit dem Mandat für Palästina betraut, lassen nun weit weniger Immigranten einreisen: statt 34000 im Jahr 1925 nur noch knapp 14000.

Denn Einwanderung, so die Maßgabe aus London, dürfe das für die Wirtschaft des Landes verträgliche Maß nicht überschreiten: Erwünscht ist nur, wer Aus-

sicht auf Arbeit hat oder über ein Vermögen von 1000 Pfund Sterling verfügt.

Doch Anfang der 1930er Jahre breitet sich der Faschismus in Europa aus; jetzt ist es die nackte Lebensgefahr, welche die Migranten treibt: Die Fünfte Alija macht sich – teils illegal – auf den Weg.

Binnen dreier Jahre wächst die jüdische Gemeinde Palästinas auf nahezu doppelte Stärke an: 1936 stellt sie mit fast 400000 Menschen bereits ein Drittel der gesamten Einwohnerzahl.

Die jungen Männer und Frauen aus Deutschland, die sich ab 1935 am Fuß des Karmelgebirges einen Kibbuz namens Hasorea („Der Sämann“) aufbauen, hatten in Deutschland eigentlich Karrieren als Kopfarbeiter vor Augen. Sie sind Ingenieure, Kaufleute, Buchhändlerinnen; waren Anglisten, Historiker oder Medizinerinnen in spe.

Doch nach dem reichsweiten Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 ahnten sie, was ihnen in Deutschland blühen würde. „Und eigentlich ganz logisch und folgerichtig haben wir beschlossen: Wir machen einen Kibbuz in Palästina“, sagt einer von ihnen.

Manche dieser Einwanderer haben von ihren Eltern die für ein „Kapitalisten-Zertifikat“ nötigen 1000 Pfund Sterling bekommen. Die Ärmern müssen eine Qualifikation nachweisen, die zum Aufbau des Landes taugt – etwa durch ein Training in einem der Hachschara-Lager in Europa, die jungen Juden die Landwirtschaft nahebringen.

Das Gemeinschaftsleben haben sie auf den Fahrten und Zeltlagern der Jugendbewegung gelernt: bei Pfadfindern und Wandervögeln, beim zionistischen Jugendbund „Kadima“ sowie dem deutsch-jüdischen Wanderbund „Kameraden“. Sie sind mit Lagerfeuer und Klampfenklängen aufgewachsen, mit Weltschmerz und Krach mit den Eltern – sowie mit der Überzeugung, dass das Leben in der Gemeinschaft „keine Jugendkrankheit“ sei, sondern „die Form, in der wir immer leben wollen“.

Jetzt hoffen sie, dieses Leben in Palästina einfach wieder aufzunehmen: „Wir hatten die Vorstellung von einem

Sie hat eine Antwort auf die meisten unserer Fragen: **die Physik.**



* Heft ohne DVD: 9,00 € (A: 10,50 € / CH: 17,60 sfr)
Heft mit DVD: 16,50 € (A: 18,80 € / CH: 33,00 sfr)



Heft 9,00 € –
mit DVD 16,50 €*



Die Generalversammlung ist die oberste Instanz der Kibbuzniks. Wie hier in Afikim, einer von russischen Einwanderern gegründeten Siedlung, werden alle Entscheidungen basisdemokratisch getroffen



Die Gemeinschaft im Kibbuz verkörpert den zionistischen Traum und wird zum Vorbild für den Staat Israel – auch wenn nur sieben Prozent der jüdischen Bevölkerung Palästinas in den Genossenschaften leben

ewigen Pfingstlager“, erinnert sich eine aus der Hasorea-Truppe.

Doch nicht am Brunnen vor dem Tore finden sie sich wieder, sondern in einem sehr fremden Land. Hier leben auch orthodoxe Juden aus Osteuropa, deren Armut und fremdartige Gebräuche einige von ihnen schon in Berlin bestaunt haben. Hier amüsieren sich Pioniere über die Korrektheit der „Jeckes“ aus Deutschland: über deren Anzüge, Schuhe und Strümpfe, die sie statt kurzärmeliger Hemden und Sandalen tragen.

Und während viele Immigranten früherer Alijas längst mit der neuen Umgangssprache Hebräisch vertraut sind, macht das fremdartige Idiom vor allem älteren Deutschen Kopfzerbrechen.

Lange hat ja die Streitfrage, welche Sprache sich der Judenstaat verordnen sollte, die Gemüter bewegt. Theodor Herzl etwa schwebte ein Nebeneinander aller westlichen Sprachen vor – mit einer Vorrangstellung für Deutsch, die Sprache der zionistischen Kongresse. Hebräisch, das nur

noch als Gebetssprache verbreitet war, kam für ihn nicht infrage: Wer, spottete er, könne schon eine Bahnkarte auf Hebräisch kaufen?

In Osteuropa aber haben nach den Pogromen der 1880er Jahre Schriftsteller das Hebräische als Werkzeug jüdischer Identitätsbildung wiederentdeckt. Und schon die Erste Alija hat sich eifrig bemüht, die hebräische Sprache in Palästina zu verankern; seither hat sie sich in rasantem Tempo ausgebreitet.

1904 gründete sich in Jerusalem das erste hebräischsprachige Lehrerseminar, ein Jahr später das erste Gymnasium und 1906 die erste Kunstakademie: Bis zum Ersten Weltkrieg folgten mehr als 3000 Schüler dem Unterricht in der neuen, uralten Sprache.

Der russische Zionist Elieser Ben-Jehuda, um 1880 nach Palästina ausgewandert, war es dann, der das erste moderne hebräische Wörterbuch erstellte und das neue Gemeinschaftsidiom mit solcher Strenge propagierte, dass er seiner eigenen Familie jedes nichthebräische Wort verbot, seinen Sohn auspeitschte für das Singen der Marseillaise

auf Französisch und mangels hebräischer Ausdrücke für Kaffee, Tasse oder Löffel seine Frau am Frühstückstisch per Zeichensprache dirigierte.

Viele Juden jedoch kämpften noch lange mit dem Idiom. 1914 sprach nur ein Viertel der jüdischen Bewohner Palästinas hauptsächlich Hebräisch, 1919 waren es knapp 40 Prozent.

Theodor Herzl beherrschte es sein ganzes Leben nicht, und selbst ein Mann des Wortes wie der Journalist Berl Katznelson, später einer der Förderer der hebräischen Literatur, sah sich bei der Ankunft im Gelobten Land trotz Hebräisch-Unterrichts in der weißrussischen Heimat zu zehntägigem Schweigen verdammt – das er nur unterbrach, um hebräische Fragen aufs Geratewohl mit auswendig gelernten Bibelversen zu beantworten.

DIE JUGENDBEWEGTEN SIEDLER aus Deutschland aber möchten ihr neues Leben so früh wie möglich auf Hebräisch bestreiten – und zwar in einer eigenen Gemeinschaft. In Deutschland ist Geld für das Unternehmen gesammelt worden: 50 000 Pfund Sterling.

Dafür kauft der Jüdische Nationalfonds ein 500 bis 700 Meter breites und sechs Kilometer langes Stück Land von türkischen Grundbesitzern (lässt sich jedoch selbst als Eigentümer des Landes registrieren, um Bodenspekulation und den späteren Verkauf an Araber zu verhindern). Zudem entschädigt die Organisation die Pachtbauern der Vorbesitzer: 50 Familien, die hier mit Esel und Holzpflug das Land bebauten.

Doch die Abfindung der arabischen Familien zieht sich jahrelang hin. Das Land, anfangs ein Flickenteppich aus jüdischen und arabischen Feldern, lässt sich zudem nur schwer mit Maschinen bearbeiten. Und die Zäune, mit denen die Siedler ihr Land umfriedeten, reißen die arabischen Nachbarn wieder um: „Araber haben Zäune nicht gern“, stellt ein Degania-Siedler fest.

Die friedliche Koexistenz mit den arabischen Bewohnern Palästinas, die Theodor Herzl in seinem utopischen Roman „Altneuland“ beschworen hat, erweist sich schon bald als Illusion. Schon die Siedler der ersten Kibbuzim

Zeit, um Abschied zu nehmen: von einem Tabu



* Heft ohne DVD: 9,50 € (A: 10,80 €/CH: 18,60 CHF)
Heft mit DVD: 16,50 € (A: 18,80 €/CH: 33,00 CHF)



Als immer mehr Juden ins Heilige Land drängen, leisten die eingesessenen Araber Widerstand. Auch die Siedler bewaffnen sich nun – und die Spannungen eskalieren zum blutigen Konflikt (Foto um 1935)



Zum Schutz vor Angriffen ziehen Kibbuzniks in der Nähe Jerusalems Stacheldraht um ihre Felder. Immer wieder greifen Araber gezielt jüdische Siedlungen an, zerstören die Ernte, töten Bewohner

mussten Nachtwachen einrichten, um sich gegen Nomaden zu verteidigen. Die Beduinen betrachteten die unerfahrenen Europäer als leichte Beute: „Kinder des Todes“ nannten sie die Pioniere.

Nun kommt es immer wieder zu Zusammenstößen mit den Arabern. Viele der Einwanderer sind pazifistisch gesinnt – doch jetzt tritt neben das Ideal des Siedlers das des Kriegers: Der Pionier verschmilzt nicht mehr mit der Erde, sondern steckt sie mit Zäunen und Wachtürmen ab. Und der Kibbuz mit seiner Disziplin und Solidarität erweist sich als ideales Lebensmodell für den Belagerungszustand.

NICHT NUR DIE PAZIFISTISCHEN, auch die sozialistischen Ideale der Pioniere reiben sich an den Zeitläuften ab. Nach der Gründung des Staates Israel im Jahr 1948 stellen die Kibbuzniks die Stützen

der neuen Gesellschaft, liefern einen überproportionalen Anteil seiner Politiker und hohen Militärs – ein Drittel der ersten Regierung und mehr als ein Fünftel des ersten Parlaments rekrutiert sich aus den Kibbuzim.

Doch zugleich fällt die Idee des Kollektivs allmählich der Verbürgerlichung zum Opfer, die wohl unausweichlich ist, wenn ein Gemeinwesen sich verfestigt.

In den Kibbuzim ersetzen immer häufiger Einzelduschen und abgetrennte Toiletten die Baracken und Freiluftlatrinen, private Radios den Instruktionsabend und Mahlzeiten in der Familie die Gruppenspeisung. Heranwachsende kehren aus den Kinderhäusern zu ihren Eltern zurück, und in den Speisesälen stehen anstelle der langen Bänke nun separate Stühle.

Immer mehr Gemeinschaften industrialisieren ihre Landwirtschaft und gründen Fabriken. Degania etwa, die Ur-Kwuzza, entwickelt sich zum 500-Mitglieder-Kibbuz und setzt auf die Herstellung von Werkzeugen zur Diamantenverarbeitung. Viele Gemein-

schaften zahlen nun Leistungslöhne statt Taschengeld, manche lassen ihre Fabriken von Topmanagern führen und Finanzexperten mit den Gewinnen der Genossenschaft an der Börse von Tel Aviv spekulieren. Und die einst so strenge, bittersüße Erde bedecken jetzt Tennisplätze und Swimmingpools.

Gut 65 Jahre später leben und arbeiten in den 267 Kibbuzim des Landes 120 000 Menschen. Das sind weniger als drei Prozent der Bevölkerung, doch bringen sie 40 Prozent der Agrarprodukte, zehn Prozent der Industriegüter und sieben Prozent der Exportartikel Israels hervor.

Sie stellen in der Armee die Hälfte der Eliteeinheiten und ein Drittel der Luftwaffenpiloten – auch wenn von dem Pionier-Prestige der frühen Jahre nur mehr ein schwacher Abglanz geblieben ist.

Nur noch rund drei Dutzend Kibbuzim sind dem traditionellen Organisationsmodell treu geblieben. Und auch in Hasorea, dem einst von deutschen Einwanderern gegründeten Kibbuz, hat sich die innige Umarmung der Erde, nach der sich die Pioniere gesehnt haben, allmählich gelöst: Die Kibbuzniks beschlossen in den 1950er Jahren, neben der Landwirtschaft Industriebetriebe aufzubauen – eine Möbelfabrik namens „Plastopil“. Knapp sechs Jahrzehnte nach seiner Gründung verdankt Hasorea nur noch ein gutes Drittel seiner Einnahmen der Landwirtschaft.

2013 leben noch gut 900 Menschen in dem Kibbuz – und „Plastopil“, verkündet seine Homepage, „ist der dominierende Faktor in Hasoreas Ökonomie geworden“. 300 Mitarbeiter produzieren jedes Jahr 18 000 Tonnen Folien und Verpackungen.

Vermutlich landet ein Teil der Ware als Plastikmüll an Böschungen und Straßenrändern. Und verhüllt so die Erde, die die Pioniere einst so glühend begehrten, Tag für Tag ein bisschen mehr. □

Jörg-Uwe Albig, 53, GEOEPOCH-Reporter und Schriftsteller in Berlin, hat sich mit dem Thema Gleichheit und persönliche Ambition auch in seinem neuen Roman „Ueberdog“ beschäftigt, der im Verlag Tropen bei Klett-Cotta erschienen ist.

Literaturempfehlungen: Daniel Gavron, „The Kibbutz. Awakening from Utopia“, Rowman & Littlefield: erzählt die Geschichte der Kibbuzim bis heute. Donna Robinson Divine, „Exiled in the Homeland“, Combined Academic Publishers: differenzierte Darstellung der jüdischen Palästina-Einwanderung.

Traumstrände, an die Sie im Traum nicht denken würden: Nord- und Ostsee.



Tage des

Palästina ist nicht menschenleer, wie manche Zionisten behaupten. Hier leben, fest ins Land kommen, sehen sie sich bedroht. Ihre Führer rufen zu einer Revolte



Protestversammlung palästinensischer Araber um 1930. In der ersten Reihe (2. v. l.) sitzt der Mufti von Jerusalem Amin al-Husseini, der höchste muslimische Würdenträger des Landes – und später der Drahtzieher des Aufstands

Zorns

verwurzelt seit Generationen, Hunderttausende Araber. Als immer mehr jüdische Einwanderer gegen die britische Mandatsmacht auf, die zum Flächenbrand wird

VON RALF BERHORST



Palästina ist ein schmaler Küstenstreifen am Südostrand des Mittelmeers mit heißen, trockenen Sommern. Er misst 27 000 Quadratkilometer – nicht einmal so viel wie Brandenburg. Etwa die Hälfte der Fläche ist Wüste, und nur in einem Teil des übrigen Gebietes fällt im kurzen Winter genug Regen, um den Boden fruchtbar zu machen. Das Meer im Westen, Bergzüge im Norden und der Jordangraben im Osten umschließen den Landstrich. Es gibt kaum Städte, die um 1920 europäischen Vorstellungen genügen; Jerusalem, die größte von ihnen, zählt zu jener Zeit 80 000 Einwohner. Nur wenige Eisenbahnlinien erschließen das Land, die schlechten Straßen sind bei starkem Regen unpassierbar.

Doch trotz seiner Armut und Rückständigkeit ist Palästina ein Ort von fast magischer Anziehungskraft, das Ziel von Träumen und Projektionen: für die hier lebenden Araber, die nach Jahrhunderten osmanischer Herrschaft ihren eigenen Staat ersehnen; und für Zehntausende jüdische Einwanderer, die vor allem aus Osteuropa gekommen sind.

Für sie ist Palästina *Eretz Israel*: das von Gott verheißene Land, ihre uralte Heimat – und nun Zufluchtsstätte vor Verfolgung, Entrechtung, Demütigung.

„Ein Land ohne Volk für ein Volk ohne Land“ lautet um 1900 eine suggestive Formel der zionistischen Bewegung in Europa. Einige ihrer Vordenker glauben wohl tatsächlich, Palästina sei ein menschenleeres Territorium. Oder sie verdrängen das Problem, dass es dort eine verwurzelte arabische Bevölkerung gibt.

Auch Juden leben selbst in den Jahrhunderten der Diaspora immer im Heiligen Land – allerdings nur eine winzige Minderheit. 1881 etwa sind es vielleicht 15 000 von insgesamt einer halben Million Einwohnern, die meisten Araber.

Doch nach diesem Jahr strömen, ausgelöst durch Pogrome im Zarenreich, verstärkt jüdische Einwanderer nach Eretz Israel. Dieser Ersten *aliya* (hebr. für „Aufstieg“) folgen weitere Einwanderungswellen: einige Zehntausend Menschen bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs; mehr als 100 000 in den 1920er

Ab 1920 verwalten die Briten Palästina im Auftrag der Völkergemeinschaft. Doch oft treten die neuen Herren als Militärbesatzter auf – wie hier vor dem Jerusalemer Löwentor

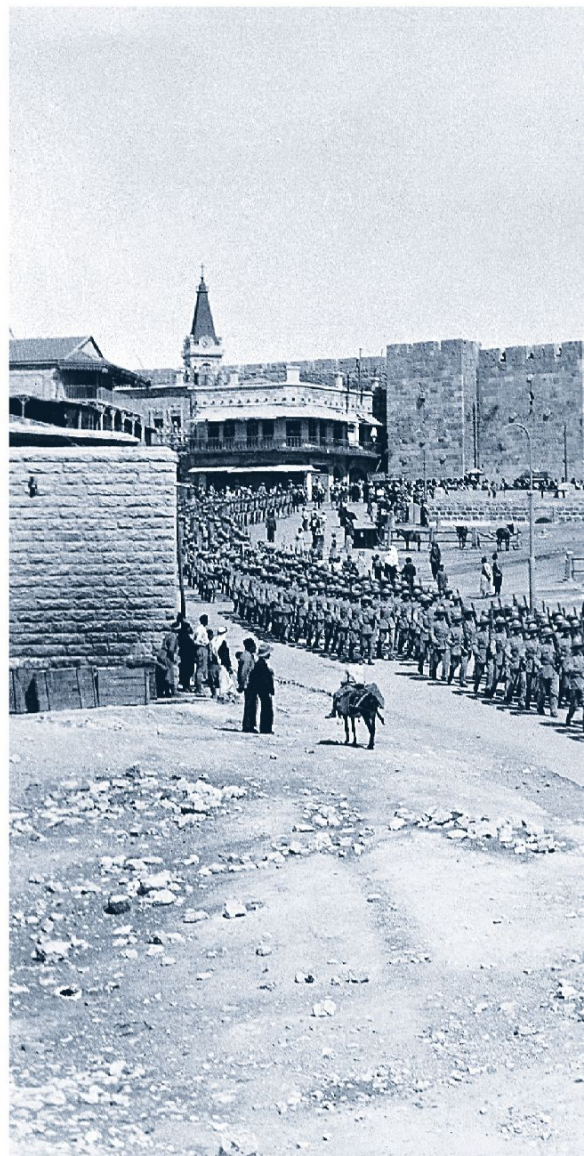


Jahren. Und schließlich fast 200 000 angesichts antisemitischer Regime in Osteuropa und des Aufstiegs der Nationalsozialisten in Deutschland.

Allein zwischen 1932 und 1936 verdoppelt sich die jüdische Bevölkerung in Palästina auf 400 000. Nun macht sie ein Drittel aller Einwohner aus.

Fast alle Immigranten kommen aus Europa – und nicht wenige bringen aus der alten Heimat das Bewusstsein mit, auf einer höheren Zivilisationsstufe als die Einheimischen zu stehen. Ein prominenter Zionist, der aus Weißrussland stammt, notiert: „Wir sind in Palästina die kultivierteste Bevölkerungsgruppe, und kein anderer Bevölkerungsteil kann es in kultureller Hinsicht mit uns aufnehmen. Die meisten Bewohner sind unzivilisierte Fellachen oder Beduinen, die von der Weltkultur noch nicht erreicht wurden. Es wird lange dauern, bis sie lernen, ein Leben ohne Raub und Diebstahl zu führen, ein Leben, in dem sie Scham darüber empfinden, halbnackt und barfuß herumzulaufen.“

Vier von fünf Einwanderern gehen in die Städte. Für diejenigen, die sich auf dem Land niederlassen, kauft der Jüdische Nationalfonds Boden, meist von Großgrundbesitzern, und finanziert es durch Spenden. Viele Bauern, die diese Grundstücke gepachtet hatten, werden von ihren Höfen vertrieben. Tausende





London verfolgt in Palästina vor allem ein strategisches Ziel: die Kontrolle des nahe gelegenen Suezkanals und damit der Verbindung zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean (Jaffa, 1936)

Soldaten Londons paradiieren vor der Zitadelle von Jerusalem. Die Briten sollen Palästina im Auftrag der Völkergemeinschaft auf eine spätere Selbstständigkeit vorbereiten. Doch werden sie von der arabischen Bevölkerung vor allem als Fremdherrscher gesehen



Fellachen und ihre Familien verlassen die Dörfer und ziehen an die Ränder der Küstenstädte. Dort entstehen Elendsviertel. Die Schuld an der Misere gibt man den Juden.

Immer stärker verschieben sich die Zahlen- und Besitzverhältnisse im Heiligen Land so zugunsten der Einwanderer – und immer größer wird der Unmut der palästinensischen Araber darüber. In Resolutionen fordern deren Vertreter ein Ende der Einwanderung.

Und es bleibt nicht beim schriftlichen Protest. Schon im Frühjahr 1920 greifen Araber jüdische Siedlungen an, kommt es in Jerusalem zum Aufruhr. Im Mai 1921 attackieren Muslime in Jaffa Juden; fast 100 Menschen sterben auf beiden Seiten in den Straßenkämpfen. Und 1929 eskaliert ein religiöser Zwist um die Klagemauer in Jerusalem, anschließend kommt es in zahlreichen Städten zu pogromähnlichen Ausschreitungen.

Gewalt wird nun zum Alltag in Palästina. Ein britischer Feldmarschall notierte dazu im Jahr 1921: „Zwei Völker, die zusammen in einem kleinen Land leben und einander hassen wie die Pest.“

DABEI HATTEN DIE BRITEN von der Weltgemeinschaft den Auftrag bekommen, nach dem Ende der osmanischen Herrschaft die Verhältnisse im Heiligen Land zu ordnen. Sie sollten die Errichtung einer „nationalen Heimstätte für das jüdische Volk“ befördern, zugleich aber die Rechte der „bestehenden nicht-jüdischen Gemeinschaften“ wahren.

Der Völkerbund, die 1920 gegründete Vorläuferorganisation der Vereinten Nationen, hatte das Empire als Mandatsmacht in Palästina eingesetzt. De facto bedeutete das: dem Weltreich eine weitere Kolonie hinzugefügt.

Denn das Sagen hat allein der Vertreter Seiner Majestät: der High Commissioner for Palestine. Er verabschiedet Gesetze, ohne dass ein Parlament dagegen Einspruch erheben könnte – nur die Zustimmung des Kolonialministers in London ist einzuholen. Es gibt zwar eine vom Völkerbund eingesetzte Mandatskommission, doch die hat praktisch keine Befugnisse.

Die Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Regierung ihres eigenen Lan-

des sind für alle palästinensischen Bevölkerungsgruppen strikt begrenzt. So sitzen in dem Abgeordnetenrat, den der Hochkommissar einberufen lässt, zehn britische Beamte neben vier muslimischen, drei christlichen und drei jüdischen Honoratioren. Zudem ist das Gremium ohnehin völlig machtlos.

Die jüdischen Interessen vertritt anfangs die Zionistische Exekutive in Palästina, eine Gruppe führender Mitglieder der internationalen Zionistischen Organisation, ab 1929 dann die Exekutive der neu gegründeten Jewish Agency, an der auch nichtzionistische Gruppierungen beteiligt sind. Das Gremium berät gemeinsam mit dem Hochkommissar unter anderem über die Zahl der Einwanderungsgenehmigungen.

Erfolgreichste politische Kraft der Zionisten ist die Gewerkschaft Histadrut, in der die meisten jüdischen Arbeiter organisiert sind. Der Verband betreibt eine Baugesellschaft, eine Bank und Altenheime. Generalsekretär ist der 1906 aus Polen eingewanderte David Ben Gurion. Er wird zum einflussreichsten Politiker Palästinas aufsteigen.

Sein Gegenpart ist Amin al-Husseini, von den Briten 1921 zum Mufti von Jerusalem und damit zum geistlichen Oberhaupt der palästinensischen Muslime eingesetzt. Al-Husseini stammt aus einer der wohlhabendsten Familien Palästinas, ist ein glühender arabischer Nationalist und Judenhasser. Doch er weiß, dass die Briten ihn jederzeit wieder absetzen können – und so beschwichtigt er ganz im Sinn der Mandatsmacht den antijüdischen Furor seiner Gefolgschaft.

Tatsächlich halten die meisten arabischen Aktivisten, die vor allem aus den gebildeten Schichten stammen, vorerst still. Doch gerade junge Nationalisten verachten die taktierende Politik des Muftis; ab Beginn der 1930er Jahre bewaffnen sich manche, rekrutieren mittellose Bauern, überfallen jüdische Siedlungen und töten Feldarbeiter.

Auch die Führer der Jewish Agency wappnen sich. Sie fühlen sich nach den Ausschreitungen von 1929 nicht mehr durch die Briten geschützt – denn die Mandatsmacht verfügt nur über wenige Hundert Soldaten und Polizisten und reagiert hilflos auf die Gewaltausbrüche.



Ein Araber trägt Vertretern der Mandatsmacht seine Anliegen vor. Doch die Einheimischen werden bei politischen Entscheidungen selten gefragt – Londons Statthalter in Palästina herrscht mit fast diktatorischer Macht

Daher ordnet die Führung der Jewish Agency an, die jüdische Selbstschutzmiliz Hagana (hebr. für „Verteidigung“) zur Untergrundarmee aufzurüsten.

Nun genügt ein Funke, um den Konflikt offen ausbrechen zu lassen.

AM ABEND DES 15. APRIL 1936 stoppen arabische Extremisten im Bergland von Samaria Autos und fordern von an-

deren Muslimen Geld für Waffen und Munition. Dann stoßen sie auf Wagen mit jüdischen Insassen – und eröffnen das Feuer. Ein Einwanderer aus Saloniki stirbt, zwei Männer werden verwundet.

Die Beerdigung des Getöteten in Tel Aviv schlägt um in eine Demonstration gegen die palästinensischen Araber und die britische Mandatsmacht. Die Menge attackiert einen Passanten und einen Polizisten. Zwei Tage später die Gegenreaktion: Ein Mob arbeitsloser Bauern und Tagelöhner tötet in Jaffa neun Juden. Tausende jüdische Einwohner fliehen aus der Stadt nach Tel Aviv.

Vor allem die jungen arabischen Nationalisten reagieren nun sehr rasch,

**Noch halten
die meisten
Araber
still**



gründen Komitees, rufen zum Streik auf. Am 25. April treffen sich Vertreter der Aktivisten in Jerusalem und gründen das Hohe Arabische Komitee, das die Revolte anführen soll. Zum Vorsitzenden wählen sie Amin al-Husseini, den prominentesten Kopf der Muslime.

In einem Manifest erklärt das Hohe Komitee, der Streik werde erst beendet, wenn die Mandatsregierung die jüdische Einwanderung und die Landkäufe stoppe und eine vom Volk gewählte gesetzgebende Versammlung zulasse. Sollten diese Forderungen nicht bis zum 15. Mai 1936 erfüllt sein, werde die arabische Gemeinschaft zu Widerstand und gewaltsamen Aktionen übergehen.

Der Ausstand erfasst fast das gesamte Land. Lastwagen, Busse und Taxis arabischer Transportunternehmer fahren nicht mehr. Geschäfte bleiben geschlossen, Bauarbeiter und Helfer in den jüdisch betriebenen Zitrusgärten erscheinen nicht zur Arbeit. Bauern liefern keine Früchte mehr auf die Märkte der Städte. Im Hafen von Jaffa bleiben Frachter beladen an den Kais liegen.

Doch paradoxerweise nutzt der Streik dem erklärten Feind. Denn nun arbeiten in den Orangengärten Juden statt Araber. Appelle der Zionisten ergehen

an die jüdische Bevölkerung, nur noch Obst und Gemüse aus den eigenen Siedlungen zu kaufen sowie Waren mit hebräischer Kennzeichnung.

Weil der Hafen von Jaffa lahmgelegt ist, lässt die Jewish Agency binnen kurzer Zeit in Tel Aviv einen Ersatzhafen errichten. „Wir sollten die Araber dafür belohnen, dass sie den Anstoß zu unserer großen Errungenschaft gegeben haben“, notiert Ben Gurion.

Der britische Hochkommissar Arthur Wachope, seit 1931 im Amt, verstärkt Polizeikräfte und Truppen, reagiert sonst aber abwartend. Die Forderungen des Hohen Arabischen Komitees erfüllt er nicht, auch nicht, als das Gremium am 15. Mai zum Steuerboykott aufruft.

Einen Tag später beginnt die Gewalt. Der Streik wird zur Rebellion – zum größten Aufstand der Palästinenser gegen den Traum des Zionismus.

In Jerusalem feuert ein Araber in eine Menge, die gerade aus einem Kino strömt. Drei Juden sterben. Um die Situation nicht weiter eskalieren zu lassen, kommt Wachope den arabischen Forderungen ein wenig entgegen: Am 18. Mai verkündet er eine Beschränkung der jüdischen Einwanderung auf 4500 Menschen in den kommenden sechs Monaten. Das genügt den arabischen Nationalisten jedoch nicht: Sie wollen ein Ende der Einwanderung – um ihre Bevölkerungsmehrheit zu erhalten.

Der Terror weitet sich aus: Aufständische schießen auf fahrende Autos, setzen Schulgebäude in Brand, werfen Granaten auf Züge, legen Bomben und Landminen, überfallen jüdische Siedlungen oder britische Polizeistationen. In Kibbuzim reißen sie nachts Obstbäume aus und töten das Vieh.

Ein christlicher Araber, glühender Anhänger der Rebellion, schreibt in einem Brief an seinen Sohn: „Wir schlafen zum Geräusch pfeifender Kugeln ein und wachen zum Geräusch pfeifender Kugeln auf. Sie werfen Bomben, schießen, verbrennen Felder, zerstören jüdische Zitrusplantagen, sprengen Brücken, durchtrennen Telefonleitungen und stürzen Strommasten um.“ Voller Bewunderung schreibt der gleiche Mann in seinem Tagebuch von zwei Arabern, die eine Granate in einen Zug mit jüdi-



Etliche Kommissionen befassen sich mit den Konflikten zwischen Juden und Arabern, hier nach einem Streit um den Zugang zur Klagemauer. Eine Empfehlung der Experten: die zionistische Einwanderung begrenzen

schen Zivilisten geworfen haben: „Wer hätte gedacht, dass es noch solche Helden in Palästina gibt?“

Die Führung der Zionisten ist schockiert. „Auf der einen Seite haben sich die Kräfte der Zerstörung, die Kräfte der Wüste, erhoben, und auf der anderen Seite stehen unverrückbar die Kräfte der Zivilisation und des Aufbaus“, erklärt Chaim Weizmann, Präsident der Zionistischen Organisation und ihr angesehenster diplomatischer Vertreter.

David Ben Gurion, inzwischen zum Vorsitzenden des Exekutivkomitees der Jewish Agency gewählt, sieht das Problem nüchterner: „Es gibt einen grundsätzlichen Konflikt. Wir und sie wollen dasselbe: Wir beide wollen Palästina.“

Gegengewalt, so Ben Gurion, würde der zionistischen Sache jedoch nur schaden: „Sie wollen, dass das Land in einen Zustand eines fortwährenden Pogroms übergeht. Jedes zusätzliche Blutvergießen wird nur den Arabern politischen Vorteil bringen und uns schaden.“

So entscheidet sich die Jewish Agency für eine Strategie der Zurückhaltung – die britische Mandatsmacht soll die Revolte niederschlagen. Zur eigenen Sicherheit aber fahren Juden nun in Konvois mit britischen Polizisten oder Soldaten in gepanzerten Wagen als Begleitschutz, jüdische Bauern gehen in bewaffneten Gruppen auf ihre Felder.

Einheiten der Hagana patrouillieren in Städten, in denen Juden und Araber Straße an Straße wohnen, und an der Grenze zwischen Jaffa und Tel Aviv. Zudem erhalten jüdische Hilfspolizisten von den Briten Waffen.

Abgelegene Häuser und jüdische Kibbuzim abseits der Städte nehmen die Rebellen nachts unter Feuer. Sie attackieren Menschen, die aufgrund ihres Berufes gezwungen sind, arabische Viertel aufzusuchen. So werden am 17. August zwei jüdische Krankenschwestern erschossen, als sie ein Hospital in Jaffa verlassen. Junge Radikale zielen immer wieder auf Polizeistationen und Militärpatrouillen, werfen Bomben auf Amtsgebäude. Die Briten antworten mit Maschinengewehrfeuer, viele Städte werden zum Kampfgebiet.

Gegen Ende des Sommers kommen Hunderte freiwillige arabische Kämpfer

aus dem Irak, Syrien und Transjordanien nach Palästina. Doch die Briten gehen nun entschiedener gegen den Aufstand vor: London hat Truppen geschickt. Im September stehen den 2000 Rebellen 20 000 Soldaten gegenüber.

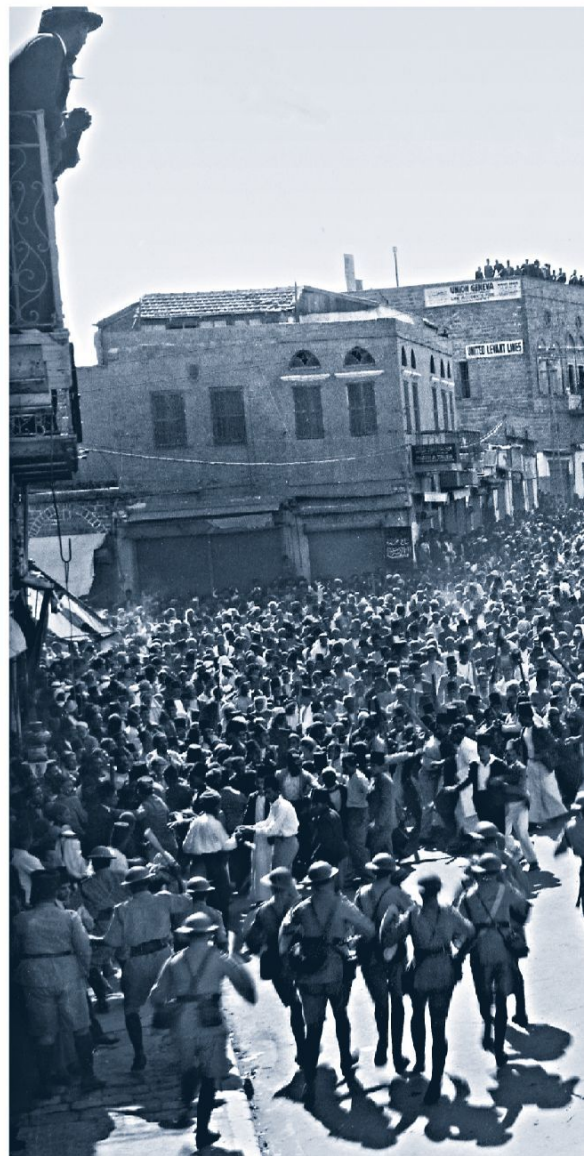
Inzwischen führen die Streiks für die arabische Bevölkerung zu einer immer stärkeren Belastung. Vor der Orangernte im Herbst mehrten sich Stimmen, den Ausstand zu unterbrechen. Kompromissbereite Rivalen innerhalb der Nationalbewegung bringt der Mufti zunächst aber zum Schweigen.

Im Oktober 1936 lassen mehrere arabische Herrscher einen gemeinsamen Aufruf veröffentlichen und bitten „ihre Söhne, die Araber Palästinas“, das Blutvergießen zu beenden. Dieser Appell ermöglicht es dem Hohen Komitee, am nächsten Tag ohne Gesichtsverlust das Ende der Erhebung auszurufen.

London hat versprochen, eine Kommission ins Land zu schicken, die die Beschwerden der arabischen Seite untersuchen soll. Die Rebellen lassen den Kampf ruhen. Während der Auseinandersetzungen sind 80 Juden, 197 Araber und 28 Briten getötet worden.

DIE KOMMISSION aus London trifft am 11. November 1936 in Jerusalem ein: sechs hohe Kolonialbeamte in Frack und Zylinder. In Dutzenden Sitzungen hören

1936 explodiert die Wut der Araber: Ein Generalstreik soll das Land lahmlegen, Extremisten verüben Attentate auf jüdische und britische Ziele – wie hier bei Tel Aviv auf einen Güterzug





Mindestens 3500 Menschen werden in dem arabischen Aufstand getötet. Die meisten sind Zivilisten – wie dieses Mädchen, das 1938 in Jerusalem einem Bombenattentat zum Opfer fällt

Britische Polizisten gehen in Jaffa gegen arabische Demonstranten vor. Doch die Unruhen weiten sich immer mehr aus – obwohl die Mandatsmacht die Aufständischen mit einer starken Beschränkung der jüdischen Einwanderung zu beschwichtigen versucht



sie Zeugen an. Auch Chaim Weizmann und David Ben Gurion sagen aus. Man wolle die Araber keineswegs dominieren, erklären die zionistischen Führer; doch sie bestehen zugleich auf weiterer Einwanderung und Landkäufen durch den Jüdischen Nationalfonds – ohne Beschränkungen durch die Briten.

Die arabische Seite hingegen boykottiert die Untersuchung: weil die Mandatsregierung die jüdische Immigration nicht völlig gestoppt, sondern die Quote nur auf 1800 im Monat festgelegt hat. Erst am 13. Januar 1937 tritt al-Husseini doch noch vor die Kommission, auf Druck arabischer Regierungen, denen die Verweigerung der Zusammenarbeit als Fehler erscheint und die zudem ihr Verhältnis zu den Briten nicht belasten wollen. Der Mufti fordert ein Ende der Mandats Herrschaft und ein unabhängiges, selbstbestimmtes Palästina (mit arabischer Bevölkerungsmehrheit).

Sechs Monate später veröffentlicht die Kommission ihren Bericht: Die Lösung des Konflikts sei in einem gemeinsamen Staat nicht möglich; auch die Mandats Herrschaft habe sich nicht bewährt. Hoffnung liege nur in einer „chirurgischen Operation“: Palästina solle in zwei unabhängige Staaten aufgeteilt werden, und zwar so, dass möglichst jene Gebiete, in denen Juden bereits Boden für Siedler erworben haben, von denen der Araber separiert werden. Die Juden sollen den Norden Palästinas mit Galiläa und einen Teil der Küstenebene einschließlich Tel Avivs erhalten – weniger als ein Fünftel des Landes, darunter aber fast alle fruchtbaren Gegenden.

Das für die Araber vorgesehene Territorium umfasst das Bergland von Samaria, die südliche Mittelmeerküste mit dem Gebiet um Gaza, das Westufer des Toten Meeres und die Wüste Negev, zudem als Exklave die Stadt Jaffa; zusammen mit Transjordanien soll es zu einem arabischen Staat vereinigt werden.

Eine Zone mit Jerusalem, Bethlehem und einem Korridor zum Meer soll unter internationaler Herrschaft verbleiben, um allen Religionen Zugang zu den heiligen Stätten Palästinas zu gewähren; das britische Mandat solle vorerst wei-

ter für die Städte Haifa, Tiberias, Akko und Safed gelten, in denen sowohl zahlreiche Juden als auch Araber leben, und für den Küstenstreifen am Roten Meer.

Die Führung der Zionisten ist uneins, viele lehnen die Teilung Palästinas ab. Ben Gurion aber ist begeistert: Erstmals werde ein „wirklich jüdischer Staat“ greifbar, nicht nur eine nationale Heimstätte, notiert er. Eine Möglichkeit, „von der wir in unseren kühnsten Fantasien nicht zu träumen wagten“.

Auch Chaim Weizmann befürwortet den Vorschlag der Kommission. Experten versichern ihm, man könne in dem vorgesehenen Gebiet noch 20 Jahre lang jeweils 100 000 Einwanderer aufnehmen. Und keineswegs preisgegeben ist die heimliche Hoffnung, eines Tages doch noch das gesamte Heilige Land zu übernehmen: „Ein jüdischer Teilstaat ist nicht das Ende, sondern erst der Anfang“, vertraut Ben Gurion seinem Sohn in einem Brief an.

Er begrüßt vor allem einen Punkt des Plans. Die britische Kommission sieht einen Austausch von Bevölkerungsgruppen vor: Immerhin 225 000 Araber müssten umgesiedelt werden, hingegen nur 1250 Juden. Die Menschen sollen ihre Heimat freiwillig aufgeben und dafür entschädigt werden – doch notfalls will man sie zum Umzug zwingen.

Die Idee der Briten ist nicht neu. Viele Zionisten, darunter Theodor Herzl, der Vordenker der Bewegung, haben als Lösung des Konflikts solch einen Transfer erwogen. Konnten die Araber nicht einfach nach Transjordanien oder ein anderes arabisches Land ausweichen? Dort sei schließlich Platz genug.

Dass die Einheimischen ihre Heimat, die Dörfer ihrer Vorfahren verlassen müssten, erscheint vielen Zionisten moralisch legitim. Angesichts der Drangsalierung in Europa wiegt aus ihrer Sicht die Notwendigkeit eines jüdischen Staates schwerer als das Recht der Araber auf ihren angestammten Boden. Und in jedem Falle sei die Trennung beider Völker vorteilhafter als ihre Vermischung, die in einem Blutbad enden werde.

Im August 1937 stimmt ein Zionistenkongress in Zürich für die Empfehlungen der Kommission – möglichst rasch wollen viele Delegierte den Juden

Auch Frauen dienen in den Einheiten der Hagana. Obwohl die jüdische Selbstschutzmiliz illegal ist, setzen die Briten ihre Mitglieder im Kampf gegen die Aufständischen ein und rüsten sie mit Waffen aus



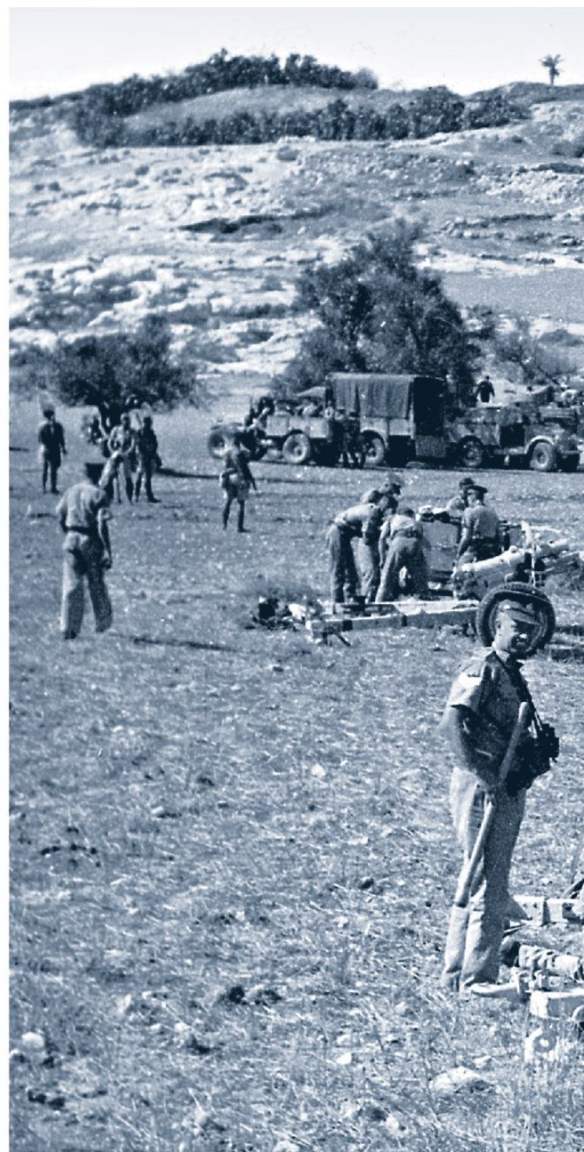
in Europa eine sichere Zufluchtsstätte bieten, ohne vorgegebene Einwanderungsquoten einer Mandatsmacht.

Klar ist indes auch: Der geplante jüdische Staat ist viel zu klein, um alle potenziellen Flüchtlinge aufzunehmen.

Das Hohe Arabische Komitee hat den Teilungsplan da schon längst kategorisch abgelehnt. Der Verzicht auf seit Generationen besiedelte Gebiete sowie die Vertreibung Hunderttausender Muslime sind inakzeptabel. Rasch flammt die Revolte nun wieder auf.

AM 26. SEPTEMBER 1937 erschießen arabische Extremisten einen ranghohen britischen Beamten. Zwar verurteilt Mufti al-Husseini den Mord und ruft zur Mäßigung auf – doch es ist unklar, ob er nicht in Wirklichkeit den Befehl für das Attentat gegeben hat.

Die Mandatsregierung verbietet das Hohe Arabische Komitee und erlässt Haftbefehle gegen dessen Mitglieder. Der Mufti entkommt jedoch seiner Gefangennahme: In den heiligen islamischen Stätten auf dem Tempelberg entzieht er sich dem Zugriff, schließlich kann er – angeblich als Beduine verkleidet – aus Jerusalem fliehen, erreicht die Küste und entkommt in einem Boot in den Libanon. Andere Flüchtlinge aus Palästina gründen im syrischen Damaskus das Hohe Komitee im Exil neu.



Soll man das Land einfach teilen?

Möglich, dass der Mufti vorher noch eine neue Terrorwelle in Auftrag gibt. Im Land selbst wird die Revolte nun getragen von regionalen Kommandeuren, Bauern oder Beduinen, die meist kleine Banden um sich versammeln. Die Rebellenführer wissen, dass sie die britische Übermacht nicht in offener Schlacht herausfordern können; sie verlegen sich auf Guerilla-Aktionen, Bombenanschläge und vereinzelte Vorstöße in die Städte. Diese Taktik ist erstaunlich erfolgreich.

Im Sommer 1938 kontrollieren die Rebellen große Teile Galiläas, Samarias sowie einige Städte. Am 15. Oktober dringen die Aufständischen sogar in die Altstadt Jerusalems vor und hissen ihre Flaggen. Fünf Tage benötigen die Briten,

um sie wieder zurückzudrängen. Diesmal billigen nicht alle Juden die Strategie der Zurückhaltung. Die Untergrundmiliz Irgun, um 1930 von abtrünnigen Hagana-Offizieren gegründet, hält Vergeltungsschläge und Bombenattentate gegen arabische Zivilisten für legitim. Die radikalen Zionisten fürchten, dass weitere Untätigkeit als Schwäche ausge-

legt werden könnte. „Vor uns liegen zwei Wege“, heißt es in einem Flugblatt: „Der Weg des Lebens oder der Weg des Todes, der Weg der Ehre oder der Weg der Schande, der Weg der Kapitulation und der Sklaverei oder der Weg des Krieges und des totalen Sieges.“

Bei einer ersten Attacke der Irgun am 11. November 1937 auf ein Jerusalemer Busdepot sterben zwei Araber. Irgun-Terroristen verüben Anschläge auf Kaffeehäuser, Marktplätze und Straßenzüge: Am 6. Juli 1938 stellt ein Attentäter zwei mit Sprengstoff und Granatsplittern gefüllte Milchkannen auf einem Markt in Haifa ab; die Detonation tötet 21 Menschen. Am 15. Juli 1938 sterben bei einem Bombenanschlag in Jerusalem zehn Araber, zehn Tage später wiederum in Haifa 39 Menschen.

Die Mehrheit der zionistischen Parteien verurteilen zwar die Attentate. Doch die Gewalt der arabischen Aufständischen drängt auch die Jewish Agency zu einem Strategiewechsel: Sie rekrutiert neue Einheiten der Hagana, und diese Feldkompanien dienen nun nicht mehr nur der defensiven Bewachung, sondern sollen angegriffenen Siedlungen zu Hilfe eilen und kämpfen.

Hochkommissar Arthur Wauchope wird abgelöst. London traut ihm nicht mehr zu, die Revolte niederzuschlagen, sondern verlegt weitere 25 000 Soldaten und Polizisten nach Palästina – und schickt einen seiner erfahrensten Experten für Terrorbekämpfung: Sir Charles Tegart, der in Indien gedient und dort Erfahrungen bei der Unterdrückung von Revolten gesammelt hat.

Tegart lässt entlang der Grenze zum Libanon einen 75 Kilometer langen Stacheldrahtzaun errichten, um den Waffenschmuggel zu unterbinden und um zu verhindern, dass von dort weiterhin Kämpfer ins Mandatsgebiet eindringen.

Polizeiforts werden errichtet sowie bunkerartige Wachtposten an den Straßen. Und in einem speziellen Trainingszentrum erlernen Polizisten neue Foltermethoden: Bei ihren Verhören flößen die Briten Verdächtigen im Liegen durch die Nase Wasser ein, um sie zu einer Aussage zu zwingen.

Mehr und mehr wird der Aufstand zum offenen Krieg. Im Sommer 1938 kontrollieren die Araber weite Teile Palästinas, hissen ihre Flagge sogar in Jerusalem. Um die Rebellen zurückzuschlagen, setzen die Briten auch Artillerie ein



Die Mandatsmacht geht nun hart gegen die arabische Bevölkerung vor: Tausende Palästinenser werden in Lagern interniert, Dörfer oder Wohnviertel, deren Bewohner angeblich Terroristen Unterschlupf gewährt haben, mit kollektiven Strafen belegt, Häuser bei Durchsuchungen verwüstet, ganze Siedlungen abgerissen, mehr als 30 Aufständische gehängt. Soldaten zwingen arabische Zivilisten, an der Spitze britischer Konvois zu fahren, damit die Rebellen nicht die Straßen verminen; sie fesseln Geiseln auf offene Waggon und koppeln diese vor ihre Züge.

Weniger rigoros gehen die Briten gegen die Irgun vor. Nur ein jüdischer Terrorist wird in den 1930er Jahren hingerichtet – er hatte an einem Anschlag auf einen Bus voller Zivilisten teilgenommen (bei dem niemand verletzt wurde).

Und die Briten stärken die Kooperation mit der Jewish Agency: Sie formen Sondereinheiten aus Soldaten, jüdischen Polizisten und Hagana-Kämpfern, die in Galiläa eine Ölpipeline aus dem Irak schützen sollen. Die Kommandos rücken in der Nacht zu Vergeltungsaktionen gegen arabische Dörfer aus, in deren Nähe die Leitung beschädigt wurde.

Gegen Ende 1938 gewinnt das britische Militär die Kontrolle über die Städte zurück. Und die ländliche Bevölkerung ist von der Rebellion erschöpft.

Viele Bandenchefs bekämpfen sich gegenseitig und terrorisieren Dorfbewohner, denen sie Geld für den Aufstand abpressen. Ortschaften, die keine Männer stellen wollen oder sich den Kontributionen widersetzen, werden durch Strafaktionen eingeschüchtert.

Inzwischen sterben mehr Araber durch die Hand eigener Kämpfer als durch britische Soldaten oder jüdische Terroristen. Marodierende Rebellen ziehen über das Land, streiten um Beute. Viele Fellachen widersetzen sich den Plünderungen. Die Aufständischen machen kurzen Prozess: Ein Dorfvorsteher wird getötet, als er sich weigert, den Rebellen Geld auszuhändigen.

Die Menschen beginnen, sich gegen die eigenen Kämpfer zu verteidigen: Westlich von Jerusalem erschießen Dorfbewohner einen Bandenchef, als der sich ihren Häusern nähert.



Abtransport von Häftlingen: Erst 1939 wird der Aufstand niedergeschlagen. Seine Folgen vor allem für die arabische Bevölkerung sind katastrophal: mehr als 3000 Tote, viele Dörfer und Felder verwüstet. Und Tausende sitzen in Gefängnissen

Das Hohe Komitee in Damaskus versucht Kontrolle über die Banden zu gewinnen – doch viele seiner Befehle werden nicht ausgeführt. Auch innerhalb der Führung der Araber wütet der Terror: Anhänger von Amin al-Husseini und Gefolgsleute seiner Rivalen verfolgen und ermorden sich gegenseitig.

FÜR GROSSBRITANNIEN sind nun übergeordnete strategische Überlegungen entscheidend: Der Nahe Osten mit seinen Ölreserven und Verbindungswegen ist eine äußerst wichtige Region; man will dort nicht Millionen Araber gegen sich aufbringen. Die Regierung in London folgt einem nüchternen Kalkül: Die Juden sind ohnehin auf sie als Verbündeten angewiesen, die arabischen Nachbarstaaten des Mandatsgebiets könnten

sich jedoch aus Solidarität mit den Palästinensern den Gegnern des Empire zuwenden – etwa dem faschistischen Italien oder dem Deutschen Reich, die schon seit Jahren versuchen, die Araber für sich zu gewinnen.

So rücken die Briten im November 1938 endgültig von ihrem Teilungsplan ab. Stattdessen will London die Araber mit Konzessionen besänftigen.

Beide Konfliktparteien sowie Delegierte aus arabischen Nachbarländern werden zu einer Konferenz nach London geladen, um die Bedingungen einer Koexistenz in einem Staat auszuhandeln. Amin al-Husseini darf allerdings nicht anreisen, er ist nach seinen un-



durchschaubaren Manövern als Gesprächspartner nicht willkommen.

Die arabische Delegation weigert sich, mit den Juden zu reden, daher wird in getrennten Sitzungen verhandelt. Sie fordert weiterhin einen unabhängigen Staat und das Ende der jüdischen Einwanderung. Weizmann und Ben Gurion drängen auf deren Fortsetzung. Und solange die Araber in der Mehrheit sind, stellen sie sich gegen die Unabhängigkeit eines ungeteilten Palästina.

Literaturempfehlungen: Yehoshua Porath, „The Palestinian-Arab National Movement 1929–1939“, Cass: Standardwerk. Tom Segev, „Es war einmal in Palästina“, Pantheon: hochspannende Darstellung des Konflikts zwischen Juden und Arabern vor der Staatsgründung Israels.

Am 17. März 1939 endet die Konferenz ohne Ergebnis – zwei Tage nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei durch das NS-Regime. Nun ist klar, dass der Kontinent auf einen Krieg zusteuert. Damit erhöht sich der Druck auf die Briten, den Arabern entgegenzukommen.

Am 17. Mai 1939 veröffentlicht London ein Weißbuch – ein offizielles Dokument der Regierung, das deren künftigen Kurs darlegt: Nur noch insgesamt 75 000 Juden sollen in den nächsten fünf Jahren nach Palästina einwandern, danach bedarf jede weitere Immigration der Zustimmung der Araber. Die jüdischen Landkäufe werden begrenzt. Binnen zehn Jahren soll das Mandatsgebiet in die Unabhängigkeit entlassen werden – dann wären noch die Araber in der Mehrheit, es wäre ein arabischer Staat.

Es scheint, als eröffne sich hier eine einmalige historische Gelegenheit. Doch al-Husseini und das Hohe Komitee lehnen auch diese Offerte ab, weil die jüdische Einwanderung nicht sofort gestoppt wird. Der Mufti fürchtet wohl um sein Ansehen bei den Rebellen, die noch immer die Erhebung fortsetzen.

Für die Führung der zionistischen Bewegung ist das Weißbuch ein Schock. London, so scheint es, hat die Revolte der Palästinenser politisch belohnt.

Eine Kommission des Völkerbundes stellt fest, das Schriftstück entspreche nicht den Bestimmungen des Mandats.

Das Papier tritt dennoch formell in Kraft, hat aber in den kommenden Jahren kaum Auswirkungen: Die Einwanderung geht unter den Bedingungen des Zweiten Weltkriegs zurück, mit Unterstützung der Jewish Agency werden bis 1945 nur noch rund 20 000 Menschen nach Palästina eingeschleust.

Unterdessen gelingt es den Briten, die große arabische Revolte immer mehr einzudämmen. Im Mai 1939 ist der Aufstand weitgehend niedergeschlagen. Seine Folgen lasten schwer auf den Arabern: Hunderte ihrer Häuser sind zerstört, Felder verwüstet. Besonders Händler leiden unter den Folgen des bis zum Ende der Revolte fortgesetzten Streiks.

Auch die politischen Konsequenzen sind desaströs: Die Führung der Araber ist tief zerstritten. Amin al-Husseini muss im Exil ausharren. (Der Mufti verbreitet von Beirut aus weiter Propaganda, sammelt Spenden und kauft Waffen, bis er im Herbst 1939 in den Irak flieht.

1941 reist er nach Berlin und versucht Adolf Hitler eine Unterstützungserklärung für die palästinensischen Araber abzurufen – vergebens.)

Bei mehr als 1500 Attacken der Rebellen gegen Polizisten, Soldaten und jüdische Siedlungen sind mindestens 150 Briten und mehr als 350 Juden gestorben. Zwischen 3000 und 6000 Opfer hat die Erhebung auf Seiten der Aufständischen gefordert – viele von ihnen wurden von arabischer Hand getötet.

Als die Zionisten am 16. August 1939 zu einem Kongress in Genf zusammenkommen, ist die Stimmung verzweifelt. In Deutschland haben neun Monate zuvor Synagogen gebrannt, Zehntausende Juden wurden in Konzentrationslagern inhaftiert. Die meisten Abgesandten vertrauten lange Zeit auf die Unterstützung durch die Briten und fühlen sich nun im Angesicht der größten Not im Stich gelassen. Viele billigen jetzt Widerstandskaktionen gegen die Mandatsmacht.

So auch David Ben Gurion: „Das Weißbuch hat ein Vakuum geschaffen, das von den Juden selbst gefüllt werden muss. Die Juden sollten so handeln, als wären sie bereits die Staatsmacht in Palästina, und fortfahren, dies zu tun, bis dort ein jüdischer Staat existiert.“

Anfang des Jahres hat er drei geheime Hagana-Einheiten aufstellen lassen. Sie verübten Vergeltungsaktionen gegen arabische Terroristen sowie gegen Spitzel; nun wenden sie sich gegen britische Ziele. Auch die Irgun stellt sich mit ihren Attacken jetzt stärker gegen die Mandatsmacht.

Die Briten resignieren. Generalmajor Bernard Montgomery erklärt ebenso verächtlich wie hilflos: „Der Jude ermordet die Araber, und die Araber ermorden die Juden. Das geschieht in Palästina heute, und das wird aller Voraussicht nach auch in 50 Jahren noch so sein.“ Ein Beamter der britischen Mandatsverwaltung schreibt am 1. September 1939 in einem Brief: „Die Dinge könnten nicht schlimmer stehen.“

Am selben Tag beginnt der Zweite Weltkrieg. □

Dr. Ralf Berhorst, 46, Journalist in Berlin, hat zuletzt in den Ausgaben zu den „Kreuzzügen“ und zum „Osmanischen Reich“ über die Krisenregion am Mittelmeer geschrieben.

ICH BIN

GEO.

lieber mal
Klappe halten
und einfach
stammen.



EIN SICHERER HAFEN



Exodus: Zu Zehntausenden verlassen Juden nach 1945 auf überfüllten Schiffen Europa Richtung Palästina. Zu den Überlebenden des Holocaust gesellen sich, wie auf diesem Dampfer, auch Glaubensbrüder aus nahöstlichen Staaten wie der Türkei

Wenige Stunden, nachdem am 14. Mai 1948 die Gründung Israels ausgerufen worden ist, kämpfen jüdische Soldaten überall in Palästina gegen arabische Einheiten.

Die Juden, befeuert von zionistischen Idealen und gedrängt vom Schrecken des Holocaust, wollen im Land der Bibel endlich einen eigenen Staat errichten. Doch die Araber, die hier seit Generationen leben, widersetzen sich mit Gewalt. Der Kampf um Palästina eskaliert zum offenen Krieg um die Existenz Israels. Und zu jener Auseinandersetzung, die den Frieden in dieser Region bis heute unmöglich macht

VON CAY RADEMACHER UND ANDREAS SEDLMAIR



In Haifa entrollen jüdische Flüchtlinge 1946 auf dem Schiff »Haviva Reik« ein Spruchband: »Lasst die Tore offen, wir sind nicht die Letzten!« Doch um die arabisches Mehrheit nicht zu provozieren, beschränken die britischen Besatzer die Immigration. Immer wieder werden sie deshalb von jüdischen Terrorgruppen attackiert: Am 22. April 1947 etwa zerfetzt eine Bombe den Nachtexpress aus Kairo (rechts), sechs Männer sterben. Zehn Monate später werden zwei britische Soldaten auf offener Straße erschossen (unten)



von Arabien“ unsterblich geworden – versprach den Arabern, dass sie nach dem Ende der Türkenherrschaft eigene Staaten gründen könnten.

Der einzig verbindliche Vertrag aber, den Großbritannien zum Nahen Osten unterschrieben hatte, war ein Geheimabkommen mit Frankreich, in dem die beiden Mächte die Region in „Interessensphären“ aufgeteilt hatten.

Durch einen Beschluss einer internationalen Konferenz wurde Palästina, das im Wesentlichen das Territorium des heutigen Israel (einschließlich der palästinensischen Autonomiegebiete) und zunächst auch das des heutigen Jordanien umfasste, 1920 britisches Mandatsgebiet – und die nächsten 28 Jahre versuchte die Regierung Seiner Majestät vergebens, sich aus der Zwickmühle wieder hinauszumanövrieren, in die sie

Der 5. Tag des Ijar im Jahr 5708. Eine Handvoll Männer sitzen oder liegen in einem kargen Raum, den ein Radio beschallt: erschöpfte junge Soldaten, die Gewehre und Maschinenpistolen griffbereit neben den Händen. Ihr Anführer ist ein 26-jähriger, auffallend gut aussehender, aber in seiner schüchternen Verschlossenheit fast mürrisch wirkender Mann, der dem Radio stumm und reglos lauscht.

Er kommandiert die 1300 Soldaten der Harel-Brigade der Palmach, der Elite-truppe jüdischer Kämpfer in Palästina. Seit einigen Wochen stehen seine Männer, von denen viele noch nicht einmal volljährig sind, in schweren Gefechten.

Die Nachmittagssonne brennt heiß über den Bergen, noch einige Stunden bis zur Dämmerung und zum Beginn des Sabbats.

In einer Ecke des stickigen Zimmers hat sich ein Kämpfer zusammengerollt. Die Rede eines Mannes dröhnt aus dem Lautsprecher, die raue Stimme klingt verzerrt und schwankt. „Hey, Jungs!“, ruft der Soldat, „ich bin müde, macht das Radio aus. Die schönen Worte können wir uns auch morgen noch anhören!“

Einer seiner Kameraden greift zum alten Röhrenradio – es wird still im Haus. Der Kommandeur sagt nichts und denkt wohl nur an das nächste Gefecht. Die Soldaten lagern im Kibbuz Maale

ha-Chamischa, wenige Kilometer westlich von Jerusalem. Ihr schweigsamer Anführer heißt Jitzchak Rabin.

Der 5. Tag des Ijar im Jahr 5708 jüdischer Zeitrechnung ist der 14. Mai 1948. Und die Radioansprache, welche die Ruhe der ermatteten Kämpfer stört, ist David Ben Gurions Proklamation der Gründung des Staates Israel, dessen Ministerpräsident Jitzchak Rabin Jahrzehnte später einmal sein wird.

JERUSALEM, 14. MAI 1948, 4.00 Uhr morgens. Die Besatzer geben auf. Es sind britische Soldaten. Jerusalem gehörte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Osmanischen Reich, das an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns in den Ersten Weltkrieg eintrat und mit dem Krieg auch sehr viel Land verlor.

Doch das war anfangs noch nicht absehbar. Also versuchte die Regierung in London während des Krieges, lokale Verbündete gegen die osmanischen Herrscher zu gewinnen. Sie fand gleich zwei. Außenminister Lord Arthur James Balfour schrieb 1917 in einem Brief an einen der führenden britischen Zionisten, Lord Lionel Walter Rothschild, dass seine Regierung „mit Sympathie die Errichtung einer nationalen Heimstätte der Juden in Palästina“ betrachte – die später so genannte „Balfour Declaration“ (siehe Seite 26).

Doch parallel dazu unterstützte Großbritannien auch den aufkeimenden Nationalismus der Araber. Der britische Offizier T. E. Lawrence – als „Lawrence



durch ihr doppelt gebrochenes Versprechen hineingeraten war.

Für Araber und Juden gleichermaßen war Großbritannien zu jener Macht geworden, um deren Anerkennung man buhlt, der man in Militär und Verwaltung nacheifert – und die man doch als Besatzer aus dem Land werfen will.

In all den Jahren vermochten britische Truppen – am Ende standen rund 100 000 Mann in diesem Land, das kleiner ist als Brandenburg und weniger Einwohner hat als Berlin – nie dauerhaft Gewaltakte von Arabern gegen Juden, von Juden gegen Araber und von beiden gegen die Besatzer zu verhindern.

Den Politikern in London gelang es auch nicht, einen für Juden wie Araber akzeptablen Plan für die Zukunft des Landes auszuarbeiten – selbst dann noch nicht, als sich ab 1943 die Nachrichten von dem Völkermord der Nazis an den Juden Europas häuften.

Die zionistischen Führer drängten die Briten, das Land für möglichst viele Flüchtlinge zu öffnen und diese so vor den Vernichtungslagern zu retten. Doch die Mandatsmacht befürchtete negative Reaktionen der arabischen Bevölkerung Palästinas und beharrte auf einer strikten Limitierung der Einwanderung.

AUCH ALS NACH KRIEGSENDE Hunderttausende aus den Konzentrationslagern befreite, heimatlos gewordene Juden

auf eine sichere Zukunft in Palästina hofften, änderte sich die britische Haltung nicht. Unter vielen Juden in Palästina führte dies zu einer Radikalisierung des Kampfes.

Vor allem zwei Untergrundorganisationen versuchten nun verstärkt, die Briten durch Terror zu zermürben. Geführt wurden beide Gruppen von Männern, die Jahrzehnte später zu Ministerpräsidenten Israels gewählt werden. Jitzchak Schamir, 1935 aus Polen nach Palästina emigriert, gab in der kleineren und radikaleren Gruppe den Ton an, die sich „Kämpfer für die Freiheit Israels“ (Lechi) nannte.

Noch gefürchteter unter den Besatzern aber war die Irgun, die „Nationale Militärorganisation in Israel“. Viele von deren Kämpfern träumten von einem Groß-Israel, das über den Jordan hinausreicht, von einem Israel ohne Araber.

Ihr Anführer stammte aus Brest-Litowsk, wurde zu Beginn des Zweiten Weltkriegs vom sowjetischen Geheimdienst NKWD verhaftet, gelangte dann aber über die exilpolnische Armee 1942 nach Palästina: ein 34-jähriger, schmächtiger, asketischer Mann mit Gelehrtenbrille, zögerlich wirkendem Auftreten, dem man eher zutrauen würde, sein Leben mit dem Studium religiöser Schriften zu verbringen als mit der Führung einer Terrorereinheit. Doch er war ein guter Organisator und konnte, sprach er vor seinen Anhängern, ein brillanter Redner sein: Menachem Begin.

Am 22. Juli 1946 gelang den Bombenlegern der Irgun der blutigste Schlag: Bei einem Sprengstoffattentat auf das „King David“-Hotel in Jerusalem, in dessen Südflügel Teile der britischen Mandatsverwaltung untergebracht waren, starben 91 Menschen: Briten, Araber und Juden.

Nicht zuletzt unter dem Eindruck solcher Terrorakte entschied sich Großbritannien schließlich 1947, den Strei-



JITZCHAK RABIN

Der 1922 in Jerusalem geborene Soldat kämpft gegen die Briten und als Führer einer Eliteeinheit auch gegen die Araber. Zweimal wird er Israel als Ministerpräsident regieren – bis zu seiner Ermordung 1995

fen Land am östlichen Rand des Mittelmeeres aufzugeben. Die Uno sollte die Zukunft des Nahen Ostens bestimmen – und die Vollversammlung der Weltvereinigung billigte am 29. November 1947 mit Zweidrittelmehrheit einen Plan, der eine komplizierte Teilung Palästinas in einen jüdisch und einen arabisch dominierten Staat vorsah.

Das von beiden Seiten begehrte Jerusalem sollte dabei einer internationalen Verwaltung unterstellt werden. Bald darauf kündigten die Briten das Ende ihrer Mandats Herrschaft für den 15. Mai 1948 an.

Nach dem Plan der Uno sollten die Juden, die zu diesem Zeitpunkt knapp ein Drittel der Bevölkerung stellten, 56 Prozent des Mandatsgebiets bekommen. David Ben Gurion, der Vorsitzende der von den Briten als Ansprechpartner akzeptierten Jewish Agency und damit inoffizielle Führer der jüdischen Bevölkerung in Palästina, stimmte zögernd zu.

Der im damals noch zum Zarenreich gehörenden Polen geborene und dort von zionistischen wie sozialistischen Idealen befeuerte David Gruen war als 19-Jähriger 1906 nach Palästina einge-



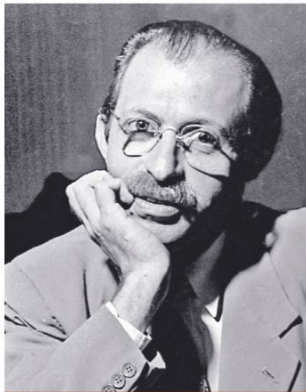
Am 22. Juli 1946 sprengen Terroristen von Begins Irgun den Südfügel des Jerusalemer Hotels »King David«, in dem Teile der britischen Mandatsverwaltung untergebracht sind. 91 Menschen sterben, darunter 28 Briten, 41 Araber und 17 Juden. Doch auch arabische Gruppen verüben brutale Anschläge: Am 22. Februar 1948 verheeren drei Lastwagenbomben einen jüdischen Stadtteil in Jerusalem (rechts). Um die Gewalt einzudämmen, riegeln die Briten ganze Viertel, wie hier in Haifa, mit Stacheldraht ab (unten)

wandert und hatte sich dort den Namen Ben Gurion („Sohn eines Löwen“) gegeben. Fortan lebte er allein dafür, seine Ideale zu realisieren: Innerhalb der Juden förderte er die Kibbuz-Bewegung und gehörte zu den Gründern der ersten Gewerkschaften und der Arbeiterpartei. Und nach außen hin kämpfte er zunächst gegen die Osmanen, später gegen die Briten.

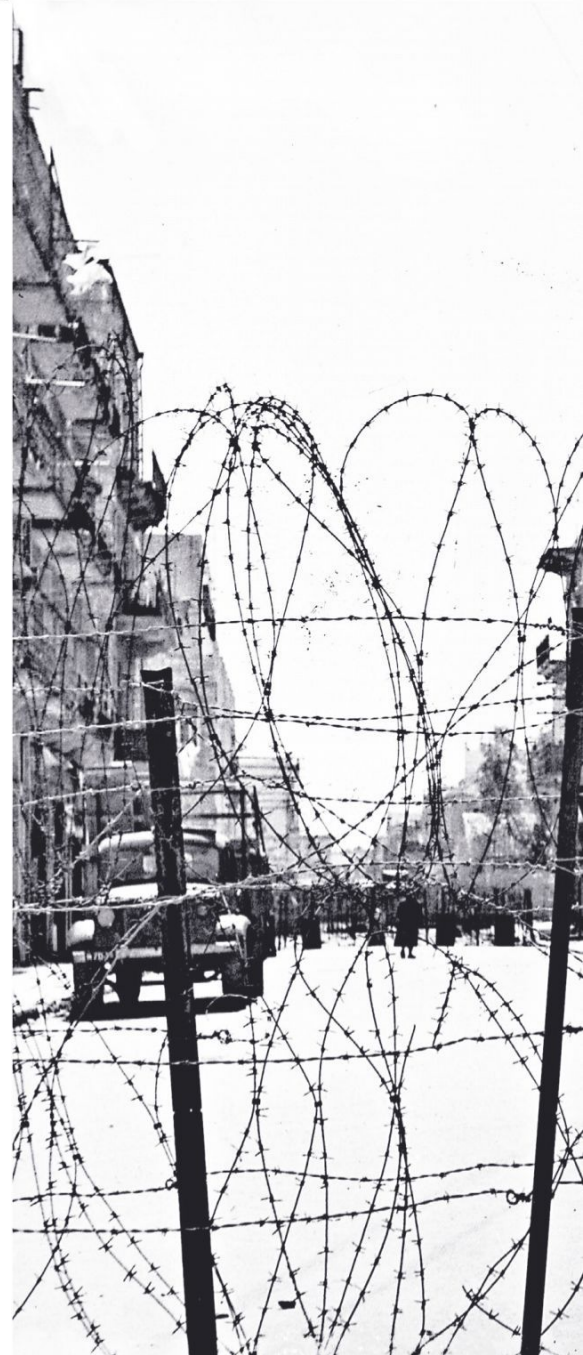
Die Araber in Palästina jedoch und die Regierungsvertreter Ägyptens, Transjordanien, Syriens, des Libanon, Irak und weiterer nahöstlicher Staaten lehnten den Uno-Plan ab. „Wir werden die Juden ins Meer treiben!“, drohte ein Sprecher der Arabischen Liga.

Seither, seit November 1947, wird immer häufiger gekämpft im Heiligen Land. Arabische Freischärler schmuggeln Gewehre und Sprengstoff über die Nachbarländer ins Land, die, da sie anerkannte Staaten sind, Waffen leicht auf dem internationalen Markt kaufen können. Die Juden, deren Nation es offiziell noch gar nicht gibt, leiden dagegen unter einem quälenden Mangel an Kriegsgerät. Zwar sind Europa und die USA so kurz nach dem Zweiten Weltkrieg voll von überflüssigen Rüstungsgütern, die zum Schrottpreis verkauft werden. Doch sind die jüdischen Schmuggler auf die Einfuhr über den Seeweg angewiesen, und so gelingt es nur selten, die heimlich erstandenen Waffen an den strengen Kontrollen der Briten vorbei ins Land zu bringen.

Was den Juden an Ausrüstung fehlt, das machen sie mit ihrer Organisation



MENACHEM BEGIN
Der Anführer der Terrorgruppe Irgun, 1913 im heutigen Weißrussland geboren, verantwortet Anschläge gegen Briten und Araber. 1977 wird er Israels Ministerpräsident – und erhält 1978 den Friedensnobelpreis



wieder gut. Den Arabern, verbunden eher durch traditionelle Sippen als durch einen gemeinsamen politischen oder militärischen Plan, steht die Hagana gegenüber, 1920 als geheime Selbstschutzorganisation gegründet und inzwischen eine 60 000 Köpfe zählende Miliz.

Mehr als 20 000 Juden haben im Weltkrieg auf alliierter Seite gekämpft, als einfache Soldaten, als Offiziere, als Funk- oder Sprengstoffspezialisten, als Versorgungsfachleute oder Bomberpiloten. Drei Brigaden bilden nun die Palmach. Diese etwa 5000 Mann umfas-

senden Stoßtruppen sind 1941 innerhalb der Hagana geformt worden; zu ihnen gehört die Elite der in Palästina herangezogenen Kämpfer.

UM VIER UHR MORGENS NUN, am Tag vor Inkrafttreten des heftig befehlenden Uno-Plans, klettern die ersten britischen Soldaten – schwerbewaffnet und in Kampfanzügen – in ihre Jeeps: Vorauskommandos eines ruhmlosen Abzugs.

Die Stadt, die sie an diesem Tag räumen, ist keine Metropole: Nur rund 160 000 Einwohner leben am Westrand des biblischen, felsigen Joschafat-Tals, zu dem, so geht die Überlieferung, der-



einst die Trompeten des Jüngsten Gerichts alle Seelen rufen werden.

Rund 50 000 Menschen, streng getrennt nach Juden, Muslimen, Christen und Armeniern, wohnen in der Altstadt, einem Gewirr flachgedeckter alter Häuser, verbunden durch enge Straßen, Gassen, kaum schulterbreite Durchgänge.

Auf dem Tempelberg schimmert zu dieser frühen Stunde die bleierne Riesenkuppel des Felsendoms matt; zu seinen Füßen erheben sich einige roh behauene, aber durch unzählige ehrfürchtige Berührungen glatt gewordene Steinblöcke – die Klagemauer. Und einige Hundert Meter weiter westlich ragen zwei Kuppeln und ein Glockenturm über dem Meer flacher Dächer auf: die Grabeskirche.

In einem nach Süden hin verlaufenden Halbkreis liegt die Neustadt vor den Mauern des alten Jerusalem. Auch sie ist, bis auf wenige gemischte Viertel, getrennt nach jüdischen und arabischen Bereichen. Und mittendrin das Architektur gewordene Dilemma der Briten: „Bevingrad“, wie es die Juden verächtlich nennen nach Ernest Bevin, dem Außenminister Seiner Majestät – einige Wohn- und Verwaltungsbauten, verschänzt hinter Stacheldraht und verbarrikadierten Straßen. Das belagerte Herz der britischen Mandatsverwaltung.

Die ersten Jeeps rollen nun Richtung Westen. Ihre Motoren röhren auf der



Als die Vereinten Nationen am 29. November 1947 die Teilung des britischen Mandatsgebiets Palästina beschließen, jubeln jüdische Bürger in den Straßen von Jerusalem (links). Sieben Monate später verlassen die letzten britischen Soldaten Haifa. Israels erster Ministerpräsident David Ben Gurion verabschiedet im Juli 1948 die Nachhut der einstigen Besatzer (unten). Zu dieser Zeit muss sich Israel bereits seit Wochen gegen seine arabischen Nachbarländer verteidigen, die einen jüdischen Staat nicht dulden wollen

Jaffastraße, dem geschäftigsten Boulevard der Stadt, vorbei an den jetzt noch geschlossenen Kinos, Läden, Cafés. Haifa ist 150 Kilometer entfernt, dort ankern Schiffe der Royal Navy.

In Jerusalem warten Beobachter hinter verhangenen Fenstern, provisorischen Schießscharten auf Dachbrüstungen und in getarnten Unterständen auf den Abzug. Irgendwo legt jemand

MG-Munition und aus blechernen Zigarettenstacheltornieren gebaute Handgranaten bereit. In der „Stadt des Friedens“ (so die Übersetzung des Namens) lauern Tausende Kämpfer darauf, den letzten britischen Lastwagen davonrollen zu sehen. Um dann über ihre Nachbarn herzufallen.

JERUSALEM, BEVINGRAD, 7.00 UHR: Britische Soldaten ziehen den Stacheldrahtverhau an der Jaffastrasse auseinander. Die sandfarbenen Panzerspähwagen der First Life Guards Armoured Car Squadron Seiner Majestät rollen langsam aus dem Herzen der Stadt.

Innen schließen sich Lastwagen an, beladen mit dem militärischen und zivilen Gepäck: Munition und Aktenordner, Feldbetten, Koffer, Verbandskästen, Spiegel, Konservendosen, Antiquitäten, Souvenirs.

Auch die anderen Stellungen werden aufgegeben: die Allenby- und die El-Alamein-Kaserne im Süden, das King-David-Hotel, das Hospiz Notre-Dame.

Soldaten und Beamte verlassen die Residenz des Hochkommissars südöstlich der Stadt, einen Bau mit einem wunderbaren Blick auf Jerusalem, doch ausgerechnet auf einem Hügel errichtet, der seit Jahrhunderten „Berg des bösen Rates“ genannt wird. Infanteristen räumen in Marschkolonnen den Berg Zion und steigen in bereitgestellte Busse.

Bunte Fahnen flattern den Einheiten im Wind voran, vor einigen Kolonnen gehen Dudelsackspieler. Die Straßen,

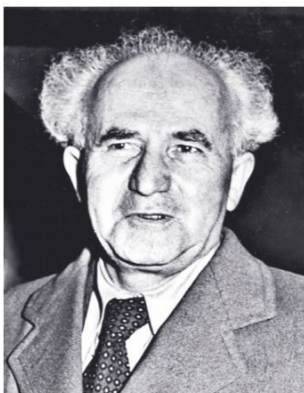


durch die sie marschieren, sind noch immer fast menschenleer.

Die schottischen Melodien sind noch nicht verklungen, als sich an die nun ehemals britischen Gebäude bewaffnete Männer und Frauen heranschleichen. Eilig schneiden sie mit auf dem Schwarzmarkt erstandenen Spezialscheren den Stacheldrahtverhau auseinander, dann stürzen sie auf die ersten Gebäude zu.

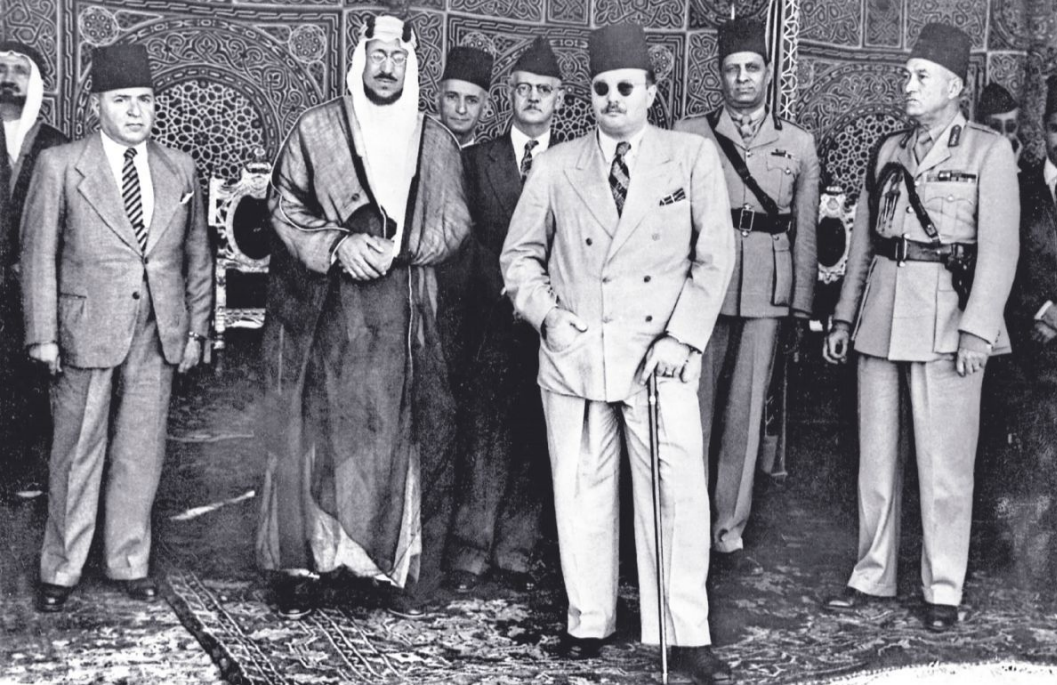
1000 jüdische Kämpfer stürmen, in einem blutigen und grotesken Wettlauf mit ihren arabischen Nachbarn und Feinden, das verlassene Bevingrad.

Bald schon hasten Soldaten von Raum zu Raum, werfen sich in Deckung, feuern. Eine Handgranate explodiert. Doch es ist für die jüdischen Kämpfer einfacher als befürchtet, das an der Jaffastrasse liegende Areal von Bevingrad unter Kontrolle zu bringen. Nur an zwei



DAVID BEN GURION

Der Zionist und Gewerkschafter wandert 1906 mit 19 Jahren von Polen nach Palästina ein. Er erklärt am 14. Mai 1948 die Unabhängigkeit Israels und wird erster Ministerpräsident des Landes



Der ägyptische König Faruk (links, im hellen Anzug), der von einem neuen Großkalifat unter Einbeziehung Palästinas träumt, trifft sich 1946 mit anderen arabischen Herrschern in seinem Palast bei Kairo, um eine gemeinsame Außenpolitik abzustimmen. Zwei Jahre später beginnen ihre Armeen den Krieg gegen Israel. In der Hafenstadt Jaffa schießen arabische Soldaten auf jüdische Kämpfer, die bereits weite Teile der wichtigen Ortschaft erobert haben (unten)

oder drei Stellen leisten die Araber Widerstand, sonst fliehen sie nach kurzen Schießereien in ihre Viertel oder in die Altstadt. Die überlegene Organisation der Hagana zahlt sich aus.

Ihre Führer haben sich Kopien der britischen Abmarschpläne verschafft. Außerdem kontrollieren sie das Telefonnetz der Stadt, sodass sie auch die Gespräche ihrer ahnungslosen und im Verlauf der nächsten Stunden immer verwirrter werdenden arabischen Gegner abhören können. Manchmal rufen sie sogar selbst in den Häusern an, in denen sich gegnerische Freischärler verschanzt halten, um sie durch alarmierende Anrufe in Angst zu versetzen.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die Juden bei ihrem Eroberungszug durch das ehemalige britische Hauptquartier ausgerechnet von einem britischen Journalisten begleitet werden, der exklusiv von diesem Kampf berichten will. Eric Downton vom „Daily Telegraph“ sieht, dass seine Landsleute vieles zurückgelassen haben: 40 000 Paar neuer Schuhe, Briefpapier, einen Raum voller Taschenlampen, Zigaretten, Schokolade – und zwei sauber gefaltete Union Jacks mit Trauerrand für Begräbnisfeierlichkeiten.

Er hastet mit einem jungen Soldaten durch die ehemalige Polizeiwache. Der

Kämpfer gehört nicht zur Hagana, sondern zur Irgun. Der Soldat stößt eine Tür auf, bleibt abrupt stehen – und fängt dann an zu weinen. Vor ihm baumelt die Schlinge eines Galgens.

Es ist der Hinrichtungsraum der Besatzungsmacht. „Hier habt ihr meine Freunde gehängt“, flüstert der Soldat dem britischen Journalisten zu. Tatsächlich sind seit den frühen 1940er Jahren Dutzende Irgun-Mitglieder hingerichtet worden.

Seit rund fünf Wochen fürchten auch die Araber in Palästina niemanden so sehr wie die Irgun. Die hat, gemeinsam mit der Lechi, am 9. April mit 132 schwer bewaffneten Männern und Frauen das Dorf Deir Jassin überfallen, eine arabische Siedlung westlich von Jerusalem – und als eine der wenigen Ortschaften nicht an den ständigen Angriffen auf Kibbuzim oder jüdische Konvois beteiligt.

Vielleicht war es gerade die Friedfertigkeit, welche die Irgun zum Angriff provozierte. Sie glaubte, leichtes Spiel zu haben, als sie um 4.30 Uhr attackierte, doch die Menschen von Deir Jassin wehrten sich – vier Angreifer wurden von den Dorfbewohnern getötet, Dutzende verletzt.

Die Rache der Irgun war fürchterlich. Bis zum Mittag metzelten sie mit MPs, Messern und Handgranaten die Einwohner nieder, Männer, Frauen und Kinder; auch eine Frau, die im achten Monat schwanger war, entkam ihnen nicht. Nach einigen Stunden lagen über 100 Leichen in dem zerstörten Dorf.



Begin wird noch Jahrzehnte später in seinen Memoiren die Untaten von Deir Jassin als Hirngespinnste der „Gräuelpopaganda von Judenhassern“ abtun (aber im selben Satz stolz angeben, dass die Nachricht von diesem Ereignis in der arabischen Bevölkerung eine panische Fluchtreaktion ausgelöst habe).

Die Kommandeure der Hagana waren schockiert. Sie trieben noch am selben Nachmittag das Mordkommando der Irgun aus dem Dorf. David Ben Gurion, tief beschämt, schickte dem König von Transjordanien als Vertreter der Araber ein Beileidstelegramm. Doch besonders hart traf die Irgun die Ablehnung des Oberrabbiners von Jerusalem, der alle an dem Massaker Beteiligten aus seiner Gemeinde ausschloss.

Aus Rache für Deir Jassin überfielen arabische Freischärler vier Tage später

einen Konvoi, der zum jüdischen Krankenhaus auf dem Skopusberg bei Jerusalem fuhr. Nach stundenlangem Feuer lagen mindestens 76 Tote in den zerschossenen Fahrzeugwracks, viele von ihnen Ärzte und junge Krankenschwestern.

Aber niemand entwarfnet die Irgun, keiner der Mörder von Deir Jassin wird je verurteilt. Hagana- und Irgun-Soldaten kämpfen an diesem Morgen Seite an Seite in Bevingrad und an anderen Stellen in Jerusalem, zusammengehalten eher durch den gemeinsamen Feind als durch gemeinsame Vorstellungen.

Ihre Gegner sind noch viel weniger geeint: Die 1,3 Millionen Araber in Palästina wollen das ganze Land kontrollieren, doch sie sind zerstritten. Theoretisch werden sie von Amin al-Husseini angeführt, dem Mufti von Jerusalem. Schon 1921 ist der fanatische Judenhasser von den Briten als höchste geistliche Instanz in Palästina eingesetzt worden – und sein Machtwille erstreckte sich nicht nur auf religiöse Fragen.

Während eines letztlich gescheiterten Aufstandes der Araber gegen Juden

und Briten ist er 1937 ins Exil gegangen, das er während des Krieges überwiegend in Nazi-Deutschland verbracht hat. Von Hitlers Regime erhoffte sich der Mufti Unterstützung in seinem Kampf.

Nach 1945 knapp einer Anklage als Kriegsverbrecher entronnen, wartet er nun in Kairo auf die passende Gelegenheit, den eigenen Machtanspruch in Palästina durchzusetzen. Denn der ist keineswegs unumstritten. Es gibt Rivalen: Armeeführer, Oberhäupter von großen Sippen, selbst ernannte Guerillachefs.

Bei den fünf arabischen Ländern, die den zukünftigen Judenstaat mit Krieg bedrohen, sieht es kaum besser aus. König Faruk von Ägypten, 28 Jahre alt, korrupt und gierig, träumt von einem neuen Großkalifat, das Palästina dominiert und den verhassten Briten die Kontrolle des Suezkanals entreißt.

Die Regierung des Irak hetzt in der Öffentlichkeit gegen die Juden, doch den starken Worten folgen nur wenige, schlecht ausgerüstete Truppen. In privater Runde macht Bagdads Regierungschef klar, dass er eigentlich nichts gegen die Gründung Israels habe, wenn Großbritannien dem Irak im Gegenzug erlauben würde, Syrien zu schlucken.

Das weiß man in Damaskus sehr wohl und beteiligt sich vor allem deshalb am Krieg gegen die Juden, um die arabischen Rivalen nicht zu stark werden zu lassen.

Der Libanon, das arabische Land mit der kleinsten Armee, befürwortet mehr als alle anderen Staaten einen sofortigen, einen Guerillakrieg. Doch gleichzeitig kommandiert der Ministerpräsident einen erheblichen Teil seiner schwächlichen Armee nach Beirut – um das Judentum der Hauptstadt gegen arabische Randalierer zu schützen und so die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten.

Und Transjordanien?

König Abdullah muss schon den Namen seines Landes für eine Demütigung halten, hat doch London 1923 mit britischer Nonchalance willkürlich Grenzen gezogen und so „hinter dem Jordan“ ein kleines Wüstenreich geschaffen, mit dem er, der Beduinenführer und Abkömmling einer alten Herrscherdynastie, sich abpeisen lassen musste, nachdem er von der Arabischen Halbinsel durch rivalisierende Familien vertrieben worden war.

Doch ausgerechnet dieses Land hat die kampfkraftigste Armee. Die „Arabische Legion“ ist zwar zahlenmäßig schwach, doch werden die etwa 8000 gut gerüsteten Soldaten überwiegend von britischen Offizieren geführt und ausgebildet.

König Abdullah denkt aber gar nicht daran, diese Legion bis Tel Aviv marschieren zu lassen.

Er hält die Gründung eines Judenstaates für legitim und hat sogar gute – selbstverständlich streng geheime – Kontakte zum Führungskreis um Ben Gurion: Noch wenige Tage vor dem Abzug der Briten hat Golda Meir, die Leiterin der politischen Abteilung der Jewish Agency, einen spektakulären Versuch unternommen, Abdullah zur Neutralität im kommenden Kampf zu bewegen.

Als arabische Frau verkleidet, zur Tarnung ständig das Auto wechselnd, ist die spätere Außenministerin und Ministerpräsidentin Israels mit einem Begleiter



AMIN AL-HUSSEINI
Der Mufti von Jerusalem, 1893 geboren, predigt Gewalt. Seit 1937 im Exil, zeitweise im nationalsozialistischen Deutschland, kämpft der religiöse Führer bis zu seinem Tod 1974 gegen Israel



in der Nacht auf den 12. Mai heimlich über die Grenze in die transjordanische Hauptstadt Amman gefahren. Das zuvor verabredete Gespräch mit dem König verlief freundlich, aber ergebnislos. Golda Meir wusste auf der Rückfahrt nach Tel Aviv, dass ihre Bemühungen vergebens gewesen waren.

Denn Abdullah will die günstige Gelegenheit nutzen, sein Reich auf Kosten des im Uno-Teilungsplan vorgesehenen Araberstaats zu vergrößern. Er möchte das Land westlich des Jordan annectieren – die später so genannte Westbank – und, natürlich, Al-Quds: Jerusalem, die Heilige Stadt.

So spielt jede der arabischen Regierungen ihr eigenes Spiel. Mindestens so stark wie der Kampfgeist ist das gegenseitige Misstrauen. Ein gemeinsames Oberkommando und eine gemeinsame Strategie existieren praktisch nicht. Jede Regierung macht letztlich nur mit, weil

die anderen mitmachen; jede hat Angst, ins Hintertreffen zu geraten, wenn Palästina aufgeteilt wird. Nur eines haben sie gemein: Keine hält es für möglich, dass die Juden gewinnen könnten.

TEL AVIV, 16.00 UHR. Das Tel-Aviv-Museum am Rothschildboulevard ist ein moderner Bau aus Beton und Glas, das ehemalige Wohnhaus des ersten Bürgermeisters der Stadt. Rund um das Museum patrouillieren schwer bewaffnete Soldaten der Hagana, die nur die 200 geladenen Gäste passieren lassen. Etwa 35 von ihnen sind Mitglieder des Nationalrates, eines Gremiums, das aus der von den Briten schon früh zugelassenen jüdischen Selbstverwaltung hervorgegangen ist. 13 aus ihrer Mitte ausgewählte Delegierte wiederum bilden das Volksdirektorium, das in wenigen Minuten zur provisorischen Regierung des neuen Staates werden soll.

Obwohl der Ort der Veranstaltung bis zuletzt geheim gehalten worden ist, hat

sich vor dem Gebäude eine große Menschenmenge versammelt.

Es wirkt wie ein letzter perfider Trick der Briten, dass ihre Mandatsmacht erst um Mitternacht abläuft – dann ist nämlich schon Sabbat, gläubige Juden müssten sich auch politischer Aktionen enthalten. Also haben sich die Männer um Ben Gurion dazu entschlos-



Schon vor der Staatsgründung Israels kommt es immer wieder zu brutalen Überfällen. So stoppen im März 1948 arabische Scharfschützen einen gepanzerten jüdischen Wagen in Jerusalem und erschießen den Fahrer (links). Die Kämpfer feiern ihren Triumph: Sie zünden das Fahrzeug und den Leichnam an. Als der Krieg im Mai 1948 vollends entbrennt, verschanzen sich die arabischen Truppen mit schweren Waffen in Jerusalem – und erwarten gut geschützt die Angriffe ihrer Gegner (oben)

sen, ihren Staat noch vor Einbruch der Dunkelheit und damit einige Stunden früher zu proklamieren, als von der Uno erlaubt.

Drinne, in einem schmucklosen Saal auf einem niedrigen Podium unter einem großen Bild Theodor Herzls, des Begründers des Zionismus, und zwei weiß-blauen Fahnen mit dem Davidstern, erhebt sich ein 61-jähriger, kräftiger Mann mit einem ungebändigten, weißen Haarschopf: David Ben Gurion.

Er trägt einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und – ausnahmsweise – eine schwarze Krawatte. Es wird still, als er aufsteht. In seiner Hand hält er eine Pergamentrolle mit kunstvollen Verzierungen. Der eigentliche Text der Erklärung aber ist auf zwei schlichten Schreibmaschinenseiten niedergeschrieben, die an die Pergamentrolle angeheftet wurden. Es ist nicht mehr genug Zeit geblieben, das wichtigste Dokument Israels in feierlicher Form fertigzustellen.

Die in einer Toilette zusammengedrängten Tontechniker von Kol Israel sind bereit zur Radioübertragung. „Das Land Israel“, nehmen ihre Mikrofone



GOLDA MEIR

Die Politikerin, 1898 in Kiew geboren, zieht 1921 nach Palästina. Dort ist sie eine der wichtigsten Unterhändlerinnen der jüdischen Freiheitsbewegung. Von 1969 bis 1974 führt sie Israels Regierung an



nun Ben Gurions Stimme auf, „war der Geburtsort des jüdischen Volkes.“

In feierlichen Worten erklärt der weißhaarige Herr dann, dass sie vertrieben wurden, aber niemals aufgaben, von einer Rückkehr ins Gelobte Land zu träumen.

In den vergangenen Jahrzehnten seien die Juden endlich zurückgekommen. Sie „machten die Wüste fruchtbar, erweckten die hebräische Sprache wieder, bauten Dörfer und Städte und schufen eine blühende Gemeinschaft, die ihre eigene Wirtschaft und Kultur kontrolliert, den Frieden liebend, aber wissend, wie man sich verteidigt, brachten sie die Früchte des Fortschritts zu allen Einwohnern des Landes und wünschen einen unabhängigen Staat. Und deshalb proklamieren wir hiermit kraft des natürlichen und historischen Rechts des jüdischen Volkes und der Resolution der Vollversammlung der Vereinten Nationen die Gründung des jüdischen Staates in Palästina, der den Namen Israel tragen soll.“

Der Staat werde auf Frieden und Gerechtigkeit beruhen und auf der Gleichheit der Geschlechter, der Rassen und der Religionen. Die aus der britischen Mandatszeit stammenden Einwanderungsbeschränkungen für Juden würden sofort aufgehoben. Ben Gurion bittet die Uno und die Juden in der Diaspora um Hilfe beim Aufbau des Staates. Und er appelliert noch einmal an die Araber

in Palästina und jenseits der Grenzen, den Weg der friedlichen Kooperation zu gehen.

Die 200 Anwesenden erheben sich und applaudieren. Ein alter Rabbiner dankt mit fast versagender Stimme „Ihm, der uns erhalten und bewahrt und in dieser Zeit geführt hat!“.

Ben Gurion, nun provisorischer Ministerpräsident des neuen Staates, klopft mit einem Holzhämmerchen auf den Tisch. „Die Sitzung ist geschlossen“, verkündet er. Es ist 16.37 Uhr, noch vor der Dämmerung und dem Beginn des Sabbats. Der Staat Israel ist geboren.

Die Menschen vor dem Tel-Aviv-Museum feiern; Zehntausende im Land haben vor dem Radio ausgeharrt und jubeln.

Nur Rabins jugendliche Kämpfer an der Straße nach Jerusalem sind so müde, dass sie die geschichtsträchtige halbe Stunde verschlafen.

Wadi Schueib, Transjordanien, 18.00 Uhr: Der kleine Mann mit dem verwüsteten Gesicht blickt auf Jericho, das einige Kilometer hinter dem trägen Fluss liegt, den er in wenigen Stunden auf der Allenby-Brücke überqueren will: dem Jordan. John Bagot Glubb – Sir

Araber und Juden kämpfen nicht nur in den Gassen der Städte (links), sondern auch in den kargen Hügeln des Hinterlandes. Im Sommer 1948 ist die Straße von Tel Aviv nach Jerusalem in der Hand der Araber – trotz verzweifelter Angriffe jüdischer Truppen (unten). Deshalb legen Arbeiter im Juni 1948 auf Anweisung von David Ben Gurion eine neue Route an (rechts). Die Straße ist zunächst so unwegsam, dass an einigen Stellen kräftige Traktoren die Lastwagen hinaufziehen müssen. Doch schließlich gelingt es, den Nachschub für die 90 000 Juden in Jerusalem zu sichern



John für die Briten, Glubb Pascha für die Araber – wurde im Ersten Weltkrieg ein Teil seines Kiefers weggeschossen. Als junger Offizier mit entstelltem Gesicht kam er danach nach Arabien – und ist seither, von kurzen Besuchen in dem längst nicht mehr als Heimat empfundenen Großbritannien abgesehen, für immer dort geblieben.

Kein Europäer kennt die Beduinen so gut wie er, kein Fremder spricht ihre Sprache besser, hat länger mit ihnen zusammengelebt. Glubb Pascha ist der Kommandeur der Arabischen Legion.

In der Wüste bei Wadi Schueib haben sich rund 4500 Beduinenkrieger versammelt. Um Mitternacht werden sie den Jordan überqueren, Jericho passieren und in die jüdischen Berge eindringen auf einem Weg, der früher nichts war als ein Eselspfad, den die Araber aber heimlich – und gegen gute Bezahlung – zu einer für Panzerspähwagen und Jeeps passierbaren Straße ausgebaut haben. Die Juden werden eine böse Überraschung erleben.

Eine dunkle Limousine fährt vor, der ein blasser, zart gebauter Mann in einer englischen Uniform entsteigt: König Abdullah von Transjordanien und, so Allah will, bald König des vereinigten Jordanien. Für ihn, den hervorragenden Schachspieler, ist der Nahe Osten so etwas wie ein riesiges Spielbrett, auf dem ihm das Schicksal aber unglücklicherweise die Rolle einer der schwächsten Figuren zugewiesen hat. „Ein Falke in einem Kanarienvogelkäfig“, so nennt ein Freund den König.

Glubb Pascha und seine Offiziere – Briten und Jordanier – salutieren, dann schreitet der kleine König würdevoll zu einem Podium, vor dem die Soldaten der Legion in Paradeformation angetreten sind. „Meine lieben Söhne!“, beginnt Abdullah, doch weiter kommt er nicht.

Innerhalb weniger Augenblicke bricht ein Sandsturm herein, eine graubraune Wolke, die Mund und Augen verklebt, alle Geräusche in ihrem Heulen

schluckt und die Menschen zu Schemen macht. Doch bevor einer seiner Soldaten dies als schlechtes Omen deuten kann, zieht Abdullah seine Pistole und feuert in die Luft.

„Nach Al-Quds!“, ruft er. Und diesen Schlachtruf kann jeder verstehen.

AN BORD VON „HMS EURYALUS“, Hafen von Haifa, gegen 22.00 Uhr: Sir Alan Cunningham, letzter Hochkommissar Seiner Majestät für Palästina, betritt den Kreuzer. Er wird mit dem schrillen Ton der Bootsmannspfeife begrüßt und dann von Offizieren zur Brücke geleitet.

Langsam gleitet das graue Kriegsschiff aus dem nächtlichen Hafen, starr steht im gleißenden Licht eines Bordcheinwerfers der scheidende Hochkommissar auf der Brücke.

Der Kreuzer fährt an mehreren Zerstörern vorbei, an einem mächtigen Flugzeugträger. Eine Marinekapelle auf dem Deck des Flugzeugträgers spielt „God save the King“.

Peinlich genau außerhalb der Drei-Meilen-Zone des bald unabhängig werdenden Israels dreht der Kreuzer bei und wartet. Als die Borduhren Mitternacht zeigen, steigt ein Feuerwerk in den Himmel: Mit bunten Signalaraketen verabschiedet sich Sir Alan von „seinem“ Mandatsgebiet. Wehmütig blickt

Am 28. Mai 1948 erobert die aus Transjordanien einmarschierte »Arabische Legion« die gesamte Altstadt von Jerusalem und nimmt dabei zahlreiche jüdische Soldaten gefangen (unten). Zwei Jahrzehnte lang werden die Israelis den nun von Jordanien kontrollierten Ostteil ihrer heiligsten Stadt nicht betreten können. Bei Jaffa wiederum (rechts) internieren jüdische Truppen auf einem Bauernhof arabische Gefangene, von denen viele später über die Grenze abgeschoben werden und die Dörfer ihrer Geburt nie wiedersehen



er auf die düstere Küste, dann auf seine Uhr – und erstarrt: Er hat sich zu früh verabschiedet...

Der Kapitän von HMS Euryalus hat vergessen, die Bordzeit von britischer Sommerzeit auf palästinensische Ortszeit umzustellen.

So kommt es, dass Großbritannien sich mit Pomp schon um 23.00 Uhr von dem Land verabschiedet, das es offiziell erst eine Stunde später verlassen darf.

Durch den Irrtum der Briten wirkt es rückblickend so, als habe die Geschichte in jener Nacht für eine Stunde eine Auszeit genommen, eine Atempause vor dem großen Sturm. Denn um Mitternacht überfallen die regulären Armeen von fünf arabischen Staaten die junge jüdische Nation von drei Seiten: 25 000 Mann mit Panzern und Flugzeugen. Mit erfahrenen britischen Militärberatern. Und, auf versteckten Posten, mit dem einen oder anderen ehemaligen deutschen SS-Mann.

Schon nach wenigen Tagen scheint das Schicksal des Judenstaates besiegelt zu sein: Ägyptische Piloten bombardieren Tel Aviv, Bodentruppen nähern sich der Küstenstadt in bedrohlichem Tempo von Süden. Und im Norden und Nordosten erobern syrische, libanesishe und irakische Einheiten jüdische Dörfer, Kibbuzim und Städte.

Der gefährlichste Gegner ist die Beduinen-Legion des Glubb Pascha, die in der Nacht auf den 15. Mai am Jordan gelauert hat. Schon bald erreichen die jordanischen Kämpfer Jerusalem und nehmen den jüdischen Teil der Altstadt unter Dauerbeschuss. Schließlich müssen sich die letzten Verteidiger am 28. Mai ergeben und das für Glauben und Politik der Juden so wichtige Viertel räumen.

Die israelisch kontrollierte Westhälfte der Heiligen Stadt kann dem Ansturm vorerst standhalten. Doch wird die Situation von Tag zu Tag bedrohlicher, denn



Jerusalem ist schon seit Wochen von der Außenwelt abgeschnitten. Die Stadt ist von arabischen Siedlungen umgeben, und die einzige Lebensader für die über 90 000 Juden Jerusalems, ein knappes Sechstel der jüdischen Gesamtbevölkerung Palästinas, ist eine gut 60 Kilometer lange Straße, die vom Jaffator durch die schroffen Berge Judäas bis nach Tel Aviv führt.

Ungefähr auf halbem Weg zwischen Jerusalem und der Küste gibt es im hügeligen Land einen Engpass, von dem aus sich die Straße leicht blockieren lässt. Dort soll schon Josua während der Schlacht gegen die Amoriter Gott angefleht haben, den Lauf der Sonne anzuhalten. Dort errichteten die Kreuzfahrer die Festung Le Toron des Chevaliers, deren Name sich zum modernen Latrun verschliffen hat.

Am 15. Mai haben Jitzchak Rabins Harel-Soldaten den strategisch wichti-

gen Ort noch aufgrund eines Versehens der Araber kampflos einnehmen können, aber schon zwei Tage später fiel er auf Dauer in die Hände der Arabischen Legion.

„Fällt Jerusalem, dann fällt Israel!“, so hat es Ben Gurion immer wieder verkündet. Nun lässt der frischbestellte Premierminister seine Truppen Latrun wieder und wieder attackieren. Doch Glubbs Kämpfer bringen den israelischen Angreifern eine verheerende Niederlage nach der anderen bei. Die Stellung bleibt unbezwingbar, die Straße für die jüdischen Versorgungskonvois verschlossen.

In Jerusalem werden derweil die Essensvorräte so knapp, dass ein Massensterben droht. Die „Stadt des Friedens“, so scheint es, ist für die Juden verloren.

Dann aber entdecken Palmach-Soldaten eher zufällig eine alternative Strecke nach Jerusalem, die an Latrun vorbei außerhalb der Reichweite der arabischen Geschütze verläuft. Der unwegsame Bergpfad lässt sich zunächst nur unter großen Mühen mit Jeeps befahren, doch Ben Gurion erkennt sofort das Potenzial der neuen Route und lässt sie mit Hochdruck ausbauen. So können schon nach nicht einmal drei Wochen erste Lastwagen-Transporte der bela-

gerten Stadt das bringen, was sie am nötigsten braucht: Lebensmittel – und Waffen.

Allerdings wäre die Rettung durch die „Burma Road“, wie die neue Straße in Anlehnung an eine von den Chinesen im Chinesisch-Japanischen Krieg gebaute Nachschubstrecke genannt wird, wohl zu spät gekommen, hätten die Araber nicht nach heftigen internen Diskussionen einen von der Uno vorgeschlagenen Waffenstillstand akzeptiert, der vom 11. Juni 1948 an gilt und vier Wochen lang dauern soll.

Vor allem der Vertreter König Faruks hat sich bei der entscheidenden Sitzung in Amman trotz der errungenen Erfolge mit dem bisherigen Kriegsverlauf und dem Auftreten der arabischen Truppen unzufrieden gezeigt. Eine Aussetzung der Kämpfe, so der Ägypter, werde den Verbündeten die Gelegenheit geben, ihre Streitkräfte neu zu organisieren und Missstände in den Armeen zu beheben. Nur unter Protest hat sich der Generalsekretär der Arabischen Liga bereit erklärt, den Waffenstillstand zu akzeptieren: „Die arabische Nation wird uns nie verzeihen, was wir hier tun.“

Ähnlich sieht es auf der anderen Seite David Ben Gurion: „Einen Fehler, einen verhängnisvollen Fehler“ hätten seine Gegner begangen, erklärt er später. Und tatsächlich wissen die Israelis die knapp einmonatige Atempause weitaus besser zu nutzen als ihre Kontrahenten, nicht nur für die Verteidigung Westjerusalems. Vielmehr können sich die jüdischen Kämpfer an allen Fronten verstärken, denn endlich haben sie jetzt die Gelegenheit, das in den Monaten vor der Staatsgründung in aller Welt eingekaufte Kriegsggerät ins Land einzuführen und einzusetzen.

Auch für Zehntausende jüdische Einwanderer, die sogleich zum Kriegsdienst verpflichtet werden, sind die Grenzen nun offen, und so tritt den arabischen Invasoren am Ende des Waffenstillstands eine auf 65 000 Männer und Frauen angewachsene, gut ausgerüstete israelische Streitmacht entgegen.

Doch die so wichtige Aufrüstung der jüdischen Truppen führt auch zu einem



**KÖNIG
ABDULLAH VON
TRANSJORDANIEN**
Trotz guter Kontakte zu den Juden nimmt der 1882 geborene König am Krieg gegen Israel teil – um sein Reich zu vergrößern. 1951 erschießt ihn ein Palästinenser

schweren inneren Konflikt, dem ersten in der Geschichte Israels.

Am 20. Juni 1948 kommt der Frachter „Altalena“ an der israelischen Küste vor Kfar Vitkin an, beladen mit 5000 Gewehren, 300 MPs, fünf Halbkettenfahrzeugen, Munition und 900 Kämpfern – für die Irgun. Doch Regierungschef Ben Gurion besteht darauf, dass es im Staat Israel nur *eine* Armee gibt, deren Kern die Hagana ist. Für Menachem Begin ist dies unakzeptabel.

Er möchte einen Teil der Waffen zu seinen Kämpfern nach Jerusalem bringen lassen und den Rest in von der Irgun kontrollierten Lagern verstauen. Die Truppe wäre damit eine Art Privatarmee, loyal nicht dem Staat gegenüber, sondern nur Begin.

Als die Irgun-Anhänger in Kfar Vitkin mit dem Ausladen der Waffen beginnen, kommt es zu einem ersten kurzen Feuergefecht zwischen israelischen Soldaten und der Irgun; dann lässt Begin, der an Bord ist, die „Altalena“ in Richtung Tel Aviv aufbrechen.

Dort, nur ein paar Hundert Meter vom Hauptquartier der UN-Beobachter entfernt, läuft der Frachter auf Grund. Hier, so Begins Kalkül, werde es Ben Gurion nicht wagen, in aller Öffentlichkeit Gewalt gegen ihn anzuwenden.

Eine Fehleinschätzung. Denn der Premierminister ist nun endgültig davon überzeugt, dass Begin einen Staatsstreich plant.

Zufällig ist es Jitzchak Rabin, der am 22. Juni 1948 als Kommandant gegen die Irgun-Kämpfer vorgehen muss. Er lässt auf Ben Gurions Anweisung hin seine Soldaten in Stellung gehen, verhandelt mit Begin, der jedoch stur bleibt und mit der Entladung beginnt. Rabin gibt den Feuerbefehl.

Unterdessen liefern sich in den Straßen Tel Avivs herbeigeeilte Irgun-Anhänger und Palmachniks heftige Kämpfe, in denen es für kurze Zeit nach einem Sieg der Extremisten aussieht. Doch schließlich erzwingt Rabin die Entscheidung, indem er die „Altalena“ mit schwerer Artillerie in Brand schießen lässt. Das Schiff sinkt mit den an Bord



verbliebenen Waffen, Begin und seine Männer geben auf.

Mindestens zwölf Irgun-Kämpfer von der „Altalena“ sind tot, dazu kommen Dutzende Gefallene auf beiden Seiten aus den Straßenkämpfen. Doch die Einheit der israelischen Armee und die Autorität der Regierung sind gesichert.

„Die Kanone, die die ‚Altalena‘ in Brand schoss, hat einen Platz im israelischen Militärmuseum verdient“, lobt Ben Gurion die Tat.

Begin gibt die Irgun auf und gründet eine Partei, aus der später der Likud-Block hervorgehen wird. Teile der israelischen Rechten werden Ben Gurion

und Rabin den „Altalena“-Zwischenfall nie verzeihen.

Wenige Wochen später – zwischen Israel und seinen Nachbarn wird seit einigen Tagen wieder gekämpft – ist Jitzchak Rabin in eine weitere, für den jungen Staat noch folgenreichere Tragödie verwickelt.

Die durch die Waffenruhe erstarkte israelische Armee ist zur Offensive



Im Frühjahr 1948 beginnt das bis heute andauernde Drama der Palästinenser. Zehntausende werden gewaltsam aus ihren Siedlungen vertrieben, noch mehr fliehen aus Angst vor den jüdischen Truppen ins Westjordanland, den Gazastreifen oder in die Nachbarländer. Manchen Flüchtlingstreck, wie den dieser Frauen und Kinder eines Dorfes bei Haifa, überwacht das Internationale Rote Kreuz. Andersorts, so in Haifa selbst (unten), treiben jüdische Soldaten die Einwohner mit vorgehaltener Waffe aus ihren Häusern

übergegangen und hat die arabisch besiedelten Städte Lydda und Ramle bei Tel Aviv eingenommen. Nun stellt sich den Eroberern die Frage, was mit den Einwohnern geschehen soll.

Wieder ist es Ben Gurion, der den entscheidenden Befehl erteilt. „Hinaus mit ihnen“, gibt er Rabin mit einer Handbewegung zu verstehen. Und so treiben am 13. Juli 1948 Palmach-Soldaten mit Drohungen und Warnschüssen die mehr als 50 000 Einwohner der zwei Städte rund 25 Kilometer zu Fuß durch die

Wüstenhitze bis zu den Stellungen der Arabischen Legion.

Wahrscheinlich sterben Dutzende Kinder und Alte auf dem Wüstenmarsch. Manche der idealistischen Palmach-Kämpfer weigern sich, an dieser Aktion teilzunehmen. Und Rabin wird, als er 30 Jahre später in seinen Memoiren die Vertreibung beschreiben will, auf Druck der israelischen Regierung diese Passage streichen müssen.

Die gewaltsam vertriebenen Zivilisten von Lydda und Ramle sind jedoch nur ein kleiner Teil der gewaltigen Flüchtlingsmassen, die im Verlauf des Krieges ihre Heimat in Palästina verlas-



Nach dem Krieg, der im Juli 1949 mit dem Sieg des jüdischen Staates endet, pflanzen Israelis Bäume im Andenken an ihre 6373 Gefallenen (unten). Die junge Nation beherrscht nun drei Viertel des ehemaligen britischen Mandatsgebietes – weitaus mehr, als ihnen die Uno einst zugestanden hatte. Um das Erreichte zu sichern, wird die Armee des Judenstaates hochgerüstet: Die Soldaten kämpfen fortan unter der Fahne mit dem Davidstern, seit Jahrhunderten ein Symbol des Judentums



sen. Schon nach der blutigen Eroberung von Deir Jassin im April haben sich mehr als 100 000 Araber aus Angst vor weiteren Massakern auf den Weg in eines der Nachbarländer oder in die arabisch kontrollierten Zonen Palästinas gemacht. Mit dem Erstarken der israelischen Offensive nimmt die Zahl der Flüchtlinge weiter zu; am Ende des Krieges werden es mehr als 700 000 sein.

Sie werden zu dem heimatlosen, in Lagern zusammengepferchten Volk, das die Welt später „Palästinenser“ nennt und das den arabischen Staaten bis heute als Faustpfand gegen Israel dient. Das Schicksal dieser Flüchtlinge, besonders

aber das Wissen um die gewaltsame Verdrückung eines Teils von ihnen, stellt für den jungen Staat eine schwere moralische Hypothek dar, die sein Ansehen in Teilen der Weltöffentlichkeit beschädigt.

IN MILITÄRISCHER HINSICHT jedoch entwickeln sich die Dinge im weiteren Verlauf des Jahres 1948 positiv für Israel.

Erfolgreiche Offensiven im Norden des Landes lassen den Kampfeswillen der Syrer und Libanesen schnell erlahmen. Da sich an der Front zur Arabischen Legion und zu den Irakern nach Beendigung der Kämpfe um Jerusalem bald ein Status quo herausbildet, mit dem beide Seiten leben können, bleiben in den letzten Monaten des Krieges nur noch die Ägypter als ernst zu nehmender Gegner übrig. Ende 1948 müssen dann auch sie sich der Überlegenheit der Israelis geschlagen geben, die zeitweilig sogar auf ägyptisches Terrain vorstoßen.

In den ersten Monaten des Jahres 1949 akzeptieren schließlich alle Regierungen (bis auf die des Irak, die bis heute kein Abkommen mit Israel unterzeichnet hat) der Reihe nach Waffenstillstandsverträge. Transjordanien kann mit dem Ergebnis des Krieges trotz der allgemeinen arabischen Niederlage zufrieden sein, hat es doch große Teile der von der Uno einst für den arabischen Staat in Palästina vorgesehenen Gebiete westlich des Jordan zugesprochen bekommen. König Abdullah herrscht nun tatsächlich auf beiden Seiten des Flusses – und zudem in der östlichen Hälfte Jerusalems, das er sich, unter Ignorie-

rung des Uno-Beschlusses zur Internationalisierung der Stadt, mit Israel teilt. (Beides wird Jordanien im Sechstagekrieg 1967 wieder verlieren.)

Auch Ägypten bedient sich aus den Restbeständen des nun obsoleten palästinensischen Staats und hält eine kleine Küstenregion im Westen des einstigen Mandatsgebiets besetzt, die unter dem Namen „Gazastreifen“ bekannt wird; Syrien und der Libanon bleiben in ihren Grenzen.

Der Staat der Juden jedoch, den die Angreifer hatten auslöschen wollen, geht als der große Sieger aus diesem ersten von mehreren Kriegen mit seinen Nachbarn hervor. Wichtiger noch für das jüdische Selbstbewusstsein als die Territoriumszugewinne – Israel hat sich gegenüber dem ursprünglichen Uno-Teilungsplan um mehr als 5000 Quadratkilometer vergrößern können – ist die Tatsache, dass sich der kleine Staat aus eigener Kraft gegen die Angreifer behauptet hat. Wenn auch unter großen Opfern: 6373 Menschen sind umgekommen, rund ein Prozent seiner jüdischen Bevölkerung zu Beginn des Krieges. Es ist damit der bis heute verlustreichste Krieg in seiner Geschichte.

Nun aber haben, zum ersten Mal seit zwei Jahrtausenden, die Juden wieder einen eigenen Staat. □

Literaturempfehlungen: Larry Collins und Dominique Lapierre, „O Jerusalem“, Goldmann: ungemein faktenreiche, dramatisch erzählte Reportage über Israels Unabhängigkeitskrieg. Benny Morris, „1948: A History of the First Arab-Israeli War“, Yale University Press: kritischer Blick eines israelischen Historikers auf die Geschehnisse der Jahre 1948/49.

Cay Rademacher, 47, ist der Geschäftsführende Redakteur von GEOEPOCHÉ. **Andreas Sedlmair**, 47, gehört zum Verifikationsteam der Redaktion.

Familientauglich.

Für Sie oder Freunde: Spannende GEO-Magazine zur Wahl.



11 %
Ersparnis

GEO EPOCHE

Die spannendsten Seiten unserer Geschichte. 6x im Jahr.

Selbst lesen: 944 967/Verschenken: 944 968



5 %
Ersparnis

GEO

Die Welt erkennen, die Welt verstehen: in großartigen Fotoreportagen. 12x im Jahr.

Selbst lesen: 944 705/Verschenken: 944 706



8 %
Ersparnis

GEOkompakt

Alle Bausteine für Ihre Bibliothek des Wissens. 4x im Jahr.

Selbst lesen: 944 946/Verschenken: 944 947



10 %
Ersparnis

GEO SAISON

Das multithematische Reisemagazin für Entdecker. 12x im Jahr.

Selbst lesen: 944 765/Verschenken: 944 766



12 %
Ersparnis

GEO SPECIAL

Länder, Städte und Regionen: das Magazin für fundiertes Reisewissen. 6x im Jahr.

Selbst lesen: 944 748/Verschenken: 944 749



11 %
Ersparnis

GEOWISSEN

Relevante Bereiche der Wissenschaft – 2x im Jahr.

Selbst lesen: 946 005/Verschenken: 946 006



Fast
10 %
Ersparnis

GEOlino

Deutschlands größte Kinderzeitschrift. Für alle ab 8 Jahren.

Selbst lesen: 944 965/Verschenken: 944 966



11 %
Ersparnis

GEOlino extra

Ein Heft, ein Thema. Für Jungen und Mädchen ab 8 Jahren.

Selbst lesen: 946 007/Verschenken: 946 008



Fast
10 %
Ersparnis

GEOmini

Das Magazin für neugierige Erstleser ab 5 Jahren.

Selbst lesen: 944 947/Verschenken: 944 948



Asia-Messerset „Taki“

GRATIS
dazu

- ✓ Ein Geschenk GRATIS
- ✓ Lieferung frei Haus
- ✓ Ein oder mehrere Magazine zur Wahl
- ✓ Ideale Geschenkidee

GEO-MAGAZINE BESTELLEN

Online mit noch mehr Angeboten: www.geo.de/familie

Per Telefon: (bitte die Bestell-Nr. angeben)
+49 (0)40/5555 89 90

KRIEG AM KANAL

Nur acht Jahre nach seiner Staatsgründung muss Israel erneut Krieg führen: Der ägyptische Diktator Gamal Abdel Nasser rüstet auf. Und wagt nicht nur eine Kraftprobe mit dem Nachbarn – sondern auch mit Großbritannien und Frankreich VON REYMER KLÜVER

Der Suezkrieg, der am 29. Oktober 1956 mit israelischen Kommandounternehmen auf dem Sinai beginnt, ist bereits der zweite bewaffnete Konflikt, den die junge Nation gegen ihre Nachbarn führt. Militärisch wird auch dieser Feldzug Israel, das gemeinsam mit Frankreich und Großbritannien streitet, einen glänzenden Erfolg bringen. Doch der eigentliche Sieger ist am Ende der militärisch Besiegte: Ägypten.

Denn der Machthaber des Nillandes, Gamal Abdel Nasser, steigt als Kämpfer gegen die Allianz der alten Kolonialmächte und des Judenstaates zum Helden der arabischen Welt auf. Und wird so zum gefährlichsten Gegner Israels.

1952 hat sich der damals 34-jährige Oberst mit anderen Offizieren an die Macht geputscht. Zwei Jahre später entledigte er sich seiner Mitverschwörer und stieg zum Alleinherrscher auf. In zähen Verhandlungen setzte Nasser dann den Abzug der britischen Armee durch, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Kanalzone besetzt gehalten hatte, einen Landstreifen beiderseits des Suezkanals.

Kaum haben die britischen Soldaten im Juni 1956 das Land verlassen, verkündet Nasser die Verstaatlichung der französisch und englisch dominierten Kanalgesellschaft. Mit den Gebühren, die nun Ägypten für eine Schiffspassage erhebt, will er einen Nilstaudamm errichten. London und Paris sind empört. Gemeinsam verabreden sie eine Strafexpedition: Die Kanalzone soll besetzt, Nasser gestürzt werden.

Auch die Israelis irritiert Nasser. Anfangs hatten sie noch auf einen Ausgleich mit dem neuen Regime gehofft. Doch

Geheimkontakte reißen bald ab, die politische Stimmung wird immer feindseliger – auch, weil Ägypten den Golf von Akaba blockiert, Israels einzige Verbindung zum Roten Meer.

Ein Kleinkrieg beginnt: Geheimoperationen, Terrorattacken, Militärschläge. Ägyptens Propaganda spricht von einer „zweiten Runde“, einer Revanche für den Krieg von 1948/49.

Im September 1955 verkündet Nasser den Abschluss eines gewaltigen Waffengeschäfts: Die UdSSR rüstet Ägyptens Armee mit Kampfflugzeugen, Bombern, Panzern, Flugabwehraketen und U-Booten auf.

Israels Premier David Ben Gurion ist nun davon überzeugt, dass nur ein präventiver Schlag sein Land retten kann. Die Israelis sehen sich nicht nur durch feindliche Nachbarn belagert, sondern von der Welt im Stich gelassen. Denn Großbritannien liegt mehr an guten Beziehungen zu den arabischen Staaten als mit Israel. Und die Amerikaner sind noch nicht die engen Verbündeten späterer Jahre: Präsident Eisenhower verhält sich neutral und verweigert Waffenhilfe.

Anders die Franzosen: Sie sichern Israel im Frühsommer 1956 militärische Lieferungen zu. Paris will mit Israels Hilfe Nasser stürzen, weil der Ägypter die Unabhängigkeitskämpfer in Algerien, Frankreichs wichtigster Kolonie, mit Kriegsmaterial und Geld aufrüstet.

Im Juni 1956 schlagen die Franzosen Israel vertraulich eine Militäraktion gegen Nasser vor. Ben Gurion zaudert. Doch als ihm Paris darüber hinaus die Lieferung moderner Atomtechnologie in Aussicht stellt, weicht seine Skepsis. Zudem hat die Verstaatlichung des Suezkanals auch die Briten provoziert, die drei Viertel ihrer Öllieferungen über die Wasserstraße erhalten. Premierminister Anthony Eden ist fest entschlossen, Nasser zu stürzen.

Bei einem Geheimtreffen im Oktober vereinbaren die drei Staaten eine Militäraktion: Israel soll gegen den Suezkanal vorrücken; Frankreich und England werden daraufhin fordern, dass die beiden Kontrahenten die Kämpfe beenden und ihre Truppen vom Kanal zurückziehen. Die Alliierten ge-

Gamal Abdel Nasser hat sich im Jahr 1952 an die Spitze Ägyptens geputscht, später den Abzug der britischen Armee aus seinem Land erreicht und die internationale Kanalgesellschaft enteignet. Jetzt will er Israel angreifen – und zerstören



hen davon aus, dass Ägypten dieses Ultimatum ausschlägt. Und das soll London und Paris dann den Vorwand geben, die Kanalzone zu besetzen – offiziell, um die Sicherheit des internationalen Schiffsverkehrs zu gewährleisten.

Seit August haben die beiden europäischen Mächte im Mittelmeer eine Armada von 100 Kriegsschiffen und Hunderten Kampfflugzeugen zusammengezogen. 50000 Soldaten stehen bereit. Auf sieben Flugzeugträgern warten Piloten auf Angriffsbefehle.

Nasser wähnt sich dagegen sicher: Er hatte, wenn überhaupt, mit einem schnellen Schlag der Alliierten nach der Verstaatlichung des Kanals gerechnet. Und die israelische Mobilmachung, so glauben ägyptische Diplomaten noch einen Tag vor Kriegsbeginn, ist gegen Jordanien gerichtet, wo es zuvor ebenfalls zu Grenzzwischenfällen gekommen war.

David Ben Gurion sieht die Aktion als einzigartige Gelegenheit, Nasser loszuwerden und die Isolation Israels zu überwinden: „Wir bleiben nicht allein gegen ihn“, notiert er in seinem Tagebuch.

MILITÄRISCH GEHT ANFANGS alles nach Plan. Am 29. Oktober beginnt die Hauptoffensive der Israelis: 400 Fallschirmjäger landen am Mitlapass, einem Höhenzug auf der Sinaihalbinsel gegenüber der Stadt Suez. Gleichzeitig dringen Armee-Einheiten von Osten her auf die Halbinsel vor. Danach stürmen die Israelis den Gazastreifen. Innerhalb von sieben Tagen ist praktisch der gesamte Sinai erobert. Die strategisch wichtige Stadt Scharm el-Scheich, die die Ägypter besetzt hatten, um die Schifffahrtsroute zum israelischen Hafen Eilat zu sperren, fällt am 5. November. Die ägyptischen Soldaten setzen sich in Richtung Westen ab.

Frankreich und England greifen erst spät in die Kämpfe ein. Alliierte Bomber zerstören zwar am 31. Oktober mehr als 100 ägyptische Kampfflugzeuge am Boden. Doch erst am 5. und 6. November landen britische und französische Truppen in Port Said, dem nördlichen Zugang zum Suezkanal am Mittelmeer, und stoßen dann in Richtung Süden entlang des Kanals vor. Auch ihnen begegnet nur vereinzelt Widerstand.

Mit ihrer späten Intervention wollen die beiden Mächte vor der Weltöffentlichkeit den Eindruck aufrechterhalten, dass sie lediglich schlichtend in den Konflikt eingreifen. Dabei hat Israels Armee zu diesem Zeitpunkt ihren Vormarsch längst gestoppt – wie zuvor abgesprochen. Und schon am 5. November haben Israel und Ägypten einem von den Vereinten Nationen vermittelten Waffenstillstand zugestimmt.

Politisch indes haben Israels Verbündete den Krieg da schon verloren. Im UN-Sicherheitsrat müssen Paris und London noch vor der Landung ihrer Truppen mit ihrem Veto eine

Bergungsschiff neben Wracks, die vor Port Said den Suezkanal versperren. Mit der Blockade der Wasserstraße löst Ägyptens Militärdiktator Nasser 1956 einen Krieg aus, in dem Israel gemeinsam mit Frankreich und Großbritannien kämpft



Resolution stoppen, die einen sofortigen Waffenstillstand verlangt – eine Resolution, ausgerechnet eingebracht von ihrem Weltkriegsverbündeten: den USA. Denn die Amerikaner fürchten, die arabischen Staaten an die UdSSR zu verlieren, wenn sie sich eindeutig auf die Seite Israels schlagen.

Großbritanniens Premier Eden hat sich verkalkuliert. Trotz anderslautender Signale ging er davon aus, dass Washington, der verlässliche Nato-Partner, die Strafexpedition gegen Nasser stillschweigend unterstützen würde. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: Präsident Eisenhower beschimpft Eden am Telefon und blockiert Milliardenkredite für London.

Die stolze Kolonialmacht ist damit am Ende ihrer Kräfte und am Rand des wirtschaftlichen Zusammenbruchs. Zu allem Überfluss drohen die Sowjets nun mit dem Atomkrieg.

Schon am 6. November, einen Tag nach der Landung ihrer Truppen in Ägypten, müssen sich Briten und Franzosen dem Druck beugen und einem Waffenstillstand zustimmen. Die beiden Westmächte haben das Gegenteil dessen erreicht, was sie wollten: Der Kanal ist wegen der Kriegszerstörungen auf Monate blockiert; Nasser triumphiert; und als Ordnungsmächte in der Welt sind London und Paris desavouiert.

Auch Israel muss sich wieder hinter die Waffenstillstandslinien von 1948 zurückziehen. Doch als Gegenleistung für den Abzug aus Scharm el-Scheich erhält es die Zusage, dass die USA künftig die freie Passage von Schiffen nach Eilat garantieren werden. Das ist der Beginn einer Freundschaft, die Israel fest an die Seite Washingtons binden wird.

Zudem braucht es nun auf Jahre hin keinen Angriff einer arabischen Streitmacht zu befürchten. Zu groß ist der Respekt der Nachbarstaaten vor der Schlagkraft der Israelis. Doch die arabischen Führer schwören Rache. Nasser beschimpft Israel als Fremdkörper „im Herzen der arabischen Welt“. Offen spricht er davon, dass der Judenstaat wie ein bössartiges Geschwür entfernt werden müsse.

Und so ist schnell klar, dass es schon bald eine „dritte Runde“ geben wird, einen weiteren Krieg im Nahen Osten. □

Reymer Klüver, 52, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“.

Die STADT



Seit Ende der militärischen Auseinandersetzungen von 1948/49 ist ausge-
bloß unterbrochenen Kriegen: Jordanien besetzt den Ostteil mit den meisten hei-
mit Eisenplatten gepanzert – und nachts zerreißen manchmal Maschi

der STÄDTE



Blick auf die Altstadt. 1967 leben insgesamt 270 000 Bürger in Jerusalem, Juden, Muslime, Christen. Die meisten haben die Barriere, die quer durch ihre Metropole läuft, noch niemals gekreuzt. Und kaum ein Einwohner ahnt, dass die Heilige Stadt schon bald wiedervereinigt sein wird

rechnet das spirituelle Zentrum dreier Weltreligionen Frontstadt eines
ligen Stätten, Israel den Westen. Mauern zerschneiden Straßen, Häuser sind
nengewehrsalven der Militärposten die Stille VON CONSTANZE KINDEL



Im Krieg von 1948 haben jordanische Soldaten den Ostteil Jerusalems erobert und lassen seither keinen Juden mehr in die Altstadt mit Grabeskirche und Klagemauer

Wie in dieser Wohnstraße durchschneiden auf 2,5 Kilometer Länge Mauern und manchmal sogar Minenfelder entlang der Waffenstillstandslinie die gesamte Stadt

Vielleicht will niemand es so sehr wie der Bürgermeister, dass die Truppen an diesem Tag hier marschieren, durch die Stadt in den Bergen, die Hauptstadt wurde gegen den Willen der Vereinten Nationen.

Sonnig und heiß liegt dieser 15. Mai des Jahres 1967 über dem Land, als die Parade durch die Straßen Jerusalems zieht: 1500 Mann, vorbei an fahnen geschmückten Häusern, vorbei am Postamt nahe dem Rathaus, dem sie unübersehbar die Zahl 19 aufs Dach gesetzt haben.

Zum 19. Mal jährt sich in diesem Jahr jener Tag, an dem David Ben Gurion an einem Freitagnachmittag um 16 Uhr kurz vor Sabbatbeginn im Radio die Erklärung verlas, die den jüdischen Staat zum 15. Mai 1948 ins Leben rief.

Teddy Kollek gehörte zu denen, die fanden, dass die Feiern an diesem Maitag Jerusalem gebühren und keiner anderen Stadt in Israel, und die sich durchsetzten gegen alle Widerstände.

Kollek diente dem israelischen Staat schon, bevor es ihn gab, er schmuggelte Waffen ins Land für seine Verteidigung, er sammelte Geld für ihn und zukünftige Bürger in aller Welt. An diesem Tag im Mai 1967 ist er seit anderthalb Jahren Bürgermeister von Jerusalem.

Etwa einmal im Monat denkt er an Rücktritt.

Jerusalem, die schwer regierbare. Schon der Name ist aus einem Missverständnis entstanden: Im Wort *ruschali-mum* der Kanaaniter, Ort des Gottes Schalem, lasen die Israeliten ihren eigenen hebräischen Begriff für Frieden, *schalom*. Eine staubige Hügelstadt, genannt Zion, Stadt Davids, Stadt Gottes, himmlisch und irdisch zugleich. Mehr

als 40 Mal erobert in 30 Jahrhunderten, immer wieder belagert, verteidigt, zerstört und wieder aufgebaut, meist im Namen Gottes. Und: ein Problem.

Jerusalem, Stadt mit vielen Namen, Heimat unzähliger Sekten, von denen etliche glauben, sie gehöre ihnen allein. In einer solchen Stadt, die Millionen Menschen heilig ist, kann jedes neue Haus endlosen Streit entfachen.

Umzingelt von Schluchten und Tälern, liegt Jerusalem am Rand des zerklüfteten Berglands, das sich wie ein Rückgrat durch Palästina zieht. Im Osten breiten sich die öden Hügel der Judäischen Wüste aus bis zum Toten Meer, im Westen trennen Kiefernwälder und die Küstenebene die Stadt vom nur gut 50 Kilometer entfernten Mittelmeer.

Jerusalem ist die Stadt der Rabbiner und der Politiker, aber Israels gehobene Gesellschaft zieht das Leben an der Küste vor, in Tel Aviv, der Vorzeigestadt der Pioniere, die mehr zu bieten hat, Boulevards, Strände, Theater, Oper, Kunst.

Kolleks Westjerusalem dagegen ist eine einzige Sackgasse, isoliert vom Rest des Landes, auf drei Seiten umgeben von arabischem Territorium hinter einem Streifen aus Stacheldraht, Minenfeldern und Beobachtungsposten, wenig mehr als der Endpunkt jener Straßen, die von der Küste in die Berge führen.

Der Krieg um Palästina hat die Stadt zerschnitten (siehe Seite 67). 36 Quadratkilometer Westjerusalem, sieben Quadratkilometer Ostjerusalem.

Israel kontrolliert den Westen, aus dem 1948 mehr als 30 000 Araber flohen oder vertrieben wurden, Jordanien den Osten samt Altstadt, aus der man damals 2000 Juden auswies.

Die Uno, die Jerusalem in ihrem Teilungsplan von 1947 zu einer internationalen Zone mit politischem und rechtlichem Sonderstatus machen wollte,



betrachtet die Besetzung der beiden Stadthälften als illegal. Unternommen aber hat sie seit Jahren nichts mehr.

Westjerusalem ist seit 1950 Israels Hauptstadt, Sitz der meisten Ministerien und des Parlaments, des Obersten Gerichtshofs, verlegt aus Tel Aviv. Dieser Teil der Stadt ist inzwischen auf 195 000 Einwohner gewachsen, aber auch zwei Jahrzehnte nach der Unabhängigkeit wirkt er ein wenig provinziell.

JERUSALEM HABE einen Schuss Farbe bekommen durch die Vorbereitungen der Armee, schreibt am Tag vor der Mai-parade 1967 die „Jerusalem Post“. Die Straßen, sonst abends um 22 Uhr leer, waren noch über eine Stunde nach Mitternacht voller Menschen, als die motorisierten Kolonnen von Jeeps und Lastwagen einen Probelauf abhielten im hellen Scheinwerferlicht.

Von den Aussichtspunkten auf den Mauern der Altstadt beobachten jetzt jordanische Soldaten mit Ferngläsern die Parade zur Feier der Staatsgründung.

Innerstädtische
Grenze: Nur UN-
Mitarbeiter, Diplo-
maten sowie nicht-
jüdische Touristen
dürfen von West-
nach Ostjerusa-
lem reisen



Auf der anderen Seite der Grenze heißt Jerusalem „Al-Quds“ – und Israel „der Feind“. Aber niemand spricht viel davon, den Westteil der Stadt zurückzuerobern. Solche Ankündigungen kommen zwar aus Kairo, Damaskus oder Bagdad, nicht aber aus Ostjerusalem.

Die meisten Israelis, zu Hause in einem Staat, den sie nur per Flugzeug oder Schiff verlassen können, haben kaum eine Vorstellung vom Leben auf der anderen Seite.

Im jüdischen Jerusalem, ständig im Belagerungszustand, mischt sich in die Angst oft ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber den Palästinensern, die man für einfach hält, primitiv.

Die zwei Hälften der Stadt entfernen sich immer mehr voneinander. Das arabische Jerusalem orientiert sich ostwärts, Richtung Amman, das jüdische Jerusalem in Richtung Tel Aviv.

Kontakt zwischen beiden Seiten gibt es kaum. Wasserversorgung, Telefon- und Straßennetz sind zweigeteilt worden. Anrufe von einer Hälfte der Stadt in die andere, ein paar Häuserblocks weiter, werden um die halbe Welt geleitet, weil es keine direkte Verbindung gibt. Nur die Gesundheitsbehörden kooperieren, vereint im Kampf gegen streu-

nende Hunde und die Moskitos, die im Niemandsland der Grenze brüten.

Jerusalem, sagt Teddy Kollek, ist die Seele und das Herz des jüdischen Volks, ohne die der Körper nicht leben kann.

Die Heilige Stadt, betrauert in Jahrhunderten der Diaspora, beschworen in Psalmen, Gebeten, Visionen. Bei Hochzeiten erinnert das Zertreten eines Glases an die Zerstörung des Tempels, und der Bräutigam rezitiert aus dem Psalm 137: „Vergesse ich dein, Jerusalem, soll mir die rechte Hand verdorren.“

An Gräbern mahnt das Totengebet Kaddisch an den Wiederaufbau der Stadt, und den Trauernden wird Trost zugesprochen mit den Worten: „Möge der Herr dich trösten unter denen, die trauern um Zion und Jerusalem.“

Und seit Jahrhunderten enden die Gebete zum Pessach-Seder mit dem Ausruf: „Nächstes Jahr in Jerusalem.“

Doch Westjerusalem ist ein Ort, der sein Herz verloren hat: die Altstadt. Denn dort liegen, versammelt auf einem knappen Quadratkilometer, einige der heiligsten Stätten der drei großen abrahamitischen Weltreligionen.

Den Zugang zur Klagemauer und anderen religiösen Stätten, den das Waffenstillstandsabkommen von 1949 eigentlich zusichert, verweigert Jordanien

den Israelis. Nur ein Konvoi, der die kleine jüdische Garnison in einer Exklave auf dem Skopusberg im jordanischen Teil versorgt, darf alle zwei Wochen passieren. Die dort liegende Hebräische Universität sowie das Hadassah-Krankenhaus sind seit 1949 geschlossen.

Und bei den Verhandlungen über die Zukunft des kleinen Zoos auf dem Berg mussten die Vereinten Nationen vermitteln und erklären: „Entscheidungen waren zu treffen, ob (a) israelisches Geld verwendet werden sollte, um arabische Esel zu kaufen, um den israelischen Löwen zu füttern, oder (b) ein israelischer Esel durch von Jordanien beherrschtes Gebiet passieren sollte, um von dem fraglichen Löwen gefressen zu werden.“

Schließlich stimmte Jordanien der Evakuierung der Zootiere nach Westjerusalem zu, unter UN-Geleit.

Gegenseitig beschuldigen sich beide Seiten, heilige Stätten geschändet zu haben. Die Israelis werfen Jordanien vor, den jüdischen Friedhof auf dem Ölberg entweiht und Tausende Grabsteine zum Bau von Straßen und Latrinen in jordanischen Armeelagern benutzt zu haben. Auch habe man die Synagogen zerstört im jüdischen Viertel der Altstadt, das nun als Lager für palästinensische Flüchtlin-



Die Altstadt wirkt wie aus der Zeit gefallen: Christen ziehen durch die enge Via Dolorosa. Als zahlungskräftige Touristen werden sie von der jordanischen Führung willkommen geheißen

ge dient, die die Überreste der Bethäuser als Ställe und Müllhalden nutzen.

Die Araber sind umgekehrt empört über die Zerstörung des Mamilla-Friedhofs, auf dem große Gelehrte, Krieger, Mystiker begraben liegen.

Gespräche über den Austausch von Gebieten – frühere arabische Stadtteile von Westjerusalem sowie die Straße zwischen Jerusalem und Bethlehem gegen das jüdische Viertel der Altstadt und die Klagemauer – blieben ohne Ergebnis.

Und so sprechen Juden an Festtagen Gebete auf dem Dach eines hohen Gebäudes auf dem Zionsberg, von dem aus sie wenigstens einen Blick auf das einst jüdische Viertel werfen können.

Von ihrer Tribüne aus sehen die Staatsmänner am 15. Mai 1967 die Soldaten vorbeiziehen, Präsident Salman Schasar, Premier Levi Eschkol, Generalstabschef Jitzchak Rabin. Der ehemalige Premier David Ben Gurion hat sich dagegen geweigert, der Parade beizuwohnen, da Israel nicht den Mut aufbringe, seine gesamte militärische Stärke zu zeigen.

Denn um die Bestimmungen des Waffenstillstandsabkommens nicht zu verletzen, hat die Regierung die Trup-

penstärke des Aufmarschs reduziert, auf Panzer verzichtet, auf schwere Artillerie und den Vorbeiflug der Luftwaffe. Dennoch hat Jordanien bei den Vereinten Nationen protestiert.

Die gemäßigte Parade ist nicht der einzige Kompromiss der Feier. Aus dem Programm der Eröffnungszeremonie am Vorabend im Stadion der Hebräischen Universität, mit 1000 Soldaten, Siedlern, Veteranen, haben sie ein paar Zeilen eines Gedichts des Lyrikers Natan Alterman gestrichen, das von Mut und Unabhängigkeit handelt und eine Warnung an die Araber enthält, ihren Weg zu überdenken.

Noch während der Proben hat Premier Eschkol seinen Generalstabschef zu sich rufen lassen, weil er sich sorgte, die Lesung könnte zu einer unfreiwilligen Kriegserklärung werden.

Dass, während sie Gedichte und Paraden üben, der nächste Krieg nur noch wenige Wochen entfernt ist, ahnen sie nicht. Jerusalem, diese Halb-Stadt, findet Teddy Kollek, ist außer den Kibbuzim entlang der Grenze der einzige Ort in ganz Israel, an dem man ständig die Nähe des Feindes spürt.

Das Rathaus nahe dem Jaffator ist mit der Teilung aus dem Zentrum der Stadt an deren äußersten Rand gerückt. Vom Dach des Gebäudes kann man die Betonmauer der Grenze sehen, kaum

20 Meter entfernt, und etwa 100 Meter weiter die erste jordanische Feuerstellung auf der Altstadtmauer.

Für seine Vorgänger war der Umzug in ein neues Rathaus beschlossene Sache, der gewählte Standort liegt sicher, mitten in Westjerusalem. Teddy Kollek aber lässt das Projekt fallen.

Denn überall entlang der Grenze zwischen Ost und West hausen Einwanderer aus den muslimischen Ländern, die nach 1949 in Elendsquartieren untergebracht wurden: Juden aus Marokko, Kurdistan, dem Jemen, dem Irak, geflohen vor Verfolgung und Diskriminierung und der Rache nach dem Krieg. Jerusalems aus Europa stammendes Establishment – die Aschkenasim – überlässt diese aus dem Orient kommenden sefardischen Flüchtlinge weitgehend sich selbst, in den gefährlichsten Bezirken der Stadt.

Die jüngste der Flüchtlingssiedlungen hat knapp 500 Wohnungen. In manchen leben drei Generationen zusammen, mit durchschnittlich fünf Kindern. In einer Behausung von zumeist nicht mehr als 45 Quadratmetern, die Fenster schmale Schlitz, die mit schweren Eisenläden verschlossen werden können, sobald die jordanischen Soldaten aus ihrer Stellung gleich gegenüber darauf

Viele arabische Bürger, hier Schuster in einer Gasse, sind 1948 von den Israelis aus ihren Häusern im Westteil der Stadt vertrieben worden. Manche bewahren noch die Schlüssel auf, in der Hoffnung auf Rückkehr

Lesende Jungen in Ostjerusalem. Fast alle Jüngerer der 75 000 Einwohner dort haben den nur wenige Schritte entfernten Westteil noch niemals betreten



Unabhängigkeitstag ein Interview gibt, da fragt ihn die Journalistin: Würden Sie ein israelisches Kind ermuntern, ein Lied der Sehnsucht zu schreiben nach einem vereinten Jerusalem?

Wenn es schreiben will, soll es schreiben, antwortet Ben Gurion. Ich würde keines schreiben.

Teddy Kollek aber hat eines schreiben lassen. Er hat einem Radiosender vorgeschlagen, ein Lied über Jerusalem produzieren zu lassen. Und so gibt es nun einen Song, in dem die Liedermacherin Naomi Schemer versucht, die Sehnsucht des jüdischen Volkes nach Jerusalem musikalisch auszudrücken.

Das Tor hat seinen Namen von einer Familie jüdischer Einwanderer aus Weißrussland, deren Haus hier einst stand, nördlich der Altstadt am Ende der Schmueel-Hanawi-Straße.

Im Frühjahr 1948 verwandelten jüdische Soldaten das Haus in ein Bollwerk, 35 von ihnen starben, als die Arabische Legion in jordanischen Diensten es sprengte. Vom Haus der Mandelbaums blieben nur die Reste eines steinernen Torbogens, das vordere Gartentor sowie drei Mauern mit Bogenfenstern stehen.

Der Grenzübergang neben der Ruine besteht aus zwei Straßensperren, an denen bewaffnete Soldaten hinter Sandsäcken stehen. Die Kontrollpunkte der beiden Seiten trennt ein Stück Kopfsteinpflaster, verstärkt mit Zementkegeln, die als Panzersperren dienen.

Manchmal wird durch die Grenze getrennten Familien hier eine Begegnung gestattet, ein Gruß durch den Stacheldraht. Nur Diplomaten, UN-Personal, christliche Geistliche sowie nicht-jüdische Touristen dürfen von einer Seite auf die andere wechseln.

Auf jordanischer Seite müssen Besucher beweisen, dass sie keine Juden sind, Christen etwa mit ihrem Taufschein. Der Rückweg in den Westteil bleibt ihnen versperrt, sie müssen über Jordanien zurück in ihre Heimat reisen.

Erst nach jahrelangem Druck erlaubt die Regierung in Amman israelischen Christen, zu Weihnachten und Ostern ihre heiligen Stätten im Ostteil der Stadt zu besuchen und anschließend nach Israel zurückzukehren. Die Israelis müssen Listen der Pilger zusammenstellen und den Jordaniern vorlegen. Die Erlaubnis gilt für höchstens 48 Stunden.

schießen. Immer wieder gibt es Tote und Verletzte.

Es wäre unmoralisch, findet Teddy Kollek, all diese Neuankömmlinge schutzlos zurückzulassen, während die Stadtväter den kostspieligen Rückzug aus der Gefahrenzone antreten. Daher schreibt er die Investition für das Rathaus ab und bleibt, wo er ist. Auch, weil Bleiben bedeutet, dass er an die Wiedervereinigung der Stadt glaubt.

Kurz nachdem er 1965 Bürgermeister wurde, fragten ihn die Stadtplaner: Sollen wir davon ausgehen, dass Jerusalem eines Tages wieder geeint sein wird – und deshalb die Straßen von Ost nach West planen, in Richtung der Trennmauern und über sie hinaus?

Kollek sagte ja, ohne Zögern, und glaubte, dass er recht behalten würde. Eines Tages, irgendwann.

Aber auf Hoffnungen allein lässt sich eine Stadt nicht bauen. Und nicht alle Israelis teilen Kolleks vorsichtigen Optimismus. Als etwa der Ex-Premier David Ben Gurion ein paar Tage vor dem

DIE »GRÜNE LINIE« des Waffenstillstandsabkommens von 1949 zieht sich von Süden nach Norden durch die Stadt. Davon sind mehr als 2,5 Kilometer eine befestigte Grenze aus massiven Betonwällen und Stacheldrahtverhauen. Auf beiden Seiten zielen Scharfschützen in das Gelände auf der anderen Seite.

Nachts ist gelegentlich das Rattern von Maschinengewehren zu hören, manchmal auch eine Explosion.

In den ersten Jahren nach der Teilung ist die Grüne Linie noch durchlässig gewesen und wurde täglich illegal übertreten. Schmuggler kamen über die Grenze und Bauern, die ernten wollten in ihren Olivenhainen vor der Stadt, von denen sie die Grenze nun trennte. Ein Baptistenpastor aus Westjerusalem verlor eines Nachts auf einer Mine einen Fuß bei dem Versuch, heimlich einen kranken Jungen durch das Niemandsland zu bringen, um ihn im Westteil der Stadt medizinisch versorgen zu lassen.

Der einzige offizielle Grenzübergang im Zentrum Jerusalems ist das Mandelbaumtor, über dem die blauweiße Fahne der Vereinten Nationen weht; unter deren Schutz steht der Kontrollpunkt.



Die Heilige Stadt ist kein Schmelztiegel der Religionen. Jede Gemeinde hütet eifersüchtig ihren eigenen Mikrokosmos – auch die orthodoxen Juden im Viertel Mea Shearim

Muslime waschen ihre Füße, bevor sie sich dem Felsendom nähern: Das Areal ist für Juden tabu, Christen dürfen einige Stellen als Besucher betreten



Der Tourismus ist Teddy Kolleks persönliche Passion. Denn er hofft, dass die Besucher Israel nicht nur Geld einbringen, sondern das Land der Welt erklären, besser als alle PR und Propaganda.

Er sucht die Nähe zu den Reichen und Berühmten, zu Marlene Dietrich, Frank Sinatra, Marc Chagall, die seiner vernachlässigten Stadt Spenden verschaffen sollen und Aufmerksamkeit.

Kultur will er nach Jerusalem bringen und internationalen Glanz. Kein Projekt hat ihn in seiner Zeit als Büroleiter von Premierminister Ben Gurion so beschäftigt, so begeistert wie das im Mai 1965 eröffnete Israel-Museum, gebaut im Stil eines mediterranen Dorfes auf einem Hügel über dem Kreuztal.

Kollek plant keine Wartezeit ein bei seinen Projekten. Es sollte, findet er, ein elftes Gebot geben, nur für Bürgermeister: Du sollst nicht geduldig sein. Weil ein geduldiger Magistratschef verloren ist.

Wenn er von einem Projekt überzeugt ist, muss er es so schnell wie möglich umsetzen, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, oder er wird es bereuen. Langmut liegt ihm ohnehin nicht.

Sein Jähzorn ist berüchtigt, er schreit Sekretärinnen an, wirft in Rage mit dem ersten Gegenstand, der ihm in die Hände kommt, zerhämmt vor Wut mit der Faust seine gläserne Schreibtischplatte.

Bevor er sich überreden ließ, für Ben Gurions neu gegründete Arbeiterpartei Rafi als Bürgermeister zu kandidieren, wollte Kollek das öffentliche Leben eigentlich hinter sich lassen, nach einem Dutzend Jahren im Büro des Premierministers. Tieferes Interesse an städtischen Problemen hatte er nicht.

Was geschieht, wenn du gewinnst, fragte sein Sohn Amos, bist du dann ver-

antwortlich für den Müll? Kollek selbst sah das Amt in etwa ebenso.

Viele Wahlversprechen hat er nicht gemacht. Den neuen Vororten will er helfen und die Sauberkeit in der Stadt verbessern. Warum solltest du dich mit Jerusalem übernehmen, sagt ihm ein Freund, es ist seit 2000 Jahren dreckig, das änderst du nicht an einem Tag.

Den stellvertretenden Bürgermeister stellt wie schon seit Jahren „Agudat Jisrael“, die stärkste und strengste der religiösen Parteien. Die Strenggläubigen sind nicht die Mehrheit in Jerusalem und trotzdem eine Macht.

Im Jahr 1953 hat die Knesset per Gesetz den orthodox dominierten Rabbinengerichten breite Zuständigkeit in den Angelegenheiten jüdischer Bürger zugesprochen. Nur Rabbiner dürfen Eheschließungen vorsitzen oder eine Scheidung gewähren, nur das Oberrabbinat entscheidet, wer überhaupt als Jude zu gelten hat.

Überall im Land prallen säkulare und orthodoxe Welten aufeinander, immer wieder. Einzelschicksale veranlassen die gesamte Nation, die Gräben tiefer zu ziehen. Etwa die Entscheidung eines Rabbinengerichts, den Geschwistern Chanoch und Miriam Langer als *mamzerim*, unehelich Geborenen, die Heirat mit „reinen“ Juden zu verbieten. Oder das Verschwinden von Jossele Schumacher, den sein strenggläubiger Großvater jahrelang versteckt halten lässt, weil er fürchtet, die Eltern vernachlässigten die religiöse Erziehung des Jungen. Bis der Geheimdienst den Zehnjährigen in New York aufspürt, protestieren säkulare Juden in den Straßen von Jerusalem: „Efo Jossele, wo ist Jossele?“

Nirgendwo sonst im Land versuchen die orthodoxen Gemeinden so aggressiv

wie in Jerusalem, den größtenteils säkularen Einwohnern die Einhaltung religiöser Regeln aufzuzwingen, wenigstens in der Öffentlichkeit.

Am erbittertsten versuchen die Mitglieder der Sekte „Neturei Karta“, der Stadt Moral zu verordnen. Der aramäische Name, den sie sich gegeben haben, bedeutet „Wächter der Stadt“, und ihre Proteste enden häufig in Gewalt, gegen Andersdenkende, gegen die Polizei.

Den israelischen Staat lehnen sie ab, sie nehmen nicht an Wahlen teil, hebräische Zeitungen sind ihren Mitgliedern verboten, weil sie ketzerische Irrlehren verbreiten. Als ein Schwimmbad in Jerusalem eröffnet wird, das gemeinsames Baden von Männern und Frauen gestattet, belegt ein Rabbiner der Neturei Karta Badbesitzer und Badegäste öffentlich mit einem Bannfluch. Wenn Kinder in den Straßen singend und tanzend das

Armenier in der Kirche vom Grab der Heiligen Jungfrau. Sie stellen eine der ältesten und einflussreichsten unter den rivalisierenden christlichen Gemeinschaften



Purimfest feiern, dann beten die Extremisten um Regen.

Ansonsten führen die *charedim*, die Gottesfürchtigen, in Stadtteilen wie Mea Schearim – in den 1870er Jahren nordwestlich der Altstadtmauer streng nach den Regeln der Tora erbaut – ihr eigenes Leben. Und säkulare Juden essen bei „Fink“, dem besten Restaurant der Stadt, nichtkoscheres Gulasch und Würstchen.

Aber am Freitagabend senkt sich mit dem Sabbatbeginn Stille über die Stadt, Busse fahren nicht mehr, alle jüdischen Geschäfte schließen, weil kein Geld mehr die Hände wechseln darf.

Und die Charedim in ihren tintenschwarzen Mänteln stehen in ihren Stadtteilen an den Straßenecken und werfen Steine auf vorbeifahrende Autos, die gegen die Sabbatruhe verstoßen.

TEDDY KOLLEK FINDET, dass man Religion und Politik trennen soll. Dass man ein guter Jude sein kann, auch wenn man sich nicht an alle 613 Vorschriften der Tora hält. Und dass ein Kibbuznik an der syrischen Grenze dem Judentum ebenso viel Treue beweist wie ein Jeschiwa-Schüler, der am Sabbat mit Steinen auf Andersdenkende wirft.

Gläubiger Jude war Theodor Herzl Kollek, Sohn eines leitenden Bankangestellten, Enkel eines Lehrers, sein ganzes Leben lang nicht. Aber schon als Jugendlicher überzeugter Zionist.

In seinem Elternhaus in Wien zündete man am Freitagabend zum Sabbat Kerzen an – und fuhr am Samstag trotzdem mit der Tram. In die Synagoge ging die Familie nur an Feiertagen. Seine Eltern nannten den 1911 geborenen älteren ihrer beiden Söhne nach dem Begründer der zionistischen Bewegung und riefen ihn fortan nur noch Teddy.

Teddy lernte Geige spielen, bekam Privatstunden in Englisch und Französisch, trat mit elf Jahren einer zionistischen Jugendorganisation bei. Als Erster seiner Familie wanderte er 1935 nach Palästina aus und schloss sich einer Gruppe an, die am Ostufer des Sees Genesareth einen Kibbuz aufbauen wollte.

Als sich später im neuen Staat Israel alle hebräische Namen gaben, da entdeckte Theodor Kollek, dass der Talmud ein Tor des Tempels als Teddy-Tor benennt, und behielt guten Gewissens den Namen seiner Kindheit.

Perfekt Hebräisch aber lernte er nie. Wenn der Bürgermeister den Namen seiner Stadt ausspricht, klingt er statt „Jeruschalajim“ wie „Juruschalajim“.

Zwei Jahre, bevor Kollek sein Amt antrat, hatte der Poet Jehuda Amichai

ein Gedicht geschrieben über seinen Wohnort Jerusalem, es heißt „Der Bürgermeister“.

„Es ist traurig/der Bürgermeister von Jerusalem zu sein./Es ist schrecklich./Wie kann ein Mensch der Bürgermeister einer solchen Stadt sein?/Was soll er damit anfangen? Er wird bauen und bauen und bauen.“

Und Kollek baut. Mit Grünflächen fängt er an, kleinen Parks in der ganzen Stadt. Schon seit Jahren wird in Jerusalem viel gebaut. Ein neuer Universitäts-campus, ein großer Klinikkomplex, ganze Stadtbezirke auf den Hügelkuppen im Westen der Stadt.

Das neue israelische Jerusalem wird urbaner und westlicher. Mit breiten Hauptverkehrsstraßen statt gewundener Kopfsteinpflastergassen, mit Apartmentblöcken, die zwischen den Häusern aus hellem Kalkstein wachsen, den die Briten der Stadt zu Zeiten des Mandats als einzig gültiges Verkleidungsmaterial verordnet hatten.

Für viele Bewohner und Besucher sind die schönsten Gegenden der Stadt die ehemals arabischen Viertel wie Katamon oder Talbieh, die alten Steinhäuser mit ihren hohen Decken und schmiedeeisernen Toren.



Im jüdischen Westjerusalem leben 195 000 Einwohner. Doch selbst im Zentrum, wie hier auf der Königin-Salome-Straße, wirkt die Stadt provinziell. Und am Sabbat dürfen keine Busse fahren

Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostjerusalem, bewahren manche Familien noch immer Schlüssel zu diesen Häusern auf, 20 Jahre nachdem sie sie haben verlassen müssen.

Als im Juli 1966 im Westteil der Stadt das neue Parlamentsgebäude der Knesset eingeweiht wurde, erklärte Jordaniens König Hussein am selben Tag Ostjerusalem zur „spirituellen Hauptstadt“ seines Reichs. Die Freitagsgebete im Radio werden trotzdem aus der Hussein-Moschee in Amman übertragen statt aus der drittheiligsten Moschee der Welt in Jerusalem, der al-Aqsa-Moschee mit ihrer silberfarbenen Kuppel, von der Mohammed sagte, ein Gebet in ihr sei tausend Gebete anderswo wert.

Und Verwaltungshauptstadt für Palästina wie einst zu Zeiten des britischen Mandats ist Ostjerusalem längst nicht mehr. Wer einen Bankkredit, einen Telefonanschluss, eine Geschäftslizenz beantragen will, muss mehr als 100 Kilometer nach Amman reisen.

Immerhin lässt sich die 1953 gegründete jordanische Tourismusbehörde für einige Zeit in Ostjerusalem nieder, und auch sonst ist König Hussein bemüht,

den lukrativen Zustrom von Pilgern und anderen zahlungskräftigen Reisenden zu verstärken. Er ermöglicht die Restaurierung der christlichen Grabeskirche und lässt die bleierne Kuppel des Felsendoms golden färben. Westjerusalem aber ist auf jordanischen Touristenlandkarten ein weißer Fleck.

Noch 1948 gab es nur ein einziges modernes Hotel im Ostteil der Stadt, kaum 20 Jahre später sind es 70. Auf dem Ölberg wird das „Intercontinental“-Hotel gebaut, in dem sich im Mai 1964 Hunderte Delegierte zur Gründungskonferenz der Palästinensischen Befreiungsorganisation PLO treffen.

Ostjerusalem lebt vom Tourismus und vom Geld, das jene Palästinenser nach Hause schicken, die in den arabischen Ölstaaten arbeiten.

Die Unterschiede zwischen Reich und Arm sind groß, aber die Ober- und Mittelschicht kann sich Luxusartikel und Importwaren leisten, die im Westen der Stadt nicht zu haben sind.

Die Regierung bemüht sich, das arabische Jerusalem behutsam zu modernisieren, ohne den Charakter der Stadt zu verraten. Im Gassengewirr der Altstadt scheint noch das alte Jerusalem der Lautenspieler und Dichter auf, mit Bettlern, Lastenträgern, tanzenden Derwischen. Düfte von Kardamom, Salbei und Thymian wabern unter der Gewölbedecke

der Suks, wo Händler und Hausiererinnen vor sauber gestapelten Bergen von Bohnen, Tomaten und Weinblättern hocken. Maultiere und Esel werden durch die engen Straßen getrieben, in den Cafés sitzen alte Männer mit Kufjas und rauchen gurgelnde Wasserpfeifen.

Kamele weiden auf Brachflächen im erdbebenzerstörten Suk al-Khawajat, dem Basar der Goldschmiede, der seit Menschengedenken den Nusseibeh gehört – einer der vier, fünf führenden Familien der Stadt, aus deren Reihen der König bisweilen Kabinettsmitglieder und führende Beamte rekrutiert.

Hunderttausende Palästinenser sind in den Jahren nach dem Krieg aus dem Westjordanland nach Amman gezogen. Die jordanische Hauptstadt hat ihre Bevölkerung zwischen 1948 und 1967 mehr als verzehnfacht auf über 300 000 Menschen. Ostjerusalem wächst gemächlicher, von 50 000 auf 75 000 Einwohner.

Viele Palästinenser in Jerusalem, besser ausgebildet und fortschrittsorientierter als die meisten Araber im Kernland östlich des Jordan, finden es schwer erträglich, Amman politisch untertan zu sein. Sie fühlen sich fremdbestimmt und der Monarchie einverleibt, ungefragt. So ist Ostjerusalems Bürgermeister Ruhi

Schüler auf dem Weg zum Unterricht in Ein Kerem im Südwesten der Stadt. Manche Bauwerke auf diesem Bild zeigen noch die Beschädigungen aus den Kämpfen von 1948



1950 erklärt Israel, gegen den Protest der Uno, Jerusalem zur Hauptstadt Israels und fördert mit einem großen Neubauprogramm die Ansiedlung weiterer Bürger



al-Khatib, obwohl nur Fünfter bei der Wahl zum Stadtrat, von König Hussein persönlich ins Amt gehoben worden.

Längst stellen die Palästinenser mehr als die Hälfte der Bevölkerung Jordaniens, aber sie sehen sich selbst vernachlässigt und Jerusalem zur Provinzstadt verkommen, während Amman einen Boom erlebt.

Manchmal besucht der Monarch Jerusalem mit seiner Entourage, begleitet von einer Beduinengarde. Auf einem Hügel im Norden der Stadt beginnen Arbeiter mit dem Bau eines Palastes.

Der Bruder des Königs, Prinz Muhammad, hat eine Palästinenserin geheiratet. Sechs Monate des Jahres verbringt das Paar in einer Villa in Jerusalem. Meist ist der Prinz damit beschäftigt, mit den Christen zu verhandeln und sich um Frieden zwischen den miteinander verfehdeten Orthodoxen, Katholiken und Armeniern zu bemühen.

Denn mehr als 30 verschiedene christliche Konfessionen leben in Jerusalem, in einer Atmosphäre kleinlicher

Eifersucht. Schon kleine Übertretungen der Rechte an den heiligen Stätten, zuletzt 1853 vom Sultan des Osmanischen Reiches festgelegt, können zu schweren Konflikten führen.

Die kirchlichen Machtverhältnisse sind in Jerusalem gänzlich anders verteilt als im Rest der Welt. So gehört der armenischen Kirche, in Jerusalem seit dem 5. Jahrhundert etabliert, ein Drittel der heiligen Stätten, während die römisch-katholische Kirche, erst während der Kreuzzüge in die Stadt gekommen, nur über 17 Prozent verfügt.

Und die kleine griechisch-orthodoxe Kirche besitzt größere Anteile am Ölberg und der Grabeskirche als alle anderen religiösen Vereinigungen.

Der Schlüssel zur Grabeskirche wird keiner der christlichen Kirchen alleine anvertraut, sondern seit Jahrhunderten fern des Heiligtums aufbewahrt. Seit 400 Jahren teilen sich zwei muslimische Familienclans die Rolle der Schlüsselverwalter. Jeden Morgen um vier Uhr wirft ein Mitglied der Familie Joudeh einen Stein ans Fenster eines Hauses der Familie Nusseibeh und übergibt den Schlüssel, den ein Nusseibeh weiter zum Kirchentor trägt.

Der Generalschlüssel, 30 Zentimeter lang, schließt eine Eichentür auf, dick genug, um einem Rammbock zu widerstehen. Durch die geöffnete Tür reicht ein Priester eine Leiter, mit der das Schlüsselloch einer zweiten, größeren Tür zu erreichen ist.

Friede, sagt der Schlüsselverwalter, wenn auch diese Tür sich öffnet.

Und der Priester erwidert: Friede.

TEDDY KOLLEK KENNT Jerusalem nicht anders als heillos gespalten. So ist die Stadt immer gewesen, so war sie vor 100 Jahren und vor 30, als er sie zum ersten Mal betrat zur Zeit des britischen

Mandats. Eine Kleinstadt in den Bergen, mit Gruppen von Häusern aus hellem Kalkstein und Gemeinden in versteckten Hinterhöfen am Ende enger Straßen. Jerusalem, immer Mosaik, niemals Schmelztiegel.

Kolleks Stadthälfte ist keine Einheit, sondern eine Reihe von Siedlungen – von den Vierteln der Ultrareligiösen, die mit ihren ärmlichen Gassen und kleinen Innenhöfen, eigenen Marktplätzen, Schulen und Synagogen aussehen wie Ghettos in Polen oder Ungarn, bis zu bürgerlichen Gartenvororten, wo sich die deutschstämmigen Intellektuellen niedergelassen haben, mit sauber geschnittenen Hecken und Blumenkästen, Tennisplätzen und Privatbibliotheken.

In vielen Vierteln führt eine ethnische oder religiöse Gemeinschaft ein Eigenleben. Spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist das jüdische Jerusalem zersplittert in verschiedene Gruppen, von denen sich jede um ihren eigenen Rabbiner sammelt und in einer eigenen Synagoge ihre Gottesdienste begeht.

Herkunft, religiöse Rituale sowie politische Überzeugungen trennen die Fraktionen – Aschkenasim gegen Sefardim, Nationalreligiöse gegen Antizionisten, Mitnagdim gegen Chassidim.

Die Fronten ziehen sich auch mitten durch die ultraorthodoxe Minderheit. Unter den Charedim, gespalten in zahllose Sekten und Untersekte, gibt es die, die den jüdischen Staat als ersten Schritt zur Wiederkehr des Messias und der Erlösung des jüdischen Volkes sehen. Und solche, die glauben, dass die Juden nicht wieder herrschen dürfen, bis ihnen der Messias erschienen ist, und die den Staat Israel daher nicht anerkennen. Die Mitnagdim, dem strengen Tal-

Seit 1957 mahnt die Gedenkstätte Yad Vashem an die Verfolgung und Vernichtung der Juden durch Nazi-Deutschland. Viele Überlebende aber fühlen sich in Israel ausgegrenzt und unverstanden



mud-Studium verschrieben, beäugen argwöhnisch die mystisch-frommen, lebenslustigen Chassidim. Die wiederum teilen sich in mehrere Hauptgruppen, jede angeführt von einer Familiendynastie, die der Legende nach von einem wundertätigen Rabbiner abstammt.

Jede der Sekten pflegt eigene Traditionen und Kleidervorschriften, die Äußerlichkeiten bis ins Detail regeln, die Form des Huts, die Länge des Mantels, die Farbe der Socken.

Jeder hat seinen Platz in Jerusalem und hält sich daran. Bis auf jene, die ihren Platz nicht finden können – jene, die nach dem Holocaust aus Europa ins Gelobte Land gekommen sind, aber selbst nach Jahren Fremde bleiben in der neuen Heimat.

Im Jahr 1960 bereitete Teddy Kollek als Bürochef des Premierministers den Prozess gegen den früheren SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann vor, den der Geheimdienst Mossad aus seinem Versteck in Argentinien nach Israel entführt hatte.

Als Kollek ihn das letzte Mal gesehen hatte, im Frühjahr 1939 in Wien, da wirkte Eichmann auf ihn wie ein kleiner Angestellter. Kollek versuchte im Auf-

trag der Zionistenbewegung, mit Blanko-Einreisegenehmigungen für Großbritannien Juden aus Österreich herauszuschleusen. Und Eichmann sagte die Ausreise zu für 3000 Menschen.

Zum Prozess ging Kollek nur ein einziges Mal, denn er ertrug es nicht, die Geschichten zu hören, die die Zeugen der Anklage erzählten.

1949, im Jahr nach der Gründung Israels, stellten die fast 350 000 Holocaust-Überlebenden ein knappes Drittel der jüdischen Bevölkerung. Die meisten bemühten sich um eine neue Identität als Israelis, lernten die neue Sprache, nahmen hebräische Namen an. Man müsse ihnen, sagte ein Politiker, erst mal die Liebe zum Heimatland beibringen, Arbeitsmoral und menschliche Sitten.

Die Sabras, in Palästina geboren, betrachten die Überlebenden noch jetzt, 18 Jahre später, oft distanziert, mit einer Mischung aus Mitleid und Abscheu.

Sie können nicht begreifen, wie die Juden in Deutschland, Österreich, Belgien, Polen und überall sonst in Europa dasaßen und auf Hitler warteten, statt nach Palästina zu kommen, als noch Zeit dafür war. Weshalb sie sich zusammentreiben und in die Todeslager verschicken ließen wie Vieh, statt Widerstand zu leisten, statt sich zu organisieren und zurückzuschlagen gegen ihre Verfolger.

Und die, die nicht aufhören wollen, davon zu erzählen, was ihnen angetan wurde, finden kaum einen, der ihnen zuhören möchte. Diese Überlebenden – rückwärtsgewandt, während der Rest des Landes in die Zukunft schauen will – sind Außenseiter im neuen Staat. Manche Sabras nennen sie *sabon*, Seife.

Auf dem Herzlberg, gleich neben dem Militärfriedhof, wo am Vorabend des Unabhängigkeitstags ein Dutzend Fackeln entzündet werden, eine für jeden der zwölf Stämme Israels, ist 1957 eine Gedenkstätte für die sechs Millionen jüdischen Holocaust-Opfer eröffnet worden. Ihr Name: Yad Vashem, „Ein Denkmal und ein Name“ – nach Gottes Versprechen im Buch Jesaja: „Ihnen allen errichte ich in meinem Haus und in meinen Mauern ein Denkmal, ich gebe ihnen einen Namen.“

Schon in den 1950er Jahren haben viele Holocaust-Überlebende Israel wieder verlassen, zumeist in Richtung USA.

DIE TRITTE der Truppen auf der Mai-parade fallen schwer in den Straßen. Auf der Tribüne überreicht ein Ordonnanz-offizier dem Generalstabschef Jitzchak Rabin einen Lagebericht. Flüsternd gibt Rabin die Informationen an Premier Le-

Teddy Kollek, ehemaliger Kibbuznik, Geheim-agent und Waffenschmuggler, wird 1965 zum Bürgermeister Westjerusalems. Keine zwei Jahre später untersteht ihm die gesamte Stadt

Ostjerusalem bedeckt ein Sechstel der Fläche, doch liegen dort fast alle heiligen Stätten. Im Niemandsland zwischen den verfeindeten Bereichen leben nur Moskitos und streunende Hunde



vi Eschkol weiter, der neben ihm steht. Schon vor der Parade haben sie sich im „King David“-Hotel zum Krisengespräch getroffen. Seit Monaten gibt es militärische Zwischenfälle an der Grenze zu Syrien. Nun hat der ägyptische Präsident Nasser begonnen, auf dem Sinai Truppen zusammenzuziehen – wahrscheinlich, um einem vermuteten Angriff der Israelis auf Syrien zuvorzukommen.

Am Abend des Unabhängigkeitstags predigt ein Rabbiner namens Zvi Jehuda Kook in seiner Jeschiwa, wie jedes Jahr zur Feier der Geburt des Staates Israel.

Plötzlich wird seine Stimme laut, der Rabbiner schluchzt und schreit: „Und wo ist unser Hebron – haben wir es etwa

vergessen?! Und wo ist unser Siche, unser Jericho – wo? Haben wir sie etwa vergessen?“

Als der Staat Israel geboren wurde, da habe er nicht feiern können, ruft der Rabbiner, weil damals das Land Gottes geteilt worden sei. Ohne die biblischen Landschaften aber sei *Eretz Israel*, das Land Israel, nicht vollständig.

Es sei eine Sünde, weint der Rabbi, diese heiligen Stätten in den Händen anderer zu lassen. Binnen Wochen werden sie Zvi Jehuda Kook einen Propheten nennen, und er wird seine Anhänger ausschicken, das wiedergewonnene Land zu besetzen und nie wieder freiwillig zu verlassen.

Nur wenige Hundert Meter von der Jeschiwa des Rabbiners entfernt, im Konzertsaal eines Kongresszentrums, singt die Soldatin Schuli Natan das Lied, das der Bürgermeister über Jerusalem hat schreiben lassen.

Schuli Natan, die gerade ihren Wehrdienst leistet, ist als Sängerin völlig unbekannt, die Komponistin Naomi Schemer hat sie in einem Radioprogramm über Nachwuchstalente singen gehört und ausgewählt für diesen Abend, für dieses Lied. „*Jeruschalajim Schel Sahaw*“, Jerusalem aus Gold, drei Strophen nur, von einer einsamen Stadt und der Mauer in ihrer Mitte, von ausgetrockneten Brunnen und einem leeren Marktplatz und dem Tempelberg in der Altstadt, den niemand mehr besucht.

Als existierten die Palästinenser nicht.

Genau drei Wochen nach dem Unabhängigkeitstag beginnt an einem Montagmorgen der Krieg. Teddy Kollek sitzt gerade in seinem Büro im Rathaus, als die ersten jordanischen Granaten auf Jerusalem fallen (siehe Seite 98).

Am Morgen des dritten Kriegstags erreichen im Kampf um die Heilige Stadt Einheiten der israelischen Armee die Klagemauer. 700 Soldaten mit geschwärzten Gesichtern und blutbefleckten Uniformen drängen sich am Ende der Gasse im marokkanischen Viertel vor dem heiligsten Ort des Judentums.

Unter ihnen ist Schlomo Goren, der Oberrabbiner der Armee. Er bläst das Schofarhorn, das nur an hohen Feiertagen erklingt. Die Soldaten fallen sich in die Arme, beten, weinen, tanzen, und als das Radio die Gebete des Rabbiners ins ganze Land schickt, hört man sie singen. „*Jeruschalajim Schel Sahaw*“, Jerusalem aus Gold.

Als Naomi Schemer hört, wie die Soldaten ihr Lied singen, da schreibt sie Jerusalem eine neue Strophe, auf der Stelle. „Wir sind zurückgekehrt zu den Brunnen, zum Marktplatz, der Schofar ruft in der Altstadt vom Tempelberg.“

Am selben Tag gibt Teddy Kollek eine Pressekonferenz im „Ambassador“-Hotel im gerade eroberten arabischen Stadtteil Scheich Dscharrah.

Auf dem Rückweg nach Westjerusalem erkennt ihn ein israelischer Soldat und ruft ihm zu: Wir haben deine Stadt größer gemacht.

Der Bürgermeister sagt: Du meinst wohl, zu einem größeren Problem. □

Literaturempfehlungen: Karen Armstrong, „Jerusalem – One City, Three Faiths“, Ballantine: detaillierter Überblick über die Geschichte der drei großen monotheistischen Religionen in der Heiligen Stadt. Teddy Kollek, „Ein Leben für Jerusalem“, Fischer: lebendig geschriebene Autobiografie des langjährigen Bürgermeisters.

Constanze Kindel, 34, kannte Israels inoffizielle Nationalhymne „*Jeruschalajim Schel Sahaw*“ bislang nur aus den letzten Filmszenen von „Schindlers Liste“.

1967: SECHSTAGEKRIEG

Nur 131

TRIUMPH IM ZEICHEN DES DAVIDSTERNS



Israelische Panzer und Soldaten
rücken gegen ägyptische Truppen im
Gazastreifen vor: Elf Jahre nach dem
Krieg von 1956 entbrennt zwischen
Arabern und Israelis im Sommer 1967
der Entscheidungskampf

Stunden

Es ist der größte Sieg in der Geschichte des jüdischen Staates: In einer einzigen Juniwoche im Jahr 1967 nimmt die israelische Armee ein Gebiet ein, dreimal so groß wie das Land selbst, demütigt ihre Gegner – und erobert, was den Juden fast 2000 Jahre lang verwehrt war. Doch der militärische Erfolg stürzt Israel in ein Dilemma, in dem es bis heute gefangen ist VON CHRISTINA SCHNEIDER



Es ist wie bei Saul, der auszog, um die Esel seines Vaters zu suchen, und ein Königreich fand. Am 5. Juni 1967 ziehen Israels Soldaten aus, um die ägyptische Luftflotte zu zerstören und die von Ägyptens Präsident Nasser gesperrte Wasserstraße von Tiran wieder zu öffnen, Israels Zugang zum Roten Meer.

Doch zwei Tage später haben die jüdischen Streitkräfte nicht nur den ägyptischen Sinai, sondern auch den Gazastreifen, Ostjerusalem und die jordanische Westbank in Besitz genommen – Teile des biblischen Judäa und Samaria.

Soldaten tanzen mit orthodoxen Juden in der eroberten Altstadt Jerusalems und singen die israelische Nationalhymne. Denn auch die Klagemauer, die heiligste Stätte des Judentums, ist nach knapp 2000 Jahren wieder in hebräischer Hand. „Wir haben die Hauptstadt Israels geeint, auf dass sie nie wieder geteilt werde“, verkündet Verteidigungsminister Mosche Dajan.

Dabei hat er seine Generale noch am Tag zuvor gewarnt, einen Fuß in die Altstadt zu setzen. Dies, so seine Befürchtung, würde die arabische, aber auch die christliche Welt gegen Israel aufbringen, selbst die USA. Doch dann ist die Versuchung zu groß gewesen für politische Logik.

Ist nicht Jerusalems Altstadt das eigentliche Zion – Ziel einer schon 2000 Jahre lang andauernden Sehnsucht? Innerhalb von zwei Tagen haben Israels militärische Führer die von Verfolgung und Trauer geprägte jüdische Geschichte ins Gloriose gewendet.

Doch nicht alle stimmen in den Jubel ein. Als ein Berater Premierminister Levi Eschkol vorschwärmt, nun

sei noch mehr möglich, die Eroberung der Stadt Hebron zum Beispiel, fragt der Regierungschef zurück: „Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie wir mit so vielen Arabern leben sollen?“

FÜNF MONATE ZUVOR, Anfang 1967. Israel ist jetzt eine Großmacht im Nahen Osten. Die Wirtschaft boomt, Frankreich und die USA verkaufen Jerusalem Waffen; Washington unterstützt es auch finanziell. Dank dieser Hilfe ist die 250 000 Mann starke israelische Armee ähnlich schlagkräftig wie die ägyptische, die mit Abstand größte arabische Streitkraft. Allerdings zögern die USA, sich ganz auf eine Seite zu schlagen: Sie verkaufen ihre Waffen auch an die arabischen Länder.

Daneben liefert auch die Führung der Sowjetunion – für die Israel ein Vorposten des westlichen Imperialismus im

Nahen Osten ist – Waffen an die Gegner des jüdischen Staates. Zwei Milliarden Dollar hat die UdSSR seit 1956 in die militärische Ausrüstung der halbsozialistisch regierten Länder Ägypten und Syrien investiert, hat Panzer, Artillerie, Jets und technische Berater geschickt. Dafür darf Moskau ägyptische und syrische Häfen als Militärbasen nutzen.

Die Stärke Israels ist auch die Folge der Uneinigkeit seiner Nachbarn: Ägyptens Präsident Gamal Abdel Nasser, in den 1950er Jahren von Millionen als Führer der Araber verehrt, ist mit seinem Plan, alle Araber in einem Staat unter seiner Herrschaft zu vereinen, gescheitert. Die großspurig „Vereinigte Arabische Republik“ genannte staatliche Verbindung mit Syrien ist nach nicht einmal vier Jahren kläglich zerbrochen.

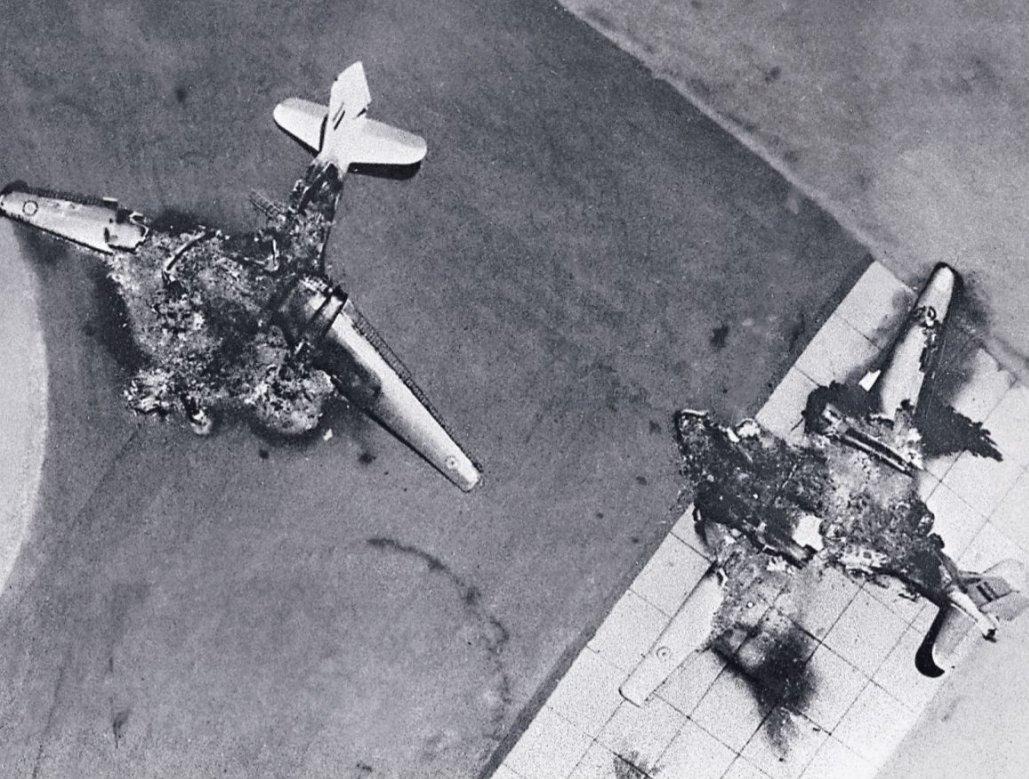
Zwar hat Nasser ein gescheitertes Attentat auf sich dazu genutzt, Rivalen um die Macht zu verdrängen und unliebsame Gruppierungen wie die Muslimbruderschaft auszuschalten. Doch jetzt kämpft er im eigenen Land gegen Staatsverschuldung und Arbeitslosigkeit. Der einst charismatische, energiegeladene Präsident ist nun, knapp 50-jährig, nichts als ein verbitterter Militärdiktator mit glasigen Augen und übermäßigem Stolz.

Besonders Jordaniens Führung ist enttäuscht von Nasser: Wo war der glühendste Verfechter der arabischen Einheit am 13. November 1966, als 3000 israelische Soldaten ein jordanisches Dorf mit Panzern und Kampfflugzeugen überfielen und Dutzende Häuser sprengten – eine Vergeltungsaktion gegen dort agierende Terrorgruppen, bei der auch Zivilisten umkamen?

Warum hat Nasser nicht reagiert, als am 7. April 1967 israelische Kampfflugzeuge in den syrischen



Der erste Schlag: Am Morgen des 5. Juni greifen 183 israelische Kampffjets ihre arglosen Gegner an. Damit das Radar sie nicht entdeckt, fliegen sie nur 15 Meter hoch



Die Überraschung gelingt: 286 ägyptische Kampffjets vernichten die Israelis noch am Boden; die übrigen feindlichen Flieger können nicht starten, weil auch die Rollfelder zerstört sind

und jordanischen Luftraum eindringen, nachdem syrische Soldaten von den Golanhöhen (einem Hochplateau im Südwesten Syriens) Granaten auf jüdische Bauern unterhalb des Bergzugs abgefeuert hatten? Bei dem Manöver haben die Israelis vier Kampffjets über Jordanien und zwei über Damaskus zerstört; Nasser hat sich trotz eines Verteidigungspakts mit Syrien herausgehalten – und gilt nun den Arabern als Feigling.

Die Grenze zwischen Syrien und Israel ist die explosivste Zone im Nahen Osten. Immer wieder starten Terroristen Sabotageakte von syrischem Boden aus, vor allem gegen die Siedler im demilitarisierten Landstrich unterhalb der Golanhöhen.

Syriens Regierung, de facto eine sozialistische Militärdiktatur mit wenig Rückhalt in der Bevölkerung, stützt sich vor allem auf ein Thema, bei dem sie sich der Zustimmung des Volkes sicher sein kann: den Befreiungskampf für Palästina. Nach dem Abschuss der syrischen Kampfflugzeuge im April 1967 übt Damaskus öffentlich Druck auf Nasser aus, endlich gegen Israel zu handeln.

Dies ist auch im Interesse Moskaus: Die Sowjetregierung fürchtet um die Stabilität des sozialistischen Regimes in Syrien. Seit einiger Zeit sieht die kommunistische Supermacht ihren Einfluss

in der Welt schwinden. In zahlreichen Ländern (darunter Indonesien, Ghana, Algerien, Kongo) sind in der jüngsten Vergangenheit kommunistische oder sozialistische Regierungen gestürzt worden. Umso wichtiger sind der UdSSR ihre arabischen Verbündeten. Käme es zu einem Konflikt mit Israel, wären Ägypten und Syrien erst recht auf sowjetische Hilfe angewiesen.

Mit einem Trick verschärft Moskau die Krise: Im Gespräch mit Nasser behauptet der sowjetische Botschafter in Israel, der Judenstaat ziehe seine Truppen an der Grenze Syriens zusammen und bereite eine Invasion vor.

Nasser weiß, dass die Information falsch ist. Dennoch sendet er am 15. Mai zwei Panzerdivisionen auf den Sinai an die Grenze zu Israel. Er wagt es nicht, sich der UdSSR, von deren Zahlungen er abhängig ist, zu widersetzen.

Das Manöver kommt ihm ohnehin gelegen: Er hofft vermutlich, damit von innenpolitischen Schwierigkeiten abzulenken. Auch Syrien zieht Truppen in Stärke von 63000 Mann an der Grenze zusammen, Jordanien, Kuwait und der Irak mobilisieren ihre Streitkräfte.

Israelische Panzer rücken auf dem Sinai vor. Obwohl sie zahlenmäßig unterlegen sind, feiern die jüdischen Truppen schnell Triumphe: ohne Luftwaffe sind ihnen die Ägypter ausgeliefert

ISRAELS REGIERUNG hält diese Machtdemonstration für einen Bluff. Doch dann, in den Tagen darauf, verlangt Nasser den Abzug der UN-Friedenstruppen aus dem Gazastreifen und dem Sinai.

Diese Gebiete hatte Israel 1956 im Suezkrieg erobert, musste sie aber bald auf internationalen Druck an Ägypten zurückgeben. Seither sind dort UN-Sol-





Gamal Abdel Nasser (Mitte) berät sich mit dem Armeechef. Bis heute ist nicht geklärt, ob Ägyptens Präsident Israel angreifen wollte und ihm der Gegner zuvor gekommen ist – oder ob er nur bluffte

daten stationiert, die den Frieden zwischen beiden Ländern sichern sollen.

Die internationalen Truppen sind ein Stachel im ägyptischen Selbstbewusstsein; regelmäßig wird Nasser etwa von Saudi-Arabien dafür verhöhnt, dass er sie auf seinem Staatsgebiet duldet.

Zum Entsetzen der Israelis geben die Vereinten Nationen Nassers Forderung sofort nach. Keines der Länder, die dort Soldaten stationiert haben – darunter Jugoslawien und Indien –, will das Leben seiner Soldaten in einem möglichen Konflikt zwischen Israel und Ägypten aufs Spiel setzen. Der UN-Generalsekretär U Thant muss trotz israelischer und amerikanischer Proteste machtlos zusehen, wie die 3400 Mann starke Truppe am 18. Mai aus dem Gazastreifen abzieht und ihre Stützpunkte auf dem Sinai räumt sowie den Wachtposten an der Meerenge von Tiran am Südostufer der Halbinsel.

Was will Nasser? Mit dieser Frage beschäftigen sich Eschkol und sein Kabinett in hitzigen, tagelangen Diskussionen. Hielten Israels Politiker das Zusammenziehen der Truppen auf dem Sinai noch für eine leere Drohung, wächst nun die Sorge, Nasser wolle ihr Land zu einem Angriff auf Ägypten provozieren – etwa durch die Sperrung der Meerenge von Tiran.

Würde Israel dann losschlagen, stünde es als Aggressor vor der internationalen Staatengemeinschaft da; Nasser dagegen hätte alle Legitimation für einen Gegenangriff.

Der ägyptische Präsident, so glauben israelische Militärexperten, hält seine Armee womöglich für stark genug, um einen Waffengang zu riskieren. Selbst einen Erstschat Ägyptens hält der Militärschlag Ägyptens für denkbar, beispielsweise eine Bombardierung des israelischen Atomreaktors Dimona.

Eschkol ist verunsichert. Hat das Abschreckungspotenzial der israelischen Armee – seit Jahren zentrale Säule israelischer Sicherheitspolitik – nachgelassen? Ein solcher Mangel an Glaubwürdigkeit würde einen sofortigen Krieg erfordern, erklärt Generalstabschef Jitzchak Rabin. Der effektivste Schutz bestehe dann nicht mehr in der Abschreckung, sondern in einem Präventivschlag, um die ägyptischen Streitkräfte zu schwächen.

Vom 18. Mai an folgen drei ägyptische Divisionen mit mehr als 600 Panzern den abrückenden Blauhelm-Truppen und besetzen den Sinai. Vorsichtshalber befiehlt Premierminister Levi Eschkol am 20. Mai die Mobilmachung der Streitkräfte.

Als Reaktion zieht Nasser noch mehr Truppen auf dem Sinai zusammen. Und schickt am 22. Mai zwei U-Boote, einen Zerstörer und vier weitere Kriegsschiffe in die Meerenge von Tiran: Der Wasserweg ist jetzt für israelische Schiffe gesperrt. Selbst Moskau staunt über die-

Durst und ständiges Bombardement zermürben die ägyptischen Truppen auf dem Sinai: Zehntausende fliehen nach Westen oder ergeben sich wie hier den vorstoßenden Israelis



sen Schritt. Nasser riskiert mit dieser Provokation tatsächlich Krieg.

Niemand vermag in diesen Tagen zu sagen, ob der Ägypter blufft oder wirklich Krieg will – und bis heute sind sich die Historiker darüber uneins.

Aber die arabische Öffentlichkeit deutet das wohl nur zur Abschreckung geplante Manöver als den lang herbeigesehnten Schlag gegen den Erzfeind. Endlich erhebt sich Nasser!

Der ägyptische Präsident, scheint es, kann fortan nur noch zusehen, wie das Geschehen seine eigene Dynamik entwickelt, und lässt sich von der Begeisterung mitreißen. Er scheint angefeuert von der in Ägypten, Syrien, Jordanien, Irak, Saudi-Arabien und anderen Staaten ausgebrochenen Euphorie. Arabische Radiosender jubeln, den Juden werde nun endlich die Kehle durchgeschnitten.

Auch die Regierungen nutzen die Stimmung aus. Und treiben Nasser an einen *point of no return*: „Unser Ziel ist klar – Israel von der Landkarte zu löschen“, beschwört etwa Iraks Präsident Abdel Rahman Aref vor Offizieren seiner Luftwaffe das neu erwachte arabische Einheitsgefühl. „Wir sehen uns, so Gott will, in Tel Aviv und Haifa wieder.“

Ohne Gesichtsverlust kann Nasser seine Truppen nun nicht mehr vom Sinai abziehen. Wenn er es denn noch wollte. Für die Israelis scheint sich die Ahnung zu bestätigen, dass dem Staatschef mehr an seinem Ansehen in der arabischen Welt liegt als an Ägyptens nationalen Interessen. „Jetzt geht es darum, wie der Staat Israel für alle Zeit vernichtet werden kann“, verkündet Nasser am 25. Mai vor dem Parlament.

Israelische Diplomaten, die in Großbritannien, Frankreich und den USA um Unterstützung bitten, erhalten keine Zusagen: Die Regierungen wollen keinen Konflikt mit Moskau riskieren. US-Präsident Johnson erbittet Bedenkzeit; er wolle einen Plan entwickeln, um das Problem diplomatisch zu lösen.

„Israel ist nicht allein, es sei denn, es entscheidet sich, allein zu handeln“, erklärt er dem israelischen Außenminister Abba Eban am 26. Mai.

Währenddessen sagen immer mehr arabische Regierungen Nasser Truppen und Flugzeuge zu, darunter Kuwait, Je-

men und Algerien. Gemeinsam verfügen die arabischen Armeen über knapp 700 Kampfflugzeuge, etwa 2300 Panzer und rund 330 000 Soldaten.

Israel sieht sich alleingelassen, umzingelt von feindlichen Staaten.

Wird die Welt ein zweites Mal tatenlos der Vernichtung von Juden zusehen? Droht ein neuer Holocaust?

Seit Tagen diskutieren die Minister im israelischen Sicherheitskabinett einen Angriff auf Ägypten. Mit einer Überraschungsattacke könnte es der Luftwaffe gelingen, Nassers Flugzeugflotte innerhalb weniger Stunden zu zerstören, um daraufhin mit einer Bodenoffensive den Sinai zu erobern und die Meerenge von Tiran wieder zu öffnen.

Die Vernichtung der ägyptischen Luftwaffe würde Ägyptens Armee so sehr schwächen, dass von dem Land in den kommenden Jahren keine Gefahr mehr für Israel ausginge. Jetzt oder nie.

Es gehe ums Überleben, beschwört Jitzchak Rabin, Heros des Unabhängigkeitskriegs und Oberkommandierender der Streitkräfte, seine Generäle.

Premier Eschkol indes will die Antwort der USA abwarten. Der 71-jährige Regierungschef von der Arbeitspartei ist in einem Dilemma. Einerseits ist die Sperrung der Wasserstraße von Tiran ein eindeutiger Kriegsgrund; nicht darauf zu reagieren würde die israelische Öffentlichkeit als Schwäche wahrnehmen. Andererseits traut Eschkol seinem Land keinen Alleingang gegen die internationale Staatengemeinschaft zu.

Tatsächlich glaubt US-Präsident Johnson nicht, dass Ägypten wirklich Krieg mit Israel will. „Wenn Sie angreifen, werden die USA an der Grenze zu Ägypten zu dessen Schutz Truppen an Land bringen“, warnt der CIA-Chef in Israel Ende Mai die Regierung Eschkol.

Ist die Drohung ernst gemeint? Würde sich Johnson wirklich gegen Israel stellen? Mit den USA als Gegner, fürchtet der Premier, wäre das Land dem Untergang geweiht.

Levi Eschkol arbeitete einst in einem Kibbuz in Galiläa und hat seine politische Karriere in einer Gewerkschaft begonnen. Er ist wegen seiner Warmherzigkeit und seines Humors beliebt. Doch in militärischen Fragen trauen die Israelis ihm wenig zu – zumal der israelische Premier traditionell auch Vertei-

digungsminister ist. Eschkols Entscheidungsschwäche und sein Streben, sich nach allen Seiten abzusichern, sind Ziel allgemeinen Spotts.

Das Bedürfnis der israelischen Öffentlichkeit nach einem starken militärischen Führer setzt Eschkol unter Druck. Und so übergibt er am 2. Juni das Amt des Verteidigungsministers an Mosche Dajan. Der 52-jährige Kriegsheld und frühere Generalstabschef hat sich zuvor bereits für den Angriff auf Ägypten ausgesprochen.

Berüchtigt für private Skandale und sein oft großspuriges und rücksichtsloses Auftreten, ist Dajan in Israel eine Legende. Bei Kämpfen im Zweiten Weltkrieg hat er ein Auge verloren, seither ist eine schwarze Augenklappe sein Markenzeichen. Im Unabhängigkeitskrieg von 1948 kommandierte er Fronteinheiten, feierte auch während der Suezkrise 1956 militärische Erfolge.

Einen Tag nach Dajans Ernennung erhält Israel endlich eine Antwort aus den USA: Präsident Johnson hat keinen Weg gefunden, gemeinsam mit anderen Nationen die Krise beizulegen. „Die Amerikaner werden zögern, gegen uns vorzugehen, und es besteht Grund zur Hoffnung, dass sie uns sogar unterstützen werden“, schätzt ein israelischer Diplomat aus Washington die Lage ein.

Jetzt kann sich Eschkol nicht mehr gegen den Krieg stellen. Am 4. Juni beschließt das israelische Kabinett den Angriff auf Ägypten.

5. JUNI 1967, 7.00 UHR, Befehlszentrale der israelischen Streitkräfte, Tel Aviv. In diesem unterirdischen Bunker hat sich das Oberkommando der israelischen Streitkräfte versammelt, darunter Mosche Dajan und Generalstabschef Jitzchak Rabin. Gemeinsam mit dem Operationschef Ezer Weizman erwarten sie hier die Nachrichten vom Gelingen des Angriffs.

Jahrelang hat General Weizman die Attacke trainieren lassen, unter strenger Geheimhaltung. Die Piloten kennen die Parkposition jedes einzelnen ägyptischen Kampffjets sowie den Namen und Rang des dazugehörigen Piloten. Sie haben Bomben auf nachgebaute ägyptische Flugplätze abgeworfen, um zu

üben, wie man die Rollfelder zerstört. Sie haben dafür neue Munition erhalten – Geschosse, die nicht beim Aufprall, sondern erst in der Erde explodieren und so Krater in das Rollfeld reißen.

Heute sollen Israels Piloten Weizmans Plan wahr machen. Operation „Fokus“ sieht den Überraschungsangriff auf mehr als 20 ägyptische Flugplätze vor. Kurz danach soll mit dem Codewort „Rotes Tuch“ die Bodenoffensive beginnen: Das südliche Kommando der israelischen Streitkräfte wird in mehreren Kolonnen den Sinai besetzen, um die Meerenge von Tiran wieder zu öffnen.

Allerdings hat Dajan den Truppen verboten, bis ans Ufer des Suezkanals vorzustoßen – vor allem aus Sorge um internationale Reaktionen. Der Gazastreifen soll ebenfalls nicht besetzt werden. Es sei Wahnsinn, mit einer Viertelmillion Palästinenser dazusitzen, fürchtet der Verteidigungsminister.

Auch das Westjordanland ist nicht Teil der unmittelbaren Kriegspläne. Die Okkupation des Westufers des Jordan ist zwar ein lang gehegter Wunsch vieler Israelis, aber zunächst sollen Einheiten lediglich die Grenzen zu Jordanien sichern und das israelisch verwaltete Westjerusalem vor Angriffen schützen (die Jordanier halten seit 1948 den Osten der geteilten Metropole, wo Altstadt und Klagemauer liegen, besetzt).

Nach Dajans Plan sollen israelische Truppen die Stadt lediglich umzingeln und darauf warten, dass sich die jordanischen Truppen ergeben. Gewaltsam in die Altstadt vorzudringen, würde eine enorme internationale Gegenreaktion provozieren, befürchtet Dajan.

Auf dem Sinai hängt nun alles vom Gelingen von Operation „Fokus“ ab. Nur wenn die ägyptische Luftwaffe vernichtet wird, kann die Bodenoffensive gelingen.

7.10 UHR, FLUGPLATZ HATZOR. Wie geplant starten die ersten 16 israelischen Kampffjets: mit Raketen bestückte Fouga-Magister-Jets. Ihnen folgen weitere Bomber und Jäger, die von verschiedenen Orten aus abheben – insgesamt 183 Maschinen. Das sind 95 Prozent der israelischen Luftflotte.

Wenig später hat der diensthabende Offizier der jordanischen Radarstation in Aljun die Flugzeuge auf dem Schirm. „Inab“ („Weintraube“) kabela er via Hauptquartier in Amman ins ägyptische Verteidigungsministerium – das vereinbarte Codewort für „Krieg“.

Aber Kairo hat am Vortag die Funkverschlüsselung geändert. Die Nachricht lässt sich nicht entziffern.

Bald darauf gehen die israelischen Jets auf 15 Meter herunter, unterfliegen das ägyptische Radar. Die Piloten haben Funkverbot, verständigen sich unterein-

ander ausschließlich mit Handzeichen. Sie müssen bis zum letzten Moment unentdeckt bleiben.

Die Sicht ist optimal, es ist praktisch windstill. Die Israelis wissen, dass die ägyptischen Piloten um diese Uhrzeit beim Frühstück sitzen.

7.30 UHR*, ÜBER DEM MITTELMEER.

Die ersten Ziele, ägyptische Flugplätze nahe der Mittelmeerküste, geraten ins Blickfeld der israelischen Piloten. Sie ziehen die Maschinen jetzt auf 9000 Fuß hoch, knapp 2750 Meter, um im Sturzflug angreifen zu können.

In diesem Moment erscheinen sie auf dem Radar, aber für die ägyptischen Piloten, die daraufhin auf die Rollfelder stürzen, ist es zu spät: Kaum einer erreicht überhaupt noch sein Flugzeug.

Die Bomben werden zunächst über Anfang, Mitte und Ende der Rollfelder abgeworfen und reißen Krater von fünf Meter Durchmesser in den Beton. Dann explodieren die in Bögen und Linien unter freiem Himmel geparkten Bomber, die MiG-Jets, Abwehrgeschütze, Radarstationen, Funkanlagen.

In der Luft sehen die israelischen Piloten Flugplätze bis zum Horizont in Flammen stehen. Innerhalb von 30 Minuten ist die Hälfte der ägyptischen Air Force vernichtet worden, sind Flugplätze vom nördlichen El Mansura über Luxor bis zum südöstlichen Ras Banas zerstört.

8.00 UHR, TEL AVIV, Regierungsbunker: Erst als sich die Luftwaffenführung die Ergebnisse der ersten Angriffswelle von beteiligten Piloten bestätigen lässt, glauben die Offiziere sie wirklich. Niemand hat damit gerechnet, dass die Ägypter nicht zumin-

* israelischer Zeit



Nach der Vernichtung der ägyptischen Luftwaffe rücken israelische Panzerverbände rasch auf der Sinaihalbinsel vor. Am 7. Juni stehen sie kurz vor dem Suezkanal



dest einen Teil ihrer Maschinen noch rechtzeitig starten und israelische Jets in der Luft bekämpfen würden.

Doch die Operation muss so lange wie möglich geheim bleiben, damit Israels Soldaten die Bodenoffensive vorantreiben können, ehe die Uno eine Waffenruhe verhängt. Deshalb hält die Regierung alle Erfolgsmeldungen zurück.

Während die Kampfjets, aufgetankt und mit neuen Bomben und Raketen bestückt, zu einer zweiten Angriffswelle starten, steigen entlang der Grenze Israels zum Gazastreifen blaue Wolken auf, als die Panzer der Einheiten von General Israel Tal ihre Motoren anlassen.

Nun beginnt die Bodenoffensive.

Drei Panzerverbände sollen in den Norden des Sinai vorstoßen. Sie stehen unter dem Befehl von General Tal an der Mittelmeerküste, von General Avraham Joffe rund 30 Kilometer landeinwärts, und von General Ariel Sharon etwas weiter südlich.

Sie sollen den Weg zum Suezkanal und nach Scharm el-Scheich frei machen, am Eingang zur Straße von Tiran.

Auf der Sinaihalbinsel ist in den vorangegangenen 24 Tagen ein Heer von insgesamt 100 000 Ägyptern zusam-

Ägyptischer Militärkonvoi nach einem israelischen Luftangriff. Der Rückzug über den Sinai endet für Nassers Armee im Desaster: Immer wieder werden die langsamen Kolonnen bombardiert

Das Banner mit dem Davidstern weht in Scharm el-Scheich am Roten Meer. Mehr als 10 000 Ägypter sterben während der Kämpfe um den Sinai, viele verdursteten. Die Israelis verlieren nur 338 Mann



mengezogen worden. Die Israelis greifen nun mit 70 000 Soldaten an.

Dajan hofft, ein schnelles Durchbrechen der schwer bewaffneten Verteidigungslinien werde den Gegner demoralisieren und in die Flucht treiben.

Tals Truppen sollen durch den Gazastreifen vorstoßen, um dann auf der Küstenstraße bis kurz vor den Suezkanal zu gelangen. Ägyptens Militär sichert die Region allerdings mit einer Infanteriedivision, Minenfeldern, Bunkern, Gräben und versteckten Geschützen.

8.15 UHR, GAZASTREIFEN. Die ersten israelischen Panzer walzen die Grenze zum Gazastreifen nieder. Tals Truppen kommen gut voran. Ägyptische Soldaten halten die Kolonnen zunächst gar für eigene – und winken.

Über den Flugplätzen Ägyptens ist mittlerweile der Geschosslärm verstummt. Zu hören ist nur mehr das brausende Feuer brennender Maschinen. 286 der 420 Kampfflugzeuge sind zerstört, die restlichen können wegen der zerbombten Rollfelder nicht abheben.

Die angekündigte Verstärkung aus den arabischen Nachbarländern ist ausgeblieben: Irak hat „technische Verzögerungen“ gemeldet, und Syriens Flugzeuge, so heißt es aus Damaskus, befänden sich in einer Militärübung.

Jeder dritte ägyptische Pilot ist tot, 13 Flugplätze sind unbenutzbar.

„Die ägyptische Air Force existiert nicht mehr“, sagt der Luftwaffenchef um 10.35 Uhr zu Jitzchak Rabin.

11.15 UHR, JERUSALEM. Jordanische Artilleriegeschütze feuern 6000 Granaten auf den israelischen Teil der Stadt und beschädigen Hunderte Gebäude – darunter auch die Knesset und das Haus des Premierministers. 20 Zivilisten sterben, mehr als 1000 werden verwundet.

Offenbar verkennt Jordaniens König Hussein die Lage. Er glaubt den Falschmeldungen, die vom ägyptischen Hauptquartier in Kairo über den israelischen Luftangriff verbreitet werden: Ägypten, heißt es, habe lediglich zwei Maschinen verloren, der Angreifer dagegen 75 Prozent seiner Luftwaffe.

Im Anschluss an weitere falsche Nachrichten aus Bagdad, wonach iraki-



In Ostjerusalem
erkämpfen sich die
Israelis einen Weg
in die seit 1948 jor-
danisch besetzte Alt-
stadt. Am 7. Juni
rollen ihre gepanzerten
Fahrzeuge durch
das Löwentor

sche Flugzeuge angeblich bereits Israel bombardieren, lässt er seine Streitkräfte gegen Israel losschlagen. Um 11.50 Uhr bombardieren 16 jordanische Kampfflugzeuge mehrere israelische Orte. Sie richten kaum Schaden an, aber der Eintritt Jordaniens in den Krieg ermutigt nun auch Syrien und Irak, Angriffe auf Israel zu fliegen. Gegen Mittag fallen Bomben auf Siedlungen in Nordisrael.

Auf Anweisung Mosche Dajans sollen die israelischen Einheiten die Grenze zu Jordanien auf der Westbank lediglich verteidigen und nicht ihrerseits angreifen. Dajan will keine weitere Front eröffnen. Allerdings lässt er als Reaktion auf die Luftangriffe ab 12.30 Uhr Flugplätze in Syrien, Jordanien und Irak bombardieren. Die israelische Airforce beschießt zudem auch jordanische Bodentruppen: Dutzende Panzer und ein Munitionskonvoi mit 26 Lastwagen gehen in Flammen auf.

Gleichzeitig sollen sich auf Dajans Befehl zahlreiche im Norden stationierte Einheiten bereit machen: für einen möglichen Start der Operation „Peitsche“ – der Eroberung des Landes westlich des Jordan.

12.00 UHR, GAZASTREIFEN. General Tals Division hat sich bereits bis zu der Stadt Khan Junis vorgearbeitet. Auch

dort gelingt ihnen, nach stundenlangen Kämpfen, der Durchbruch. 2000 gegnerische Soldaten werden am Abend tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld liegen, Tausende fliehen.

Auf den Straßen Kairos sind inzwischen Menschenmassen versammelt und rufen: „Wir gewinnen den Krieg!“ Die Feiernden schöpfen ihren Optimismus aus den ägyptischen Falschmeldungen von der vermeintlichen Vernichtung der israelischen Luftwaffe, die im gesamten arabischen Raum gesendet werden. „In diesem Moment zerstören unsere Flugzeuge Israels Städte und Dörfer!“, tönt es aus dem Radio.

Auch Präsident Nasser werden nicht die Fakten mitgeteilt. Doch allmählich wächst sein Misstrauen gegenüber den von Verteidigungsminister Abd al-Hakim Amer verbreiteten Jubelmeldungen. Aber Nasser befindet sich zu dieser Zeit nicht im Hauptquartier und erreicht telefonisch niemanden im Generalstab. Umgekehrt traut sich keiner, den Präsidenten anzurufen und ihm die Wahrheit zu sagen.

Unerklärlicherweise bleibt Nasser den ganzen Tag über der Befehlszentrale fern. Erst um 16.00 Uhr wird er Besuch aus dem Hauptquartier erhalten und ihm ein Offizier erklären: „Ich bin gekommen, um ihnen mitzuteilen, dass wir keine Luftwaffe mehr haben.“

Jüdische Soldaten
vor der Altstadt. Nach
ihrem Triumph kennen
die meisten von ihnen
nur noch ein Ziel: die Kla-
gemauer an der West-
seite des Tempelbergs.
Das wichtigste Heiligtum
ihres Glaubens

14.00 UHR, JERUSALEM. Jordanische Truppen bedrohen den Skopusberg, eine israelische Exklave auf jordanischem Gebiet. Gelingt den Angreifern die Er-



oberung der 800 Meter hohen Erhebung, wäre der Weg zu ihren Truppen im Süden der Stadt frei – Jerusalem könnte vollständig eingenommen werden. Umgekehrt könnten die Israelis mit einer Attacke vom Skopusberg aus das arabische Jerusalem von der Westbank abschneiden (siehe Karte Seite 108).

Dajan befiehlt, dass die Exklave Verstärkung erhält; gleichzeitig sollen israelische Truppen den Vormarsch der jordanischen Einheiten in Richtung des Berges blockieren und deren südliche Stellungen überwäligen.

15.00 UHR, TEL AVIV, Regierungsbunker. Als Reaktion auf jordanische Luftangriffe ordnet Dajan den Start der lange vorbereiteten Operation „Peitsche“ an: die Eroberung des Westjordanlands.

16.00 UHR, RADAR HILL, nordwestlich Jerusalems. Israelische Truppen, die auf dem Weg zum Skopusberg sind, stoßen an der ehemaligen britischen Radarstation auf jordanische und ägyptische Einheiten. Das Gelände ist vermint.

Die israelischen Soldaten springen von Stein zu Stein, kämpfen mit Bajonetten und Messern. Dutzende verlieren bei Minenexplosionen ihre Beine.

17.00 UHR, WESTJORDANLAND, nördliche Grenze zu Israel. Drei israelische Brigaden überqueren die Grenze in Richtung Dschenin; die Stadt soll eingenommen werden. Der Weg nach Dschenin wird sonst von jordanischen Einheiten kontrolliert. Ein Teil der Truppen ist aber durch einen vorgetäuschten Angriff ins nördliche Jordantal gelockt worden.

Eine weitere jordanische Brigade war zunächst nach Jerusalem abkommandiert worden, wurde aber auf dem Weg dorthin von der israelischen Luftwaffe zusammengeschossen.

Die überlebenden Soldaten sollen nun umkehren, um Dschenin zu verteidigen – und werden abermals Opfer der israelischen Kampfflieger.

Die jordanischen Bodentruppen können keine Unterstützung aus der Luft erwarten: Ihre Maschinen und Flugplätze sind – ebenso wie die syrischen und irakischen – von der israelischen Luftwaffe zerstört worden.

22.00 UHR, NORDSINAI, Kreuzung Abu Ageila. 16 000 Ägypter sichern hier in der Region Um Katef die Hauptverkehrsachse im Norden der Halbinsel. Unter sowjetischer Anleitung haben sie ein Labyrinth aus Schützengräben und Minenfeldern errichtet.

Hier soll Ariel Scharons Division nun zuschlagen.

Scharon ist einer der erfahrensten Kommandeure der israelischen Armee. Er hat die Abwehrstellungen genau studiert. „Lasst alles erzittern!“, befiehlt er. Es folgt das massivste Sperrfeuer der israelischen Geschichte: 6000 Granaten gehen innerhalb von 20 Minuten auf Um Katef nieder.

Von mehreren Seiten greifen Scharons Soldaten gleichzeitig an, darunter Tausende Reservisten, die mit Bussen an die Front gebracht worden sind.

Um sich in der Dunkelheit orientieren zu können, verwendet jede israelische Brigade Scheinwerfer in einer anderen Farbe: rot, grün, blau. Fallschirmjäger zerstören die ägyptischen Artilleriegeschütze, Munitionslager explodieren. Die Angegriffenen versuchen, mitten im Inferno aus Flammen, Rauch und Staub den israelischen Geschossen zu entkommen. Die ägyptischen Soldaten sind auf den Schlag nicht vorbereitet – sie haben im Radio gehört, ihre Armee stünde bereits in Tel Aviv.

Die Kämpfe dauern die ganze Nacht an. Im Morgengrauen wird die am heftigsten verteidigte ägyptische Stellung auf dem Sinai schließlich von Scharons Männern eingenommen.

Wie gelingt es den israelischen Soldaten, jede noch so gut gesicherte Verteidigungslinie der Ägypter zu durchbrechen? Vermutlich sind sie sowohl technisch als auch strategisch überlegen: Die Israelis haben die Angriffe auf wichtige Stellungen wieder und wieder trainiert, während die letzten Gefechtsübungen der Ägypter 1954 stattgefunden haben.

Israels Armee ist nicht nur mit modernster Technik ausgestattet, sondern auch mit flexiblen Kommandostrukturen. Die Befehlshaber können im Kampf spontan reagieren, während die Kommandeure auf ägyptischer Seite stets auf Befehle höherer Militärs warten müssen – selbst dann, wenn die Generäle

nicht vor Ort und die Kommunikationsleitungen zerstört sind.

Ein weiterer, entscheidender Faktor: Die Luftwaffen Ägyptens, Syriens, Jordaniens und des Irak sind inzwischen weitgehend vernichtet. Damit haben die Israelis die Lufthoheit – im Westjordanland ebenso wie auf dem Sinai. Sobald eine israelische Einheit am Boden Flugzeuge zur Unterstützung anfordert, sind sie auch schon da. Und der Gegner ist ihnen hilflos ausgeliefert.

Doch vor allem psychologische Faktoren entscheiden den Krieg. Immer wieder fliehen die ägyptischen Soldaten in Panik, sobald die Israelis eine ihrer Stellungen durchbrechen – allen voran die Befehlshaber, die ihre Truppen im Chaos zurücklassen. Niemand ist dann mehr da, der Befehle geben kann. Unter den Toten auf arabischer Seite sind kaum höherrangige Soldaten.

Die Israelis dagegen kämpfen in der Überzeugung: Gewinnen sie den Krieg nicht, wird ihre Heimat vernichtet, und es gibt es keinen Ort, an den sie zurückkehren können.

Dies zeigt sich auch beim Kampf um die Heilige Stadt.

6. JUNI, 2.20 UHR, JERUSALEM. Während die israelischen Truppen am Radar Hill bereits gegen Mitternacht die jordanischen und ägyptischen Einheiten zurückgedrängt haben und sich nun von Norden in Richtung des Skopusbergs bewegen, versuchen weitere israelische Verbände, sich dem Berg von Westen zu nähern – über den Ammunition Hill nördlich der Altstadtmauer.

Die Jordanier haben ihn zu einer Festung mit tiefen Schützengräben und Bunkern ausgebaut. Der Kampf um diese Stellung wird zu einem der härtesten in diesem Krieg.

Der Angriff beginnt mit scharfem Artilleriefeuer auf die jordanischen Stellungen. Mit Suchscheinwerfern erleuchten die Israelis Ziele für die Kampfpiloten. Fallschirmjäger kämpfen sich unter Maschinengewehrbeschuss durch Stacheldraht, werfen Handgranaten in jeden einzelnen Bunker.

Ein Himmelfahrtskommando: Ohne Deckung setzen sie sich dabei dem Feuer der Jordanier aus.

von Fahrzeugen, stützen Verletzte. Am Himmel heulen israelische Kampffjets.

Hussein glaubt zu halluzinieren.

4.30 UHR, KAIRO. Nasser verabredet in einem Telefongespräch mit König Hussein, die USA und Großbritannien offiziell zu beschuldigen, an der Seite Israels gegen die Araber zu kämpfen. Israeli-sche Funker zeichnen das Gespräch auf.

Drei Stunden später verbreiten arabi-sche Radiosender das Gerücht, das Prä-sident Johnson bald Nassers „Big Lie“ nennen wird: Amerikanische und briti-sche Bomber seien von Flugzeugträgern aus gegen Ägypten gestartet.

Während Kairos Radiosender gleich-zeitig weiterhin das siegreiche Vorgehen der eigenen Armee melden, erkennt am Morgen zumindest die Regierung in Moskau das Ausmaß der Niederlage. Ei-ne Waffenruhe scheint aus sowjetischer Sicht immer dringender nötig, denn jede weitere Stunde vergrößert Israels Sieg.

Auf dem Sinai bietet sich ein ähnliches Bild. General Joffes Truppen haben bereits in der Nacht die Kreuzung bei Bir Lahfan erreicht. Wer diese Position einnimmt, kontrolliert den Weg in das Zentrum des Sinai – es ist eine der wichtigsten Stellungen im Kampf um die Halbinsel. Die Israelis können damit einen Keil zwischen die nördlichen und südlichen Einheiten der Ägypter treiben (siehe Karte Seite 104).

Für die ägyptischen Panzerkolonnen, die seit der Nacht von Süden nach Nor-den rollen, kommt der Widerstand bei Bir Lahfan vollkommen unerwartet. Die Ägypter haben mit Angriffen anderswo

gerechnet – nicht aber damit, dass es israelischen Truppen gelingen würde, die hohen Sanddünen vor Bir Lahfan zu überwinden. Am Vormittag sind Joffe auch noch israelische Kampfpiloten zu Hilfe gekommen, zudem Einheiten von General Tal, die von Norden zur Unter-stützung herangeeilt sind.

Jetzt ist das Schlachtfeld übersät von brennenden ägyptischen Panzerwracks. Ein Desaster für die ägyptische Armee.

Aber Mosche Dajan weiß, dass Israel den Sinai noch lange nicht gewonnen hat. Etwa die Hälfte der ägyptischen Streitkräfte ist noch intakt, zu ihrer Un-terstützung sind außerdem Flugzeuge und Freiwilligentruppen aus mehreren arabischen Ländern auf dem Weg.

Umso überraschender kommt am späten Nachmittag des 6. Juni der Be-fehl zum vollständigen Rückzug der ägyptischen Truppen. Um die totale Zerstörung seiner Armee zu verhindern, hat Ver-teidigungsminister Amer (nachdem ihn der Zusam-menbruch der Luftstreit-kräfte und Joffes Sieg an der zentralen Kreuzung im Sinai in Verzweiflung ge-stürzt haben) die Umkehr angeordnet. Bis heute ist unklar, ob Nasser von dem Befehl wusste oder ob Amer den Abzug im Allein-gang befohlen hat.

Damit ist der israeli-sche Plan, die Ägypter mit schnellen Erfolgen zu de-moralisieren, ausgerech-net bei deren Oberbefehls-haber aufgegangen.

Ein Schock für die ägypti-schen Kommandeure. Denn eigentlich ist die Mo-tivation jener Soldaten, die noch nicht kämpfen muss-ten, hoch. Zudem gibt es keinen Plan für einen ge-ordneten Rückzug der rie-sigen Armee von 100 000 Mann innerhalb von 24 Stunden. In kürzester Zeit sind die Straßen des Sinai blockiert mit Tausenden

10.30 UHR, JERUSALEM.

Der Kampf um Ammunition Hill ist beendet: 112 der rund 1000 Fallschirmjäger sind tot, mehr als 450 verwundet, zahlreiche israeli-sche Panzer zerstört.

Aber die Jordanier sind zurückgedrängt. Mosche Dajan ist mit dem Befehls-haber der Jerusalem-Offen-sive auf dem Weg zum Skopusberg, um sich einen Überblick zu verschaffen.

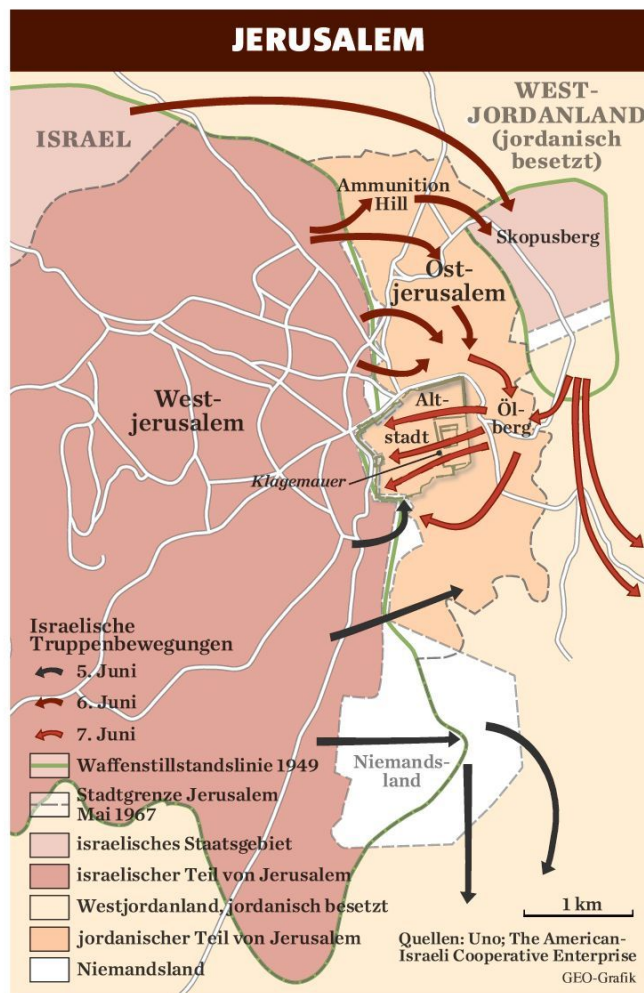
Es fehlt nur noch der Hö-henzug östlich der Anhöhe, zu dem der Ölberg gehört: Dann wäre die Altstadt Je-rusalems umstellt von israe-lischen Streitkräften.

13.00 UHR, WESTBANK.

Operation „Peitsche“ läuft nach Plan: Die Stadt Dsche-nin ist gefallen.

Um sich ein Bild von der Lage zu machen, rast Jordaniens König Hussein am späten Nachmittag mit einem Jeep ins Jordantal.

Er trifft dort auf die Reste seiner Truppen. Klei-ne Gruppen von Soldaten schleppen sich vorwärts durch rauchende Trümmer



Binnen zwei Tagen umzingeln die israeli-schen Truppen die Altstadt von Jerusalem, die seit 1948 von den Jordaniern beherrscht wird.

Am 7. Juni geben die Verteidiger auf

Fahrzeugen und Zehntausenden Männern. Sie stolpern orientierungslos, ohne genügend Wasser, über den glühend heißen Wüstensand, sind dabei den israelischen Fliegern ausgeliefert.

Die zahlenmäßig deutlich unterlegenen israelische Truppen sehen fassungslos zu, wie ägyptische Soldaten vor ihnen auf der Flucht sind, so weit der Blick reicht.

Am Abend erhalten die drei Generäle der Sinai-Offensive neue Anweisungen. Die Befürchtung ihres Oberbefehlshabers: Die fliehenden Ägypter könnten sich hinter den Suezkanal zurückziehen und sich dort für einen Gegenangriff sammeln. Von drei Seiten sollen israelische Einheiten deshalb die Ägypter einkreisen und zu den Gebirgspässen im Westen des Sinai treiben – den einzigen Ausgängen zum Suezkanal.

Zwei Gruppen von je sechs Panzern aus Joffes Division sollen die Fliehenden mit hoher Geschwindigkeit überholen und dann den Mitlapass und weitere Übergänge abriegeln. Gelingt das Manöver, sitzen die Ägypter in der Falle.

WASHINGTON, 6.30 UHR ORTSZEIT, Weißes Haus. Präsident Lyndon B. Johnson sitzt mit Außenminister Dean Rusk und Verteidigungsminister Robert McNamara zusammen. Johnsons Frau serviert dem Präsidenten das Frühstück.

Johnson weiß, dass er sich nicht länger aus dem Krieg heraushalten kann. Er ist angewidert von Nassers „Big Lie“, die den gesamten arabischen Raum gegen die USA aufbringen könnte. Der Präsident sähe Israel zwar gern als Sieger des Krieges, will aber einen Zusammenstoß mit der UdSSR vermeiden. Moskau wird der Vernichtung der arabischen Armeen jedoch nicht mehr lange tatenlos zusehen – davon ist Johnson überzeugt.

Und so lässt er um 10.03 Uhr Ortszeit den Vorschlag nach Moskau telegraphieren, im UN-Sicherheitsrat gemein-



»Wir haben die Hauptstadt Israels geeint, auf dass sie nie wieder geteilt werde«, verkündet Verteidigungsminister Mosche Dajan (Mitte, rechts Armeechef Rabin) nach der Eroberung Jerusalems

Am Ziel ihrer Sehnsüchte: Israelische Soldaten beten vor der Klagemauer im Herzen der Altstadt. Nach fast 2000 Jahren ist die heiligste Stätte des Judentums wieder in hebräischer Hand

sam eine Feuerpause im Nahen Osten zu fordern.

Für Israel käme eine solche Waffenruhe eigentlich zu früh, um alle Kriegsziele zu erreichen – aber die Regierung kann ja schlecht mit der Begründung ablehnen, sie wolle weitere Gebiete erobern, um in späteren Auseinandersetzungen über einen Friedensschluss mehr Verhandlungsmasse zu haben.

Sieben Minuten nachdem Israel Zustimmung signalisiert hat – mittlerweile ist es in den USA 18.30 Uhr Ortszeit, also bereits Nacht in Israel –, passiert die Resolution den UN-Sicherheitsrat.

Die Kriegsparteien werden aufgefordert, das Feuer sofort einzustellen.

Daraufhin überstürzen sich die Ereignisse: König Hussein befiehlt seinen Truppen, so viel Boden auf der Westbank wie möglich wieder gutzumachen und die Altstadt Jerusalems zu halten, bis die Waffenruhe in Kraft tritt.

Für Dajan wiederum ist damit klar, dass sein Plan für Jerusalem nicht aufgehen kann: Die Jordanier werden den Beginn der Feuerpause abwarten und sich nicht ergeben, selbst wenn Israel die Stadt umzingelt hat.

Der Verteidigungsminister entscheidet, die historische Chance nicht verstreichen zu lassen: Die israelischen Streitkräfte sollen nun doch die Altstadt einnehmen. Damit verstößt Israel klar gegen den UN-Beschluss.

Doch Dajan hat Glück: Denn Ägypten lehnt die Resolution ab. Für Nasser wäre es politischer Selbstmord, einer Waffenruhe vor den Augen des feiernden Volkes





zuzustimmen. Damit ist die UN-Resolution null und nichtig.

„Nasser“, stellt Generalstabschef Rabin fest, „verhält sich immer mehr wie ein Verbündeter statt wie ein Feind.“

7. JUNI, 9.50 UHR, JERUSALEM. Nachdem israelische Truppen im Laufe des Morgens den Ölberg eingenommen haben, fliegen jetzt die Flügel des Löwentors auf, des Durchgangs vom Ölberg in die Altstadt. Ein Halbkettenfahrzeug fährt durch das Tor, über herabgefallene Steine, vorbei an einem überraschten arabischen Soldaten, weiter zum nächsten Tor. Davor ist ein Motorrad abgestellt: eine Sprengfalle? Egal – das Militärfahrzeug überrollt das Motorrad.

In dem gepanzerten Wagen sitzt der Kommandeur jener Fallschirmjäger, die den Ölberg erobert haben. Weitere Halbkettenfahrzeuge folgen ihm durch die enge Via Dolorosa, während weitere Einheiten durch andere Tore in die Altstadt dringen.

An einem leeren Platz hält das Militärfahrzeug schließlich: Er steht am Tempelberg, einer der heiligen Stätten des Judentums. „Der Tempelberg ist in unserer Hand“, funkt der Kommandeur der Fallschirmjäger ans Hauptquartier.

Der Satz wird in Israel noch Jahrzehnte nachklingen.

Aus Furcht vor den auch in das Westjordanland vordringenden Israelis verlassen 300 000 Palästinenser ihre Dörfer. Oftmals werden sie, wie hier, gewaltsam vertrieben

Die meisten arabischen Flüchtlinge ziehen nach Jordanien. Dort errichtet die Regierung riesige Zeltlager, in denen die heimatlosen Palästinenser fortan unter elenden Bedingungen leben

Eine Gruppe arabischer Honoratioren übermittelt ihm kurz darauf die Kapitulation der Stadt. Der Offizier nimmt sie zur Kenntnis – und schickt die Araber nach Hause. Er will weiter: zur Klagemauer. Weil die Israelis den Weg nicht kennen, führt ein alter Araber die Kolonne durch das Mughrabi-Tor. Auf der anderen Seite des Tores liegt das südliche Ende der Klagemauer. Seit 19 Jahren hat kein Jude mehr hier gestanden.

Jetzt befreit sich ein bärtiger Mann aus dem Griff der Soldaten; sie halten ihn fest, damit er nicht ins Feuer der jordanischen Scharfschützen rennt, die noch immer einzelne Schüsse abgeben: Rabbi Schlomo Goren, Oberrabbiner des Militärs, stürmt an die heilige Mauer und bläst triumphierend das Schofarhorn, das uralte jüdische Instrument.

Während die Soldaten in Jubelgesang ausbrechen, wird die Flagge mit dem Davidstern gehisst.

11.00 UHR, NABLUS, Westjordanland. Unter Applaus und Jubel fahren israelische Panzerkolonnen in die Stadt ein. Tausende stehen winkend an den Straßen. Sie halten, noch immer im Glauben an den im Radio verbreiteten ägyptischen Erfolg, die Israelis für irakische Soldaten auf dem Weg nach Israel.

Als sie ihren Irrtum bemerken, leeren sich die Straßen sofort; Schüsse knallen.

14.30 UHR, JERUSALEM. Mosche Dajan und Jitzchak Rabin erreichen zu Fuß den Tempelberg. Kurz darauf steckt der



Verteidigungsminister nach jüdischer Tradition ein Stück Papier mit einem Gebet zwischen die Quader der Klage-mauer. Religionsminister Zorach Warhaftig küsst die Steine. Danach fällt der orthodoxe Jude, ein entschiedener Gegner dieses Krieges, Dajan um den Hals.

SPÄTER NACHMITTAG, JERICHO. Während die Kämpfe in Nablus noch anhalten, stoßen israelische Truppen in Jericho kaum auf Widerstand. Vor der Stadt haben sie einige Stunden gewartet, um den Einwohnern Zeit zur Flucht zu geben. Die Menschen fliehen in Panik vor den Israelis. Rund 300 000 Palästinenser sind auf dem Weg nach Jordanien. Viele von ihnen haben 1948 schon einmal ihr Land verloren und lebten seither in notdürftigen Auffangslagern.

Jetzt sind die riesigen Camps bei Jericho leer: die Fenster der Häuser vernagelt, das Krankenhaus geschlossen. Allein von hier haben sich 50 000 Menschen aufgemacht – oft zu Fuß und ohne genügend Wasser. Koffer und Kleiderbündel säumen die Straßen des Westjordanlandes, eilig gepackte Habseligkeiten, in der Hitze zurückgelassen.

Die israelischen Soldaten auf der Westbank fahren an weinenden Kindern vorbei; Erwachsene flehen sie um einen Schluck Wasser an. Andere Flüchtlinge werden in voll besetzten Lastwagen oder Bussen, die zum Teil von Israel bereitgestellt werden, nach Jordanien gebracht.

Gegen Mitternacht haben die israelischen Streitkräfte alle vier Brücken über den Jordan besetzt. Nablus, Bethlehem, Jericho, Hebron – das gesamte Westjordanland ist erobert.

19.00 UHR, WESTSINAI. General Joffes Soldaten verschanzen sich mit ihren Panzern am Mitlapass. Mit hoher Geschwindigkeit haben sie jede feindliche Stellung auf ihrem Weg durchbrochen. Auf den letzten Kilometern ist jedoch vier der zwölf Tanks der Kraftstoff ausgegangen, die anderen haben es mit letzter Reserve bis zum Pass geschafft.

Für die ägyptischen Kolonnen ist hier nun kein Durchkommen mehr.

Abermals schlägt die israelische Luftwaffe zu: Raketen lassen Tausende Militärfahrzeuge in Flammen aufgehen, die

bald die Zufahrtstraßen zum Mitlapass blockieren. Die ägyptischen Soldaten können nicht entkommen – die Schlacht dauert bis zum Morgen.

8. JUNI, FRÜHMORGENS, JORDAN. Explosionen erschüttern die Stille. Nachdem der Großteil der Flüchtlinge die Westbank verlassen hat, sprengen Soldaten auf Befehl Dajans alle Brücken über den Fluss. Der Verteidigungsminister will die Westbank von Jordanien trennen. Die israelischen Truppen stoßen nicht weiter nach Osten vor, sondern postieren sich entlang des Jordan.

Auf dem Sinai verteidigen israelische Truppen weiterhin die Pässe, die zum Suezkanal führen, gegen Tausende Ägypter auf dem Rückzug. Die Lage ist chaotischer denn je. Israelische Kommandeure haben Mühe, Massaker an den entkräfteten, wild um sich schießenden ägyptischen Soldaten zu verhindern. Nicht immer gelingt es ihnen: Noch Jahrzehnte später wird man im Sinai Massengräber entdecken, werden Ägypten und Israel über die Frage diskutieren, ob an diesem Tag Verbrechen an ägyptischen Soldaten begangen worden sind.

Für die Ägypter ist der Krieg vorbei. 80 Prozent ihrer Militärausrüstung sind vernichtet, mehr als 10 000 Soldaten tot, viele von ihnen verdurstet. Die Israelis haben 338 Männer verloren. Der Sinai ist vollständig in ihrer Hand.

Der Weg zum Suezkanal ist frei.

Jetzt stellt sich eine Frage, die der Krieg schon an anderen Fronten aufgeworfen hat: Wie weit sollen die israelischen Truppen noch vorstoßen? „Ich werde persönlich jeden israelischen Kommandeur vor ein Kriegsgericht stellen, der einen Fuß ans Kanalufer setzt“, droht Mosche Dajan. Wichtig ist für ihn nur Scharm el-Scheich, um die Meerenge von Tiran wieder öffnen zu können. Warum sollten die Israelis also zum Suez vordringen und sich so in internationale Probleme verwickeln?

Aber die Geschehnisse im Feld haben ihre eigene Dynamik. Einzelne Truppen können Dajans Befehl nicht einhalten, weil sie ägyptische Soldaten verfolgen, denen es doch gelungen ist, durch die Pässe zu entkommen: Sie jagen ihnen nach bis an das Kanalufer. Daraufhin sind auch andere israelische Einheiten nicht mehr aufzuhalten.

12.00 UHR, GOLANHÖHEN. Auch hier an der syrischen Grenze sehnen sich die israelischen Soldaten nun nach etwas Ruhm. Die Siegesberichte von den anderen Fronten machen viele ungeduldig: Seit Tagen warten sie auf den Befehl zu einem Angriff auf Syrien. Anderswo sind die Frontkämpfe vorbei, der Krieg scheint fast beendet – und ausgerechnet Israels erbittertster Feind ist bisher ungeschoren davongekommen. Dabei ist General David Elazar, Befehlshaber der Truppen an der syrischen Grenze, davon überzeugt, mindestens einen Teil des Golan einnehmen zu können.

19.10 UHR, TEL AVIV. Premier Eschkol hat zu einer Sitzung geladen. Die Minister diskutieren darüber, ob Syrien angegriffen werden soll. Etliche Kabinettsmitglieder sind für den Sturm der Golanhöhen. Seit Kriegsbeginn feuern die Syrer von dem Höhenzug aus nahezu unbehelligt Granaten auf israelische Siedlungen im darunterliegenden Landstrich. Trotzdem hat Dajan den israelischen Soldaten verboten, Syrien anzugreifen. Sie sollen weiterhin nur die Grenze verteidigen.

Doch seit diesem Morgen haben sich die Schusswechsel dort verstärkt. Außerdem wächst der Druck der Öffentlichkeit. „Bringt den Job zu Ende!“, hat die linksliberale Zeitung „Haaretz“ am Morgen gefordert. „Der Auftrag: Damaskus!“, titelte ein anderes Blatt.

Jenseits des üblichen Protokolls eröffnet eine Abordnung von Kibbuzbewohnern aus Galiläa die Kabinettsitzung: Ihr Dorf, berichten sie, liege nach dem Beschuss durch die Syrer in Trümmern. Die Kinder hätten seit Tagen die Bunker nicht verlassen können.

Eschkol hat die Siedler nicht ohne Grund vor dem Kabinett sprechen lassen: Er selbst hat einen Kibbuz in Galiläa mitgegründet, und so liegt ihm die Eroberung des Golan persönlich am Herzen. Der Höhenzug ist nicht nur wegen seiner überlegenen militärischen Position von strategischer Bedeutung, sondern auch wegen der dort verlaufenden Zuflüsse des Jordan.

Wer sie besitzt, hat den Streit um das Wasser des Jordan gewonnen, den Israel und Syrien seit Jahren führen.

Aber Dajan ist nach wie vor gegen den Angriff. Israel stünde dann nicht nur Syrien gegenüber, sondern auch dessen Verbündetem: der UdSSR. Diesen Konflikt will der Verteidigungsminister auf jeden Fall vermeiden. „Wie viel arabisches Land brauchen wir noch?“, ätzt er.

Bei seiner Berufung hat Dajan erklärt, dass er bei militärischen Fragen keine Mitsprache der Politiker duldet. Sollte sich das Kabinett einmischen, werde er zurücktreten. Schließlich überzeugt er an diesem Abend seine Ministerkollegen. Das Kabinett beschließt, die Entscheidung über einen Sturm der Golanhöhen um zwei Tage zu verschieben.

Als Verteidigungsminister tritt Dajan nicht so unerschrocken auf wie als Kommandeur und Stabschef Jahre zuvor. Seine Strategie ist von Vorsicht geprägt. Die Weltöffentlichkeit soll nicht vor den Kopf gestoßen werden. Deshalb hatte er ursprünglich angeordnet, dass die israelischen Streitkräfte defensiv vorgehen: nicht bis an den Suezkanal vorrücken, nicht in die Altstadt Jerusalems einmarschieren.

Doch die Entwicklungen bringen ihn an jeder Front dazu, weiter zu gehen als geplant. Vielleicht, weil der Kriegsveteran Dajan Verständnis hat für die Kommandeure, die ihn bestürmen, so weit wie möglich vorrücken zu dürfen.

Möglicherweise will er auch um keinen Preis als Feigling in die Geschichte eingehen. Als jener Mann, der Israel um die Möglichkeit gebracht hat, das biblische Land zu erobern.

Und auch an der syrischen Grenze wird der Verteidigungsminister nicht an seinen ursprünglichen Plänen festhalten können.

9. JUNI, 3.00 UHR, Regierungsbunker, Tel Aviv. Dajan studiert Geheimdienstberichte, nach denen Syriens Einwilligung zu einer

Waffenruhe unmittelbar bevorsteht: Nasser, der inzwischen doch einer Feuerpause zugestimmt hat, übt Druck auf Syriens Präsidenten Nurredin al-Atassi aus, ebenfalls einzulassen. Sobald dies geschieht, weiß Dajan, wäre die Chance zur Eroberung des Golan für immer verfallen. Auch zeigen Luftaufnahmen, dass viele syrische Militärcamps und Kommandostellen offenbar verlassen sind.

Er schreibt eine Notiz an Premier Eschkol: „Ich hatte keine Ahnung, dass die Führung von Ägypten und Syrien so schnell in sich zusammenfallen würde. Diese Möglichkeit müssen wir bis aufs Äußerste ausnutzen.“

6.00 UHR, GOLANHÖHEN. Kommandeur Elazar wird in seiner Stellung unterhalb der Höhen von einem Telefonanruf geweckt. „Können Sie angreifen?“, fragt ihn der Verteidigungsminister.

„Ja, und zwar sofort“, antwortet er.

„Dann greifen Sie an!“

Dajans nun folgende Erklärungen für den Meinungswechsel interessieren Elazar nicht. „Ist mir egal“, unterbricht er. „Wir greifen an. Vielen Dank. Schalom.“

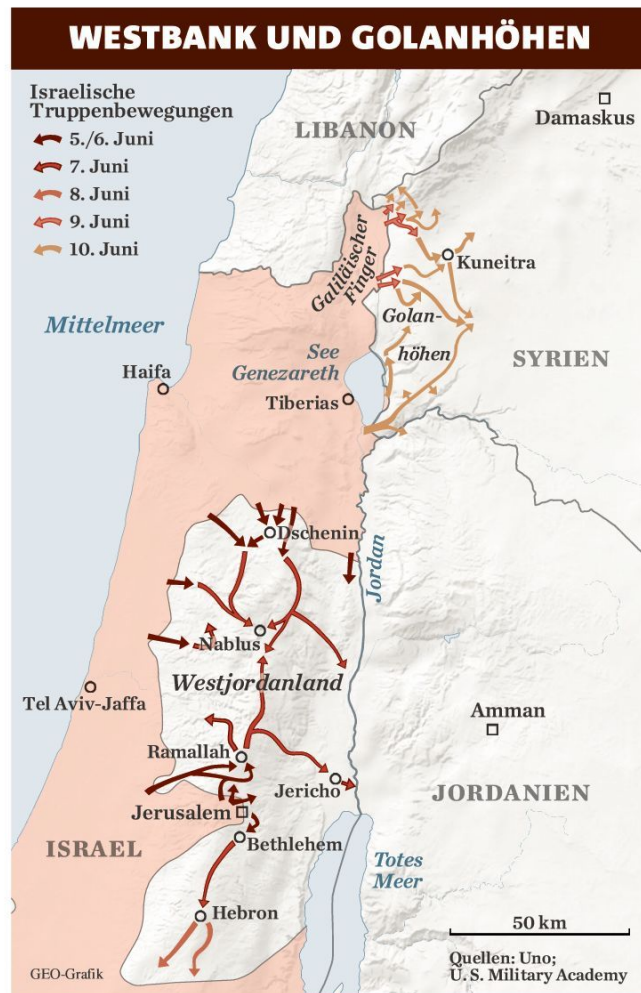
Der Aufstieg bei Tageslicht ist extrem riskant. Aber Elazar weiß, dass es die letzte Chance ist: Syrien hat am Morgen verkündet, dass es eine Waffenruhe respektieren werde, wenn Israel zustimme.

11.30 UHR, GOLANHÖHEN. Bulldozer, Panzer sowie zwei Brigaden beginnen entlang der gesamten Grenze mit dem Aufstieg auf den Höhenzug, über Minen und Stacheldraht, vorbei an syrischen Bunkern und Geschützständen.

Plötzlich eröffnen die Gegner das Feuer. Israelische Kettenfahrzeuge fliegen durch die Luft. Einige Bulldozer bleiben brennend liegen, werden von den nachrückenden Fahrzeugen beiseitegeschoben. Dutzende Soldaten stürzen tot zu Boden. Aber die Panzer fahren einfach weiter, überrollen die Stellungen der Syrer, trotz starker Gegenwehr und zahlreicher eigener Verluste.

Am frühen Morgen New Yorker Zeit tagt der UN-Sicherheitsrat. Die syrische Regierung will jetzt zwar eine bedingungslose Waffenruhe akzeptieren, nicht aber die Sowjetunion. Der Angriff auf den engsten arabischen Verbündeten kann nicht ungestraft bleiben. Der sowjetische Botschafter bei den Vereinten Nationen fordert eine Verurteilung Israels durch die Uno und den vollständigen Rückzug der israelischen Truppen. Die Diskussionen darüber kosten Zeit – und Syrien viel Land.

Denn erst um 18.30 Uhr New Yorker Zeit (um 1.30 Uhr nachts in Israel) will sich der Sicherheitsrat erneut zusammensetzen.



Mit dem Angriff auf Dschenin beginnt am 5. Juni die Eroberung des Westjordanlands. Zwei Tage später ist es besetzt. Nun attackieren die Israelis auch die Golanhöhen



16.00 UHR, GOLANHÖHEN. Die israelischen Truppen haben die ersten beiden Verteidigungslinien der Syrer durchbrochen. Andere Einheiten liefern sich im Zentrum des Hochplateaus schwere Gefechte mit den Syrern.

20.00 UHR, TEL AVIV. Bei einem Treffen im Verteidigungsausschuss zeigen etliche Minister offen ihren Ärger: Wieso haben sich Dajan und Eschkol über den Beschluss des Kabinetts hinweggesetzt, die Entscheidung über die Golan-Offensive zu verschieben? Der Premier hätte den Befehl noch am Morgen stoppen können. Auch hat die syrische Regierung nun einer Waffenruhe zugestimmt; Israels Delegierter vor dem UN-Sicherheitsrat hat daraufhin versichert, dass die Kämpfe eingestellt würden.

Weshalb halten sich die Israelis nicht an das Abkommen? Warum spielt die Regierung auf Zeit – und verspielt damit Israels Ansehen vor der Welt?

Da springt Menachem Begin von der oppositionellen Cherut-Partei, der dem Kabinett der Nationalen Einheit seit Kurzem als Minister ohne Geschäftsbereich angehört, Dajan und Eschkol bei. „In den Tagen Maria Theresias gab es ein Gesetz. Es besagte, dass ein Soldat, der gegen Befehle verstieß und dabei eine mutige Tat beging, sowohl einen Ta-

Während der UN-Sicherheitsrat in New York am 9. Juni schon über eine Feuerpause berät, erstürmen Tausende israelische Soldaten die von Syrien beherrschten Golanhöhen

Auf dem Golan treffen die Israelis nur auf wenig Widerstand: In Panik haben die Syrer ihren Truppen den Rückzug befohlen – um die weiter nordöstlich gelegene Hauptstadt Damaskus zu verteidigen

del als auch eine Medaille erhielt.“ Und Eschkol erklärt: „Die Vereinten Nationen werden uns sowieso verdammen.“

Die Kämpfe, schlägt Dajan vor, sollen bis zum Morgen weitergehen. Darüber hinaus habe Israel dann aber weder die militärischen noch die diplomatischen Möglichkeiten, um weiter zu kämpfen.

General Elazar ist da freilich anderer Meinung. Die Moral seiner Soldaten ist noch immer hoch, und er traut seinen Einheiten die Eroberung des gesamten Golan zu. Als ihn Rabin gegen Mitternacht anruft, damit er ein Fallschirmjägerbataillon zurückbeordert, das den Südgolan einnehmen sollte, gibt Elazar zurück: „Sie sind schon auf dem Weg. Ich kann sie nicht aufhalten.“

10. JUNI, 8.45 UHR, DAMASKUS. Die syrische Regierung gibt ihren Truppen den Befehl zum Rückzug vom Golan – sie sollen stattdessen die Hauptstadt verteidigen. Die Regierung fürchtet einen Angriff Israels auf Damaskus. Auf dem Golan folgen die Israelis den abrückenden Syrern und finden deren Verteidigungsposten verlassen vor. Vielerorts laufen noch die Panzermotoren.

Die Ereignisse im Feld überrollen, wie so häufig in diesen Tagen, die Politik. Als offenbar wird, dass das Hochplateau ungeschützt vor den Soldaten liegt, weist Dajan die Operation „Hammer“ aus in die oft durchgespielte, dabei wohl nie wirklich erwartete Operation „Zange“: die vollständige Besetzung des Golan.

Es ist ein Wettlauf gegen das Inkrafttreten der Waffenruhe. „Meine Herren,



Aus der Geschichte lernen.

Lesen oder verschenken Sie 6x im Jahr GEO EPOCHE und wählen Sie Ihr Geschenk.

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

“

Herzlichst Ihr

Michael Schaper



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE

11%
Ersparnis



IHRE ABOVORTEILE

- 1 Nach-Hause-Service**
Garantiert keine Ausgabe verpassen.
- 2 Dauerhafte Ersparnis**
6x im Jahr 11% sparen und portofreie Lieferung.
- 3 Ohne Risiko**
Nach einem Jahr jederzeit kündbar.
- 4 Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- 5 Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Hefthema.

GEO EPOCHE BESTELLEN

Per Post:

Karte abschicken

Per Telefon: (bitte die Bestell-Nr. angeben)

+49 (0)40/5555 89 90



1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Historisches Wissen erleben:

- „Die Geschichte des Judentums“
- „Das Heilige Land“ – 3000 Jahre Glaube und Kultur



GRATIS
zur Wahl



2. SINUS Soundtube

Ihr Anschluss an die Musikwelt:

- Einsteckfach für iPod nano und shuffle
- Anschlusskabel für alle MP3- und CD-Player
- Maße: ca. 18,5 x 5 x 5 cm

3. Wetterstation „Sunny Times“

Ein absolutes Hoch:

- mit Uhr, Datumsanzeige, Thermometer, Weckfunktion und großem LC-Display
- Maße: ca. 14 x 8 x 2 cm

Online mit noch mehr Angeboten:

www.geoepoche.de/abo

Oder einfach QR-Code mit dem Smartphone einscannen und bestellen:



wir müssen ins Inland vorstoßen, so tief und schnell wir können“, teilt Elazar seinen Offizieren mit. „Und wir müssen all das erledigen, ehe das Telefon klingelt.“

Dajan ist klar, dass Israel die Kämpfe einstellen muss. Auf ihm und Eschkol lastet nicht nur der Druck aus Washington. Auch zahlreiche Minister drängen auf ein Ende des Krieges. Andererseits versucht der Militärstab stündlich, neue Zugeständnisse und Ausweitungen der Frist zu erreichen. Um 14.00 Uhr hat Dajan einen Termin in Tiberias mit dem UN-Beobachter des Nahen Ostens, um die Details der Waffenruhe festzulegen – bis dahin müssen die israelischen Truppen ihre Ziele erreicht haben. Aber als der Beobachter in Tiberias eintrifft, hat Dajan das Treffen nach Tel Aviv verlegt; so gewinnt er eine weitere Stunde.

7.30 UHR, WASHINGTON, Weißes Haus (in Tel Aviv ist es 14.30 Uhr). Ein sowjetisches Fernschreiben geht ein: „Wir schlagen vor, dass Sie Israel auffordern, die militärischen Aktionen unverzüglich zu stoppen. Wir schlagen vor, Israel zu warnen, dass andernfalls notwendige Maßnahmen ergriffen werden, auch militärische.“

Die Reaktion der UdSSR, heißt es, könne „zu einem Zusammenstoß führen, der in eine schwere Katastrophe mündet“. Eine kaum verhohlene Kriegsdrohung.

Auch im Weißen Haus hat in den letzten Stunden das Misstrauen gegen Israel zugenommen. Ist Dajan größenwahnsinnig geworden? Will er Damaskus stürmen?

Dennoch kann Johnson eine solche Herausforderung durch Moskau nicht hinnehmen. Er befiehlt der 6. Flotte der US-Navy, mit ihren Flugzeugträgern und Kriegsschiffen, Kurs auf das östliche Mittelmeer zu nehmen.

16.00 UHR, TEL AVIV. Mittlerweile haben sich Dajan und der UN-Beobachter geeinigt, dass die Waffenruhe zwischen Israel und Syrien um 18 Uhr in Kraft treten soll. Ein Zusammenstoß der Supermächte im Mittelmeer ist damit gerade noch verhindert worden.

Doch auf dem Golan ignoriert General Elazar die Waffenruhe und streckt die Frist um etliche Stunden: Selbst Köche und Schreiber, ausgestattet mit Soldatenhelmen, erhalten von ihm den Befehl, sich auf Felsen, Hügeln und an Kreuzungen niederzulassen, damit Israel so viel Land wie möglich erobert.

Aber die eigentlichen Kämpfe sind beendet, nach 131 Stunden. Und die Israelis haben den gesamten Golan erobert.

18.00 UHR, NEW YORK, UN-Sicherheitsrat (in Tel Aviv ist es 1.00 Uhr). Die Delegierten wenden sich noch am Abend jenen Fragen zu, die sich mit dem Ende der Kämpfe stellen. Der Konflikt hat die Machtverhältnisse im Nahen Osten umgekehrt. Israel hat mit Sinai, Gazastreifen, Golanhöhen, der Westbank und Ostjerusalem ein Gebiet von 68 000 Quadratkilometern erobert. Die neuen Grenzen verlaufen im Osten nun entlang des Jordan, im Westen entlang des Suezkanals.

Während Israel um 800 Soldaten trauert und zudem 40 Flugzeuge und 80 Panzer verloren hat, sind auf arabi-

scher Seite mehr als 11 000 Männer umgekommen; mindestens 450 Flugzeuge und rund 600 Panzer wurden zerstört.

Was soll mit den von Israel eingenommenen Gebieten geschehen – und mit den Menschen, die dort leben?

Noch am Abend des 10. Juni beginnen in Jerusalem Bauarbeiter mit Bulldozern und unter Flutlichtbeleuchtung, die Häuser vor der Klagemauer einzureißen, ein arabisches Slumviertel.

Den Bewohnern bleibt kaum Zeit, einige Taschen zu packen. Umstürzende Mauern begraben Möbel, Geschirr, Vorräte. Die Häuser sollen weichen, um eine freie Fläche vor der Klagemauer für Massengebete zu erhalten.

12. JUNI, 19.00 UHR, SINAI. Marschmusik plärrt aus Kassettenrekordern, als Tausende Soldaten in Panzern und Jeeps auf die Abschlussparade warten. Eine improvisierte Bühne ist mit dem Davidstern und Fähnchen geschmückt. Schließlich erscheint die Wagenkolonne des Regimentskommandeurs. Oberst Schmuël Gorodisch hält eine Ansprache. „Wir haben gekämpft“, sagt er zu den Soldaten, „weil wir keine andere Wahl hatten.“

In den Tagen danach besuchen viele Israelis neugierig die Westbank, um sich das eroberte Land anzusehen. Und während manche von ihnen in arabischen Geschäften einkaufen oder die üppigen Weingärten und Weizenfelder bestaunen, ziehen palästinensische Flüchtlinge zu Tausenden an ihnen vorbei in Richtung Jordanien.

Vor dem UN-Sicherheitsrat versucht der sowjetische Delegierte derweil, doch noch einen vollständigen, bedingungslosen Rückzug der israelischen Truppen zu erreichen. Die Westmächte aber zeigen sich unbeeindruckt von den scharfen Worten: Wenn die Sowjetregierung bis dahin nicht interveniert hat, wird sie es nun, nach Kriegsende, schon gar nicht tun.

Verärgert fordert Moskau am 14. Juni eine UN-Generalversammlung, bei der nicht nur die Mitglieder des Sicherheitsrats, sondern alle Länder abstimmen.



Im Sechstagekrieg vervierfacht sich das von Israelis beherrschte Gebiet: Sie kontrollieren nun Ostjerusalem und die Westbank sowie Sinai und Gazastreifen



Die Versammlung trifft sich fünf Tage später. Ministerpräsident Kossygin ist persönlich angereist, um das Statement für die sowjetische Regierung abzugeben. Aber er findet für seine Forderungen nicht die erforderliche Zweidrittelmehrheit. Eine Einigung der Uno ist in weiter Ferne.

Am gleichen Tag beschließt die israelische Regierung im Geheimen, sich vollständig aus den besetzten Gebieten zurückzuziehen, sobald seine Nachbarn einem dauerhaften Frieden, also einer offiziellen Anerkennung Israels, zustimmen.

Bald aber müssen die Israelis feststellen, dass die gedemütigten arabischen Staaten keinen Frieden wollen. Für sie gibt es keinen Sechstagekrieg; es gibt nur *al-Naksa*, den Rückschlag.

Am 2. September 1967 beschließen die arabischen Länder auf einer Konferenz ein dreifaches „Nein“: „Kein Frieden mit Israel, keine Verhandlungen mit Israel, keine Anerkennung Israels“.

Das Ringen der Vereinten Nationen um Frieden und einen Kompromiss für den Nahen Osten wird am 21. Oktober von neuen Kämpfen zwischen Ägypten

Vor dem Felsendom auf Jerusalems Tempelberg schwenken Israelis erbeutete Fahnen: Erst als die Sowjetunion – der wichtigste Verbündete der arabischen Staaten – offen mit Krieg droht, endet ihr Vormarsch

und Israel erschüttert, als Ägypten den israelischen Zerstörer „Eilat“ versenkt und die Israelis daraufhin als Vergeltung drei Tage später ägyptische Ölförderanlagen zerstören.

Erst am 22. November einigen sich die Delegierten des UN-Sicherheitsrats auf eine Resolution. Sie enthält die Forderung an Israel, sich aus „besetzten Gebieten“ zurückzuziehen – nicht aus „den“ besetzten Gebieten.

Die Formulierung lässt also Spielraum für Interpretationen.

Schon Ende Juni 1967 hat Israel Ostjerusalem und die an Jerusalem grenzenden Landstriche der Westbank offiziell annektiert – also zu einem Teil des israelischen Staatsgebiets gemacht.

In den anderen besetzten Regionen betreibt Israel fortan eine schleichende Annexion: Getrieben von strategischen Überlegungen, unterstützt die israelische Regierung nun Siedlungsprojekte im Westjordanland, die eine jüdische Pufferzone bilden sollen.

Denn an der schmalsten Stelle Israels sind es nur etwa 15 Kilometer von der Westbank bis zum Mittelmeer – die Verteidigung gegen einen angreifenden arabischen Gegner wäre hier also praktisch unmöglich.

Zehn Jahre später leben bereits 11 000 Israelis in Dutzenden Siedlungen in den besetzten Gebieten, Mitte der 1990er Jahre werden es rund 150 000 sein, im Jahr 2011 sogar mehr als 500 000 (siehe Seite 148).

Diese Wehrdörfer entwickeln sich zu einem der größten Hindernisse für dauerhaften Frieden im Nahen Osten. Denn die im Westjordanland lebenden Siedler sehen sich als Bewohner von „Judäa“ und „Samaria“: uralten biblischen Provinzen, die Gott selbst den Juden gegeben habe – und niemals aufgegeben werden dürften.

Und noch ein weiterer Faktor prägt den fundamentalen Politikwechsel Israels nach dem Sechstagekrieg: der Konsens, dass Jerusalem für immer ungeteilt die Hauptstadt des Judenstaats bleiben müsse. Auch in dieser Frage scheint ein Kompromiss mit den Arabern in Palästina fast ausgeschlossen.

Auch heute, 46 Jahre später, gibt es auf die Frage, was mit den Menschen in den besetzten Gebieten geschehen soll, keine Antwort.

Und so werden jene sechs Tage, in denen in Israel die Euphorie und ein Gefühl des „Jetzt oder nie“ die Ereignisse steuerten, die Auseinandersetzungen im Nahen Osten noch lange bestimmen. □

Selten wurde **Christina Schneider**, 38, so deutlich, wie Emotionen in einem Krieg jede politische Strategie übertrumpfen können.

ANZEIGE

Bahnt den Weg

Der Pfiff der ersten Lokomotive in Jerusalem erscholl 1892 wie ein Weckruf, wie der Schofarton Israels, der dem Innersten seiner uralten Seele entspringt. 120 Jahre nach der Fahrt der ersten Dampflokomotive von Jaffa nach Jerusalem feierte die israelische Eisenbahn 2012 ihr Jubiläum, ein guter Zeitpunkt, Rückschau zu halten. Die Eisenbahn hat viel zur Entstehung des Staates Israel beigetragen.

Paul Cotterell hat die Zukunft der Erinnerung gerettet. Sein Buch *Bahnt den Weg* ist das erste Buch dieser Thematik in deutscher Sprache. Israel bietet eine Bahnreise von den Anfängen seiner Geschichte bis in die Zukunft. Land und Reise haben eine spirituelle Erotik. Die Stationen der Israel Railways (IR) haben höchste historische und literarische Qualität. Das Land ist eine biblische Metapher, Drehkreuz von Völkern und Kulturen am Nabel der Welt, Konfliktzone und Ort des Dialogs. Ohne Blick auf die politische Geschichte ist die Historie der Israel Railways kaum zu verstehen. Das *Stationenverzeichnis* ist dabei hilfreicher Leitfaden. Wie ein visueller Simulator inszeniert die israelische Eisenbahn dreieinhalbtausend Jahre Geschichte und macht sie erlebbar. Es ist eine Bahnreise durch wahres Geschehen, durch wahre Geschichten. Die Quelle der Bilder ist das Land, Leitstelle und Stellwerk sind IR und Israel. Wir erleben eine Mischung von Orient und Okzident, Allgegenwärtiges – und wir summen schon mit: *Jerusalem aus Gold...* – Geschichte und ihr Sinn lassen sich oft erst vom Ende her erkennen. Gute Fahrt ins 21. Jahrhundert!

Bahnt den Weg erzählt die spannende Geschichte der Eisenbahn in Palästina und Israel von 1890 bis heute. Viele Abbildungen von teilweise einmaligen historischen Wert illustrieren die jeweiligen Zeit- und Bauabschnitte. Das *Stationenverzeichnis* ist eine wahre Novität!

Dieses Buchprojekt wurde ideell und finanziell von der Deutsche Bahn AG unterstützt.

Paul Cotterell **Bahnt den Weg** – ein historisches Album
Herausgegeben von Martin Frey
Mit einer Streckenkarte in der Beilage, 216 Seiten, Hardcover, 376 Fotos
ISBN 978-3-942271-20-2, EUR 34,90

Literaturempfehlungen: Tom Segev, „1967“, Siedler: vielschichtiger Blick auf den Krieg und dessen Vorgeschichte. Michael B. Oren, „Six Days of War“, Ballantine Books: umfassende Rekonstruktion des Sechstagekriegs – spannend wie ein Drehbuch.

DIE AKTE MOSSAD



Sie jagen NS-Verbrecher, töten palästinensische Terroristen, besorgen Waffen – und retten Juden: Die Agenten des israelischen Auslandsgeheimdienstes sind eine geheimnisvolle Elite, denen das Land seine Sicherheit verdankt. Doch bei der Erfüllung ihrer Mission machen sich die Spione schuldig

Von Christoph Kucklick

Prolog:

Schüsse auf den eigenen Mann

Kaum ist Isser Beeri, ein großer Mann mit tief liegenden Augen, im Februar 1948 zum Chef des Schai ernannt worden, des Vorgängers der israelischen Geheimdienste, geschieht Verstörendes.

Wanderer entdecken eine halb verbrannte Leiche voller Gewehrkugeln.

Der Freund eines hohen Politikers verschwindet in einem israelischen Folterkeller, dem er erst 72 Tage später, bedeckt mit Wunden und ohne Zähne entkommt – ein gebrochener Mann für den Rest seines Lebens.

Am 30. Juni wird ein Hauptmann der israelischen Armee verhaftet und vor ein Schnellgericht gestellt, das ihn ohne Verteidigung in wenigen Minuten verurteilt und erschießen lässt.

Eine Untersuchung ergibt: Alle drei Verbrechen hat Isser Beeri befohlen, der asketische, verschlossene Chef-Spion, bekannt für seine patriotische Hingabe.

Premierminister David Ben Gurion zürnt voll Abscheu: Einen solchen Geheimdienst, der über allem Recht steht, will er nicht dulden. Beeri wird seines Amtes enthoben, aus der Armee entlassen und für einen Tag ins Gefängnis gesperrt.

Ben Gurions Entscheidung bestimmt fortan das Selbstverständnis der israelischen Geheimdienste: Keine Unterdrückungsapparate sollen sie sein und sich nie gegen das eigene Volk wenden. Dafür haben sie zu viele Kriege zu führen – wie sich bald herausstellen soll: fünf Kriege. Gegen die arabischen Nachbarn, gegen die Palästinenser, gegen flüchtige Nationalsozialisten, für die Rettung von Juden überall auf der Welt und für die Beschaffung von überlebenswichtigem Know-how.

Aber die Fragen, die Isser Beeri aufwirft, quälen Israels Geheimagenten

seither: Wie böse muss der Gute sein, um das Gute zu schützen? Wie viele Gesetze dürfen sie brechen, um die Demokratie zu verteidigen? Wie viele Schmerzen zufügen, um größere zu verhindern?

Ein späterer Chef des Mossad (der für Auslandseinsätze zuständigen Organisation unter den drei israelischen Nachrichtendiensten) wird erklären: „Die schmutzigsten Aktionen müssen die ehrenhaftesten Männer ausführen.“

Ohne sich dabei zu beschmutzen?

Der Mossad ist heute eine Behörde mit rund 3000 Angestellten – weniger als die Stadtverwaltung von Wuppertal. Das Hauptquartier des „Instituts für Aufklärung und besondere Aufgaben“, so der offizielle Name, liegt im Norden von Tel Aviv, gegenüber einem Country Club, in Sichtweite gleißt das Mittelmeer. Besichtigungen sind nicht möglich.

Hier wird Israels wohl erfolgreichstes, in jedem Fall bekanntestes Produkt hergestellt, ein Amalgam aus Angst und Bewunderung, aus höchster Raffinesse und äußerster Brutalität – so jedenfalls dürften es Außenstehende wahrnehmen. Sie nennen es den „Mythos Mossad“.

Die Angestellten, die mehrheitlich geregelte Bürozeiten haben, würden ihr Produkt mit einem anderen Wort beschreiben: Sicherheit.

Schutz für ein bedrohtes Land.

Und vielleicht ist der Mossad auch deshalb Israels imposanteste Marke: weil er so viel größer scheint, als er tatsächlich ist. Und damit ein bisschen so wirkt wie Israel selbst. Weil seine Feinde ihn überall vermuten. Dabei zählt er nicht einmal ein Hundertstel der Mannstärke der CIA, und zu sowjetischen Zeiten war er 200-mal kleiner als der KGB. Ein Zwerg unter Riesen.

Schweigen nährt die Größe. Der Mossad hat keine seiner Aktionen je kommentiert, weder bestätigt noch dementiert, außerdem unterbindet die israelische Zensur viele Enthüllungen.

Das verstärkt die Wucht des kleinen Apparats: Niemand soll ihn ausrechnen.

Einige Operationen aber sind bekannt geworden, weil Beteiligte später geredet, Journalisten recherchiert oder Untersuchungskommissionen geprüft haben. Nur aus diesen Aktionen lässt sich das Wesen des Mossad entschlüsseln. Aber sie sind auch eine Falle: Noch die Misserfolge bekräftigen den Mythos, da sie nahelegen, dass der Mossad sich an Hasardstücken versucht, die andere nicht einmal erwägen würden.

Der Krieg gegen die arabischen Nachbarn

Elie Cohen ist das genaue Gegenbild zu Isser Beeri. Der beste Spion des Mossad, der Stolz Israels. Aber die Nation erfährt von ihm erst, als er, ein beständiges Zucken im Gesicht von den Elektroschocks seiner Folterer, in Damaskus vor Gericht steht.

Bis dahin kennen kaum eine Handvoll Menschen seinen wahren Auftrag.

Der Sohn ägyptischer Juden ist gerade aus Kairo nach Israel eingewandert, als er 1960 im hohen Alter von 36 Jahren angeworben wird. Seine Ausbildung ist gründlich und umfasst vieles, was auch heute noch gelehrt wird: sichere Häuser einrichten, unsichtbare Tinte benutzen, Botschaften verschlüsseln. In jedem Spionageroman finden sich die Details, aber sie zu beherrschen, das erfordert jahrelanges Training.

Denn vor allem müssen die Rekruten lernen, die menschliche Seele neu zu sehen: als verletzte, als täuschbare. Um Agenten anzuwerben, so erfahren sie, funktionieren nur drei Köder: Geld, Sex oder starke Gefühle – wie Enttäuschung über eine ausgebliebene Beförderung. Aus Sicht von Spionen ist der Mensch ein simples Wesen.

Aber Mossad-Agenten werden härter gefordert als die anderer Dienste. Sie werden noch während der Ausbildung zum Schein entführt und brutalen Verhören unterzogen, sie müssen sich ständigen psychologischen Tests stellen und alle drei Monate dem Lügendetektor.

Cohen indes, der in Ägypten für den jüdischen Untergrund gearbeitet hatte, absolviert seine Ausbildung in sechs Monaten, und auch seine neue Biografie muss er im Schnellverfahren aufbauen. Um ins Herz des Feindes zu gelangen, wird er ans andere Ende der Welt geschickt, nach Buenos Aires.

Dort kommt er 1961 unter dem Namen Kamal Amin Tabet an und beginnt, sich in die Gemeinde der Exil-Syrer einzuschmeicheln. Er führt das Leben eines reichen Kaufmanns, gibt Partys, spendet großzügig und wird bald auf die Feste der wohlhabendsten Syrer eingeladen und schließlich auch in die Botschaft.

Nur mit Frauen sieht man Tabet nie allein, denn er bleibt seiner Ehefrau Nadia treu, die in Tel Aviv gerade ihr erstes Kind zur Welt gebracht hat, Sophie.

Dann sammelt Tabet Empfehlungsschreiben seiner neuen Freunde ein, um nach Damaskus zu ziehen. Aber es dauert Monate, bis er dort ankommt, denn in der Zwischenzeit verfeinert er in Israel seine Kenntnisse: Er lernt, zwölf bis 16 Worte pro Minute zu verschlüsseln und mit einem winzigen Radiosender zu übertragen, er liest alles über Syrien. Geheimdienstexperten weisen ihn in Politik und Militär des Landes ein.

Im Januar 1962 fährt Tabet vom Libanon nach Damaskus, im Koffer einen winzigen Sender, Verschlüsselungscodes in unsichtbarer Tinte, Dynamitstangen, versteckt in Seifen und Zigarren, außerdem einige Zyankalikapseln.

Tabet bezieht ein prächtiges Apartment gleich neben dem Hauptquartier der Armee, und die Empfehlungsschreiben öffnen die Türen der feinen Gesellschaft von Damaskus. Spione versuchen gewöhnlich so unauffällig wie möglich zu sein – Cohen bemüht sich um das Gegenteil. Wieder ebnen großzügige Spenden, diesmal für eine Armenküche, den Weg. Bald lernt er Regierungsmitglieder kennen, die den kultivierten Millionär als erbitterten Judenhasser schätzen



Der Meisterspion des Mossad: Jahrelang verrät Elie Cohen (ganz oben mit seiner Frau) entscheidende militärische Geheimnisse der Syrer. Bis ihn die Feinde enttarnen, foltern und 1965 in Damaskus hängen

lernen, der sie zu immer weiterer Ausrüstung gegen Israel anstachelt – und aufmerksam zuhört, wenn die Generäle von den neuesten Waffensystemen und Grenzanlagen erzählen.

Die Erkenntnisse sendet Cohen unverzüglich über die Grenze. Bedenken, dass dies auffallen könnte, hat er nicht: Im Funkgewitter der benachbarten Armeezentrale gehen seine Signale unter.

Dreimal und meist monatelang besucht Cohen seine Frau und die Kinder – das dritte wird während seines letzten Besuchs geboren – in Tel Aviv, beim letzten Mal ist er verschlossen und

nervös: „Ich werde kündigen, ich lasse meine Familie nicht mehr allein.“

Und dann fährt er wieder zurück, der einsamste Spion der Welt. Er weiß nicht einmal, ob ein einziger weiterer Israeli in Damaskus operiert.

Einmal wird er von einem Bekannten während einer Übertragung überrascht, den Sender kann er gerade noch verbergen, aber einige Papiere mit dem Verschlüsselungscode bleiben sichtbar liegen. Was ist das, fragt der Gast. Ach, antwortet Tabet, „nur Kreuzworträtsel“.

Seine Chuzpe beschert immer größere Erfolge. 1963 wird ein guter Freund aus argentinischen Tagen, Amin al-Hafez, nach einem Putsch syrischer Präsident. Tabets Freunde rücken in die Regierung auf, er selbst wird angeblich als künftiger stellvertretender Verteidigungsminister gehandelt. Er nimmt an Planungstreffen der Regierungspartei teil, der Präsident schickt ihn auf diplomatische Missionen, und die Generäle zeigen ihm an der Grenze die Tunnel-systeme und Befestigungsanlagen.

Israel erfährt von Kabinettsbeschlüssen, Waffenkäufen, Truppenaufstellungen. Nie wohl war ein Spion wertvoller. Zu wertvoll vielleicht. Denn als er Fehler zu machen beginnt, halten ihn seine Führungsoffiziere nicht zurück, so süchtig sind sie nach seinem Material.

Die schlimmsten Sünden eines Spions: Routine und Überheblichkeit. Cohen sendet zu oft, innerhalb von fünf Monaten im Sommer 1964 rund 100 Funksprüche, und er sendet oft zur gleichen Zeit, morgens um Punkt 8.30 Uhr.

Das macht es einfach, ihn aufzuspüren. Inzwischen haben die Syrer Verdacht geschöpft, auch weil der Mossad Cohens Material an die „Stimme Israels“ weitergegeben hat, den israelischen Staatssender. Und selbst der beste Spion erfährt nicht alles, nämlich dass seine immer häufigeren Übertragungen die Funksignale der benachbarten indischen Botschaft stören. Die genervten Diplomaten verständigen die Behörden.

Doch erst mit hochempfindlichen sowjetischen Funkpeilgeräten gelingt es den Syrern, die Quelle der Störsignale zu orten. Sie stürmen Cohens Villa und ertappen ihn während einer Übertragung. Für das Zyankali bleibt keine Zeit.

Ein Verräter in den höchsten Kreisen: welch ein Schock für Damaskus. Wer gehört noch dazu? 69 Verdächtige werden verhaftet, mehr als 400 verhört, 17 hingerichtet. Cohen gesteht zwar, als man ihm Stromstöße durch den Körper jagt, aber Mitwisser kennt er nicht, es gibt keine. Die Syrer foltern weiter. Wie sollen sie auch seine Einsamkeit verstehen? Wie ihm abnehmen, dass er ganz allein sie so demütigen konnte?

Um ihn zu retten, bieten die Israelis mehr, als sie je zuvor oder danach geboten haben für das Leben eines Spions: über eine Million Dollar, militärische Ausrüstung, medizinisches Gerät und zehn syrische Agenten – aber Damaskus akzeptiert nicht. Zu groß die Schmach.

Am 18. Mai 1965 wird Cohen öffentlich gehängt, sechs Stunden lang paradien die Bewohner von Damaskus johlend an der Leiche vorbei.

Es ist der schmerzhafteste Verlust für den Mossad. Und der größte Triumph. Weil Cohen alles verkörperte, was der Mossad anstrebt und ihn zum Mythos gemacht hat: perfekte Planung, kühle Intelligenz, unerbittliche Nervenstärke.

Gegründet wird der Mossad am 2. März 1951 als Teil einer geheimen Dreieinigkeit, die sich später nicht immer einig sein wird: Schin Bet, der Inlandsgeheimdienst; Aman, der militärische Abschirmdienst; und eben ha-Mossad le-Modiin u-le-Tafkidim Meju-chadim, das „Institut für Aufklärung und besondere Aufgaben“.

Der Mythos vom raffiniertesten Spionagedienst der Welt entsteht in der Ära von Elie Cohen. Der Mossad schleust damals auch Spione in die ägyptische Führung ein, etwa den Deutschen Wolfgang Lotz, die ihn mit ähnlich gutem Material wie Cohen versorgen.

Geheimdienste nennen die Aufklärung durch Menschen *humint* (*human intelligence*), und sie ist eine Säule neben *sigint*, Abhörmaßnahmen, und *osint*, dem Auswerten offener Quellen wie Zeitungen und Fernsehen; auf Humint aber hat sich der israelische Geheimdienst früh konzentriert und ist darin bis heute allen anderen überlegen.

Humint führt dazu, dass die Israelis als Erste jene Rede Nikita Chruschtschows in den Händen halten, in der der

neue Sowjetchef 1956 hinter verschlossenen Türen mit Stalins Gräueltaten abrechnet. Der Mossad reicht das Dokument mit generöser Lässigkeit an die CIA weiter, was Israel ebenso viel Sympathie wie Bewunderung einbringt.

1966 überreden Geheimdienstler einen irakischen Piloten, mit seiner MiG-21 nach Israel zu fliehen. So können westliche Militärs erstmals die Kampfkraft des legendären sowjetischen Fliegers testen, ein ungeheurer Coup.

Kann dem Mossad etwas misslingen? Und worin besteht seine Stärke? Ist den Israelis eine besondere Geheimdienst-Kultur gelungen?

Dem MI6 sagt man nach, der letzte Überlebende des Britischen Empire zu sein: ein Snob mit Esprit und Abenteuergeist. Der KGB galt als seelenlose Maschine, aber mit bestens geschulten Agenten. Die CIA ist ein gewaltiger Konzern, berauscht von der eigenen Bedeutung und der neuesten Technologie.

Und der Mossad? In ihm steckt ein wenig von allen drei Diensten, aber mehr als die anderen kann er sich auf ein ungewöhnlich kosmopolitisches Reservoir an Talenten stützen: Er rekrutiert mehrheitlich Juden in der ganzen Welt,



Auch in Ägypten besitzt der Mossad in den 1960er Jahren eine wertvolle Quelle: Als vermeintlicher deutscher Pferdezüchter späht Wolfgang Lotz die Armee aus – und liefert Israel wichtige Informationen vor dem Sechstagekrieg

die viele Sprachen und etliche Schattierungen der Hautfarbe bieten und damit an vielen Orten unauffällig operieren.

Vor allem aber treibt eine Energie sie an, die anderen Diensten fehlt: der Wille zum Überleben. Oder die Angst vor dem Untergang. Denn der Mossad operiert im Schatten der möglichen Vernichtung Israels.

Für den Geheimdienst beginnt das Feindesland gleich hinter der israelischen Grenze. Beirut, Kairo, Damaskus: Diese gefährliche Nachbarschaft schult, und so wird der Mossad aus purer Not zum Meister der Täuschung.

„Der Mossad bewegt sich da, wo sogar Engel Angst bekommen“, hat ein ehemaliger Agent geschrieben – dort, wohin kaum ein anderer sich wagt.

Die Jagd auf Nationalsozialisten

Als Premierminister Ben Gurion am 23. Mai 1960 vor die Knesset tritt, um zu verkünden, dass der Geheimdienst Adolf Eichmann, einen der Organisatoren der nationalsozialistischen Judenvernichtung, aus Argentinien nach Israel entführt hat – da wird Herberts Cukurs in São Paulo sehr unruhig. Wenige Tage später geht er zur Polizei und ersucht um Schutz: Er werde als ehemaliger Nationalsozialist verfolgt und fürchte um sein Leben.

Die brasilianische Polizei, verblüffenderweise, erfüllt die Bitte. Doch sein Anliegen dringt an die Öffentlichkeit. So findet der Mossad die Spur. Agenten nehmen die Fährte auf. Ende September 1964 schlendert einer von ihnen zu dem Flugzeug, mit dem der ausgebildete Pilot Touristen über São Paulo fliegt.

Der Mossad hat die Jagd auf Nationalsozialisten spät begonnen, 1957. Vorher war das Land zu sehr mit seinem Überleben beschäftigt. Aber an der Berechtigung, Naziverbrecher zu töten, zweifelt kaum ein Israeli: Europas Regierungen sind viel zu nachlässig bei ihrer Verfolgung der Verantwortlichen für die Judenvernichtung. Um 1960 gründet der Mossad eine eigene Abteilung, um Nationalsozialisten aufzuspüren.

Auf deren Liste stehen Martin Bormann, Hitlers Stellvertreter, Josef Mengele, der brutalste aller KZ-Ärzte, sowie etliche weitere Massenmörder. Eichmann spürt der Mossad in Buenos Aires auf und entführt ihn in einer dramatischen Aktion nach Israel, wo er verurteilt und hingerichtet wird.

Aber trotz jahrelanger Jagd bekommt der Mossad nur einen einzigen weiteren prominenten Täter zu fassen: Herberts Cukurs, den „Schlächter von Riga“, verantwortlich für die Ermordung von mindestens 30 000 lettischen Juden.

Als der israelische Agent Cukurs in São Paulo begrüßt, sieht er einen runtergekommenen, verängstigten und daher umso gefährlicheren Mann. Als Geschäftsmann hat er versagt, sein Flugzeug ist ein Wrack, er braucht dringend Geld. Der Agent besitzt reichlich davon. Er gibt sich als österreichischer Geschäftsmann aus, auf der Suche nach einem Partner für Tourismusprojekte. Und er verwöhnt Cukurs, spendiert teure Essen und Besuche in Nachtclubs.

Der Lette bleibt misstrauisch. Stets hin- und hergerissen zwischen Angst und Gier – die am Ende siegt. Und so lässt sich Cukurs Ende Februar 1965 nach Montevideo einladen, in die Hauptstadt Uruguays, um ein Büro für die gemeinsame Firma zu suchen.

Doch als sich die Tür der vermeintlichen Firmenzentrale öffnet und Cukurs ins Dunkel tritt, sieht er sein Ende: An der Wand stehen mehrere Männer, bekleidet nur mit Unterhosen. Die Mossad-Agenten wissen, dass sie den Massenmörder nicht ohne blutigen Kampf überwältigen werden, und wollen ihre Anzüge schonen.

Und blutig wird es. Der bärenstarke Mann wehrt sich verzweifelt, er hätte beinahe den Finger eines Agenten abgebissen und einem anderen die Waffe entrissen, aber dann presst ein Israeli eine Pistole mit Schalldämpfer gegen seine Schläfe und drückt zweimal ab.

Die Agenten hinterlassen ein maschinengeschriebenes Todesurteil, in dem Cukurs besonderer Grausamkeit angeklagt wird. Unterzeichnet ist das Schreiben von „Jenen, die nie vergessen“.

Der Mord ist pure Rache. Auch darum geht es bei vielen Mossad-Aktionen:



Eine Spezialabteilung des Mossad jagt untergetauchte NS-Verbrecher. Den Organisator des Holocaust, Adolf Eichmann, spüren die Agenten in Argentinien auf. Er wird entführt, verurteilt und 1962 hingerichtet

Angst verbreiten. Größer scheinen, als man ist. Die Riesen beeindrucken.

Der Kampf um Technologie

Die CIA erstellt im Jahr 1976 ein vertrauliches Dossier über die drei israelischen Geheimdienste, in das alles einfließt, was die US-Spione über ihre Kollegen wissen. Sie beschreiben die Aufteilung zwischen den Geheimdiensten: Der Mossad kümmert sich um Auslandsspionage und besondere Einsätze;

Schin Bet soll das Land vor Terrorismus, Spionage und Landesverrat schützen; und Aman sammelt Material über feindliche Armeen.

Die Amerikaner schreiben voller Bewunderung über die „höchsten professionellen Standards der Integrität und Ehrlichkeit“, denen sich die Israelis verpflichtet fühlen. Sie erwähnen, welchen großen Einfluss die Spione auf die Politik und die Wirtschaft des Landes haben, und sogar die (niedrigen) Gehälter der Spione kennen sie.

Nur ein Dienst kommt im CIA-Bericht nicht vor – weil die USA von dessen Existenz nichts wissen. Selbst in Israel kennt kaum jemand den Namen dieser geheimsten aller Geheimorganisationen: Lakam.

Dessen Aufgabe ist es, technologisches und wissenschaftliches Know-how zu beschaffen und zu schützen. Von seiner Gründung 1957 erfuhr vermutlich nicht einmal Premier Ben Gurion.

Dabei ist es Lakams ursprüngliche Aufgabe, Ben Gurions verschwiegene Traum zu erfüllen: den von der jüdischen Atombombe.

Diese Geschichte voller Täuschungen beginnt bei einer Konferenz, auf der Frankreichs Regierung mit Engländern und Israelis im Herbst 1956 den Suezkrieg gegen Ägypten vereinbart. Die Ägypter haben den Suezkanal besetzt, die Europäer wollen sie vertreiben, und auch die Israelis haben größtes Interesse an der Schwächung des Nachbarn – aber vor allem nutzen sie die Gelegenheit, um für ihre Beteiligung am Krieg einen hohen Preis von den Franzosen zu fordern: einen Atomreaktor.

Nach langen Verhandlungen, die der spätere Premierminister und Friedensnobelpreisträger Schimon Peres führt, stimmt Frankreichs Regierung schließlich einem geradezu aberwitzigen Deal zu: Erstmals rückt ein Land die brisante Atomtechnologie ohne nennenswerte Auflagen und Kontrollen heraus.

Aber damit beginnt die Verschleierung erst: Die Israelis müssen die Baustelle in der Negev-Wüste abschirmen, obwohl dort mehrere Hundert französische Techniker und Konstrukteure arbeiten. Wer fragt, was dort errichtet wird, erhält die Antwort: „Textilfabri-

ken“. Erst als 1960 ein Spionageflugzeug der USA den wahren Zweck der Anlagen entdeckt, bestätigt Ben Gurion die Existenz des Reaktors, versichert aber, er diene allein zu Forschungszwecken.

US-Präsident John F. Kennedy verlangt regelmäßige Kontrollen durch Inspektoren, aber die sind stets im Voraus angekündigt. So bauen die Israelis neue Eingänge, falsche Wände und blinkende Kontrollpaneele, die vorgeben, alles Mögliche zu steuern, aber nicht das, was tatsächlich vor sich geht: die Anreicherung von waffenfähigem Plutonium.

Noch 1969 können US-Inspektoren keinen Hinweis auf die Herstellung von Nuklearbomben feststellen – die sechs Etagen in den Boden reichende Plutoniumfabrik entdecken die Amerikaner nie.

Lakams Agenten kaufen weltweit Rohstoffe ein, sie erwerben Uran erst in Frankreich, dann in den USA und in Südafrika, aus England beziehen sie schweres Wasser zur Umwandlung des Urans in Plutonium. Sie lassen sogar für ein paar Tage ein Schiff auf dem Mittelmeer verschwinden; niemand weiß, wo die „Scheersberg“ steckt, bis sie in einem türkischen Hafen auftaucht – erleichtert um 200 Tonnen Uranoxid.

Der bemerkenswerteste Coup aber ist vermutlich das Abzweigen mehrerer Hundert Pfund amerikanischen Urans, unter anderem der US-Marine. Was die Militärs nicht wissen: Die Firma, der sie das Uran zur Anreicherung übergeben, steht in Verbindung mit dem Mossad und liefert Teile des nun waffenfähigen Materials an Israel.

Doch selbst eine 15 Jahre andauernde Untersuchung der US-Regierung kann den Verdacht nur erhärten, liefert aber keinen Beweis. Die Amerikaner sind empört über die israelische Dreistigkeit.

Erst eine der größten Niederlagen des israelischen Geheimdienstes bestätigt 1986 schließlich die Existenz des Waffenprogramms. Der ehemalige Nuklear-Mitarbeiter Mordecai Vanunu hat Fotos von der unterirdischen Anlage an eine Zeitung verkauft.

Aber noch bevor Vanunu vor die Presse treten kann, greift wieder der Mossad zu. Die Agenten stellen dem einsamen, nach Anerkennung hungernden Veräter eine Liebesfalle. Die bezaubernde

„Cindy“ überredet ihn wenige Tage vor der Veröffentlichung der Sensation zu einem Liebeswochenende in Rom – wo ihn Mossad-Agenten empfangen, betäuben und nach Israel bringen. In London hätte man sich die Entführung nicht getraut, aus Angst vor Margaret Thatchers Zorn, die Verletzungen der britischen Souveränität unerbittlich verfolgt.

So wird Israels bestgehütetes Geheimnis veröffentlicht – ohne den Veräter. Er taucht erst 40 Tage später wieder auf und wird schließlich zu 18 Jahren Haft verurteilt.

Die Vanunu-Affäre lenkt erneut die Aufmerksamkeit auf die Zielstrebigkeit, mit der sich Israel stets besorgt, was ihm niemand geben will. So stehlen Mitarbeiter des Mossad etwa Konstruktionspläne für den Sprengkopf der Pershing-2-Rakete. Und als Frankreichs Präsident Charles de Gaulle 1968 alle Waffenverkäufe an Israel stoppen lässt, bestechen die Israelis einen Ingenieur und erwerben mehr als 200 000 Blaupausen des französischen Kampffjets vom Typ Mirage – die Grundlage für Israels Kampfflugzeugproduktion.

Das französische Embargo betrifft auch fünf Raketenboote im Hafen von Cherbourg, die Israel bereits bezahlt hat. Also schleicht sich unter Anleitung des Mossad ein Trupp israelischer Marine-



In diesem Koffer steckt ein Mensch: 1965 tötet ein israelisches Kommando den NS-Massenmörder Herberts Cukurs in Uruguay. Die Täter hinterlassen ein Todesurteil – unterzeichnet von „Jenen, die nie vergessen“

soldaten an Heiligabend des Jahres 1969 heimlich auf die Boote, steuert sie aus dem Hafen und fährt sie 3000 Kilometer weit nach Haifa, wo die Bevölkerung die Soldaten wie Kriegshelden empfängt.

Der dreiste Coup gelingt dem Mossad zusammen mit dem Aman in Ägypten, wo die Sowjets eine hochmoderne Radarstation installiert haben. Eine Kommandoeinheit besetzt kurzerhand die Station – die Verteidiger bemerken die Israelis erst, als sie nur noch 23 Meter entfernt sind –, und dann heben Hubschrauber die in ihre Einzelteile zerlegte Station in die Luft und fliegen sie über das Rote Meer auf israelisch kontrolliertes Gebiet.

Das Motto des Mossad lautet: „Fehlt es an Führung, kommt ein Volk zu Fall, Rettung ist dort, wo viele Ratgeber sind.“ Man kann das Bibelzitat als Ansporn zu umfassender Informationsbeschaffung deuten. Oder als Mahnung, den Feind unerbittlich zu durchschauen.

Ein ehemaliger Mossad-Chef aber hält eine andere Maxime für passender: „Alles ist machbar.“ Tatsächlich?

Der Krieg gegen die Palästinenser

25. September 1997. „Papi, Papi“, ruft das kleine Mädchen und stürmt seinem Vater hinterher, der gerade ein Bürogebäude in der jordanischen Hauptstadt Amman betritt. So harmlos beginnt die wohl irrwitzigste Episode in der Geschichte des Mossad: der Tag, an dem der Dienst einen Terroristen tötet. Und ihn wieder zum Leben erweckt.

Israels Premierminister Benjamin Netanjahu hat nach einem verheerenden Selbstmordanschlag in Jerusalem beschlossen, Chalid Meschal ermorden zu lassen, ein einflussreiches Mitglied der palästinensischen Terrororganisation Hamas. Meschal, 41 Jahre alt, studierter Physiker, gebildet, skrupellos, gilt als Drahtzieher etlicher Anschläge.

Es gibt allerdings ein Problem: Meschal lebt in Amman, der jordanischen Hauptstadt – und mit Jordaniens König Hussein hat Israel kurz zuvor einen Friedensvertrag geschlossen. Ein Mos-

sad-Einsatz könnte das Abkommen erschüttern. Also befiehlt Netanjahu eine „stille“ Operation.

Der Mossad entscheidet, ein Gift einzusetzen, von dem nur wenige Tropfen auf der Haut einen quälenden Tod einleiten. Ein geheimes Labor hat es entwickelt – und dazu ein Gegengift, für den Fall, dass ein Spritzer ungewollt einen eigenen Agenten trifft.

So soll der Anschlag ablaufen: Zwei Männer nähern sich Meschal vor seinem Büro, einer öffnet eine Cola-Dose und besprüht „versehentlich“ den Terroristen als Tarnung für den Giftangriff, den ein anderer Agent zeitgleich ausführt.

Doch am Morgen des 25. September fährt ausnahmsweise Meschals kleine Tochter in seinem Wagen mit. Er steigt aus, die Agenten nähern sich, da läuft die Tochter ihrem Vater rufend hinterher.

Die Agenten müssen die Aktion durchführen, ehe das Kind sie erreicht, doch da bricht auch noch der Verschlussring der Cola-Dose ab, die Ablenkung misslingt, der andere Agent sprüht dennoch, und einige Tropfen Gift treffen Meschal am Hinterkopf.

Ein vorbeikommender Hamas-Kämpfer beobachtet die Szene und rennt den flüchtenden Mossad-Agenten hinterher. Einen der Männer ringt er nieder, der andere Geheimdienstmann will helfen, aber bald werden sie von einer Menschenmenge umschlossen, bis schließlich Polizisten die drei vermeintlichen Raufbolde verhaften.

Die Agenten geben sich als Kanadier aus, doch diese Tarnung fliegt bald auf. Vier andere an der Aktion beteiligte Mossad-Männer flüchten in die israelische Botschaft.

Sofort wird Netanjahu über das Fiasco informiert. Er bricht in Panik aus, so heißt es später, aus Angst vor den Folgen des Desasters.

Als er sich fängt, beordert er umgehend den Mossad-Chef nach Amman, um Jordaniens König die Wahrheit über den Anschlag offenzulegen. Hussein ist außer sich vor Wut, akzeptiert aber das Gegengift, um den Hamas-Führer zu retten. Sollte dieser allerdings sterben, so Hussein, endet die Kooperation mit Israel. Und die Mossad-Agenten kommen vor ein Kriegsgericht.



Terror in München: 1972 überfallen Palästinenser das israelische Olympia-team. Zwei Athleten sterben im olympischen Quartier, die übrigen neun nach einem missglückten Befreiungsversuch im Hubschrauber

Doch was wie eine schnelle Lösung aussieht, ist erst der Anfang vom Chaos. Denn der behandelnde jordanische Arzt weigert sich, das Gegengift zu verabreichen: Es könnte ja eine Todesspritze sein. Er verlangt, dass die Israelis die Formel preisgeben – was die ablehnen. Derweil versinkt Meschal im Koma. Inzwischen hat der wütende Hussein

sogar US-Präsident Bill Clinton eingeschaltet, der wiederum die Israelis unter Druck setzt. Nach langen Beratungen beugt sich Netanjahu schließlich und gibt die Formel des Gegengiftes heraus. Die Ärzte setzen die Spritze, und Meschals Zustand verbessert sich schlagartig. Er öffnet die Augen und beginnt wieder selbstständig zu atmen.

Doch was tun mit den Mossad-Agenten in Amman? Erneut langwierige Verhandlungen. Am Ende sieht sich Israel gezwungen, den Gründer der Hamas, Scheich Ahmed Jassin, im Austausch freizulassen. Die Beziehungen zu Jordanien sind auf lange Zeit angespannt, Meschal wird zum Helden und später einer der Führer der Hamas.

Was bewirken Morde an Terroristen? Schrecken sie ab? Oder lösen sie bloß Racheaktionen aus? Vor allem aber: Sind sie ein legitimes Mittel für einen demokratischen Staat?

Israel kämpft mit diesen Fragen seit dem Triumph des Sechstagekrieges 1967 – seit jenen Tagen, als der Konflikt mit den Palästinensern in eine neue Phase der Erbitterung trat.

Der Sieg beschert Israel die Kontrolle über mehr als eine Million Palästinenser im Westjordanland und dem Gazastreifen. Nach der Unabhängigkeit 1948 waren die Palästinenser an den Rand des Nahostkonflikts gerückt, nun muss Israel ein fremdes Volk verwalten, es durchleuchten, Anschläge verhindern, mögliche Gewalttäter identifizieren, die desolaten Landstriche entwickeln.

Die Aufgabe fällt dem Schin Bet zu, dem Inlandsgeheimdienst. Doch der, gesteht später ein Agent, ist nicht darauf vorbereitet, „ein dermaßen großes Gebiet und eine solche Anzahl von Menschen zu übernehmen“.

Zumindest die Überwachung gelingt ausgezeichnet. Zwar kündigt schon zwölf Tage nach Ende des Krieges die Fatah, die größte Fraktion der PLO, die Fortsetzung ihres Widerstands an, aber innerhalb kürzester Zeit sind die Aufständischen unter Kontrolle.

Weil sie stümperhaft agieren: So nehmen die Israelis an einem einzigen toten Briefkasten der Fatah mehr als 40 Leute fest; und eine andere Gruppe von Rebellen trägt die gleichen auffälligen Schuhe

mit Kreppsohlen, die sie verraten. Aber vor allem, weil der Schin Bet ohne Rücksicht agiert: Er durchsucht wahllos Passanten und Häuser. Er reißt Häuser ein für ein freies Schussfeld. Er verhaftet Männer in immer größerer Zahl, bald sitzen 2000 im Gefängnis, meist ohne Anklage oder Prozess. Das unterdrückt die Rebellion 20 Jahre lang, bis sie sich in der Intifada 1987 entlädt.

Doch zunächst zieht der Widerstand ins Ausland, versetzt dort mit Anschlägen die Israelis und die Welt in Angst.

Am 22. Juli 1968 entführen Palästinenser erstmals ein Flugzeug, eine Maschine der israelischen Fluggesellschaft El Al auf dem Weg von Rom nach Tel Aviv. Es folgt die Ermordung eines El-Al-Technikers in Athen, dann kommt es zu einem Blutbad auf dem Flughafen von Tel Aviv mit 26 Toten, zu weiteren Flugzeugentführungen, zu Angriffen auf israelische Diplomaten.

Und schließlich sterben beim Attentat der PLO-nahen Gruppe „Schwarzer September“ im Olympischen Dorf von München elf israelische Sportler.

Ein Desaster für den Mossad, der die Bedrohung nicht vorausgesehen hat. Und ein weiterer Akt im Gespensterkrieg zwischen Israel und PLO. Ein Krieg nach alttestamentarischer Maxime – Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Premierministerin Golda Meir ruft die „aktive Selbstverteidigung“ aus, nach der jede Attacke der PLO mit Luft- und Bodenangriffen gegen palästinensische Ziele beantwortet wird. Und sie ordnet die gezielte Liquidierung der Mitglieder des Schwarzen September und anderer Terrororganisationen an.

Wie? „Mit allen Mitteln. Versteckte Sprengsätze, Kugeln, Autobomben – alles, was man so kennt.“ So beschreibt es später einer der Verantwortlichen für die Jagd. Innerhalb von zehn Monaten nach Olympia kommen mindestens neun Menschen ums Leben, die Israel mit Terror in Verbindung bringt.

Den Auftrag für die Morde erhält eine eigens gegründete Sondereinheit, die später als *kidon* (hebr. „Bajonett“) bekannt wird. Die Spezialitäten der Elite-truppe: Sabotage, Entführung, Mord.

Als Erster stirbt Abdel Wail Zwaitar, den die Israelis für ein Mitglied des

Schwarzen September halten. Von mehr als einem Dutzend Kugeln durchlöchert, wird er in seiner Wohnung in Rom gefunden. Einen anderen zerfetzt eine in seinem Telefon versteckte Sprengladung. 1979 gelingt es, den Organisator des München-Attentats zu treffen: In Beirut explodiert eine Bombe neben Ali Hassan Salamehs Auto. Mit ihm sterben seine Bodyguards und vier Passanten, darunter eine deutsche Nonne.

Bis heute muss der Premier jeden Mordanschlag des Mossad persönlich absegnen, nachdem er sich mit einigen Ministern beraten hat. Die Beteiligten streiten oft energisch um Zweck und Nutzen von Anschlägen, es sind hitzige und zugleich kalte Diskussionen. Bis in die 1980er Jahre versucht Israel vornehmlich Führungsspitzen, etwa den PLO-Chef Arafat, zu ermorden; seither



Kurz nach dem Olympia-Anschlag beginnt der Mossad einen beispiellosen Rachefeldzug: Das erste Opfer ist der Übersetzer Abdel Wail Zwaitar (ganz oben). Der Terrorplaner Ali Hassan Salameh stirbt 1979

konzentrieren sich die Kommandos auf die Köpfe kleinerer Guerillagruppen, die sich ohne Anführer schnell auflösen.

Seit Langem gibt es eine Art stillschweigende Übereinkunft mit den arabischen Nachbarländern, die jeweiligen Staats- und Regierungschefs nicht anzugreifen. Jede Seite fürchtet die unkontrollierbare Eskalation.

Insgesamt, so wird vermutet, hat der Mossad im Laufe der Zeit einige Dutzend Menschen liquidiert. Wird auch die moralische Rechtfertigung der Anschläge erwogen? „Wenn es um Terror geht, gibt es keine Moral. Wo ist die Moral bei einem Terroristen?“, fragt ein ehemaliger Geheimdienst-Chef.

Die auffälligen Aktionen machen allerdings nur einen Bruchteil der Arbeit des Mossad aus. Die meiste Energie verbraucht die Büroarbeit: das Auswerten von Informationen aus unzähligen Quellen, um die Nachbarländer und deren militärisches Potenzial so gut wie möglich einzuschätzen. Ein Geduldsspiel. Denn nicht am nächsten Mord wird der Mossad gemessen, sondern daran, wie präzise er Bedrohungen erkennt und vorhersagt.

Wie er sich organisiert für diese Aufgabe? Es gibt Organigramme der israelischen Geheimdienste, aber kein Außenstehender weiß, ob sie je akkurat waren. Wie die Entscheidungen fallen, wer die Mächtigen sind, das bleibt im Dunkeln.

Kontrolliert die Politik den Mossad? Formell ja. Der Premierminister beaufsichtigt die Geheimdienste. Doch die Gesetze für den Mossad sind vage, ihm ist erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten ist, das lässt viel Spielraum. So besitzt der Dienst umfassende Rechte, er darf etwa abhören und ausspähen, sogar israelische Minister.

Umgekehrt kontrolliert der Mossad auch die Politik. Weil er ihr die Informationen liefert. Immer wieder heißt es in der langen Geschichte des Dienstes, die Agenten nutzten die Politiker für ihre eigenen Ziele. Oder bräuchten sie, um eigene Skandale zu vertuschen.

Denn je länger der Gespensterkrieg mit den Palästinensern dauert, umso ramponierter wird der Mythos. Seit den 1980er Jahren häufen sich die Skandale. Agenten werden des kaltblütigen

Mordes auch ohne höchsten Befehl beschuldigt. Eine Regierungskommission kommt zum Urteil, dass der Schin Bet systematisch Palästinenser gefoltert und die israelischen Gerichte darüber belogen hat. Einige Mossad-Agenten fliegen im Ausland auf. Und im Dienst macht sich Unzufriedenheit breit.

Es wird offenbar: Das Problem, wie eine Demokratie, die auf Offenheit beruht, Geheimdienste bändigt, die das Verborgene suchen – dieses Problem aller freiheitlichen Staaten hat auch Israel nicht gelöst. Nur verdrängt.

So verblasst das goldene Image aus den frühen Jahren. 1982 versinkt Israel im Libanonkrieg, und auf die Intifada von 1987 reagieren die Geheimdienste mit Hilflosigkeit und Gewalt.

Kaum etwas schadet Israel so sehr wie die eigene Besatzungspolitik. Wandelt sich der David zum Goliath, verliert er die Sympathien. Der Gespensterkrieg erreicht die nächste Phase. Und Isser Beeris Schatten wird immer länger.

Aber wenigstens erlaubt ein anderer Krieg noch einmal einen großen Sieg.

Die Rettung der äthiopischen Juden

Vom Tag seiner Gründung an hat der israelische Geheimdienst auch den Auftrag, Juden in aller Welt zu schützen. Und zu retten. Anfangs kümmert sich noch eine eigene Organisation darum, Alija B, und organisiert einige der größten Rettungsaktionen der Geschichte: In den späten 1940er Jahren fliegen deren Agenten fast 50 000 Juden aus dem Jemen aus, später 150 000 aus dem Irak. Eine der Nachfolgeorganisationen von Alija B kauft für 2000 US-Dollar pro Kopf rund 200 000 Juden aus Rumänien frei. Der Mossad holt bis 1962 rund 100 000 Menschen aus Marokko.

Israel schultert seit der Staatsgründung die Aufgabe, allen Juden weltweit Zuflucht zu bieten – die Last der langen Geschichte eines zerstreuten Volkes. Daher erhalten alle Juden Bürgerrechte in Israel, sobald sie dessen Boden betreten. Das Land kann so seine Bevölkerungszahl rasch vergrößern.



Den Kerntechniker Mordecai Vanunu (oben) entführt der Mossad 1986, weil er das Atomwaffenprogramm verraten hat. Sein Nuklearmonopol in der Region verteidigt Israel auch mit Luftschlägen gegen arabische Reaktoren

Die Rettung von rund 30 000 Juden aus dem von Bürgerkrieg und Hungersnöten geplagten Äthiopien gelingt jedoch erst spät – unter anderem deshalb, weil diese Menschen, die seit Jahrhunderten den Regeln der Tora folgen, erst 1973 von einem der obersten Rabbis als Juden anerkannt werden. 1977 gibt Premierminister Menachem Begin dem Mossad-Chef einen knappen Befehl: „Bring mir die Juden Äthiopiens!“

Es wird eine epische Rettung, die sich über anderthalb Jahrzehnte erstreckt. Erst liefern die Israelis dem äthiopischen Diktator Mengistu Waffen im Tausch gegen Auswanderer, aber Außenminister Mosche Dajan verplappert sich, und Mengistu stoppt die Ausreise.

Der Handel der beiden Länder ist politisch heikel, denn der sozialistische Diktator ist mit der Sowjetunion ver-

bündet, während die Israel nahestehenden USA seinen Gegner in Somalia unterstützen. Israelische Agenten fordern die äthiopischen Juden daher auf, in das Nachbarland Sudan zu fliehen, wo sie zunächst in Flüchtlingslagern leben. Einige Hundert Menschen werden von dort aus über Kenia ausgeflogen, aber auch dieser Weg versandet.

Schließlich hat der Mossad eine wundersame Idee: Er richtet im Sudan ein Urlauberhotel ein. Eine Tarngesellschaft mietet von der sudanesischen Regierung das Tauchresort „Arous“ am Roten Meer und beginnt, es professionell zu führen. Die Angestellten: hauptsächlich Mossad-Agenten. Aber das wissen die Gäste nicht – die europäischen Urlauber und die sudanesischen Beamten, die der Hitze der Hauptstadt Khartum zu entfliehen suchen. Das Hotel ist gut gebucht, der Mossad könnte damit sein Budget aufstocken.

Aber nachts kommen andere Gäste. Im Schutz der Dunkelheit brechen die Agenten mit Lastwagen auf zu Flüchtlingslagern nahe Khartum, um die Äthiopier zu holen: abgemagerte Gestalten, die Hunderte von Kilometern durch unwirtliches Gebiet gewandert sind in der Hoffnung auf diese Chance.

Anfangs weigern sie sich, auf die Lastwagen zu steigen. Sie sind noch nie zuvor auf Weiße getroffen und glauben nicht, dass die Agenten Juden sind. Erst als die Retter jüdische Gebete sprechen, fassen die schwarzen Juden Vertrauen.

Von der Küste fahren Mossad-Agenten die Menschen in Rettungsbooten zu Marineschiffen, die sie übers Rote Meer nach Israel bringen. Einer erzählt später: „Die abgemagerten Flüchtlinge erinnerten einige von uns an unsere Eltern und deren Flucht nach Israel. Viele waren den Tränen nahe, als sie unsere Brüder an Bord kommen sahen.“

Doch die nächtlichen Aktionen sind langwierig, und Zehntausende Juden stecken noch in den Lagern fest. Deshalb reparieren die Agenten eine frühere britische Flugpiste im Osten des Sudans und beginnen, die Juden auszufliegen.

Als die ersten Äthiopier das Flugzeug sehen, rennen einige von ihnen voller Angst davon: Ein solches Ungetüm haben sie noch nie gesehen.

Doch noch immer verläuft die Rettung zu langsam, in den Flüchtlingslagern sterben die Menschen schneller, als sie evakuiert werden können.

Und so helfen die USA (und viel Geld), den sudanesischen Diktator zur „Operation Moses“ zu bewegen: Innerhalb von 48 Tagen werden zwischen November 1984 und Januar 1985 7000 Juden aus Khartum ausgeflogen – bis erneut ein Vertreter Israels die Aktion versehentlich öffentlich macht und der Sudan die Grenzen schließt.

In Arous am Roten Meer wachen die Urlauber eines Morgens in einem Hotel ohne Angestellte auf. Alle Agenten haben das Resort verlassen. Aber sie hinterlassen Briefe, in denen sie Entschädigung in Aussicht stellen. Und in der Tat: Alle Urlauber erhalten ihr Geld zurück.

Erst 1991 können wieder Juden in größeren Gruppen Afrika verlassen. Inmitten des äthiopischen Bürgerkrieges verhandeln die Israelis mit beiden Kriegsparteien deren Ausreise und sorgen dafür, dass zwei Tage lang am Flughafen von Addis Abeba die Waffen schweigen. Israel sendet Elitesoldaten und „alles, was fliegen konnte“, so der für die Aktion zuständige General, in die äthiopische Hauptstadt, insgesamt mehr als 30 Flugzeuge, eine Armada der Hoffnung. Innerhalb von 36 Stunden werden etwa 14 400 Juden ausgeflogen.

Eine Boeing der El Al nimmt 1087 Menschen an Bord, als sie in Israel landet, sind es 1088: Ein Kind ist an Bord geboren worden. Beim Anblick der Geretteten brechen selbst harte Fallschirmjäger in Tränen aus.

Epilog: Viren im Iran

Im Jahr 2010 legt der Computerwurm Stuxnet fast 1000 Zentrifugen lahm, die im iranischen Natanz Uran anreicherten – möglicherweise für den Bau einer Atombombe. Zuvor hatte es dort bereits Explosionen gegeben. Und etli-

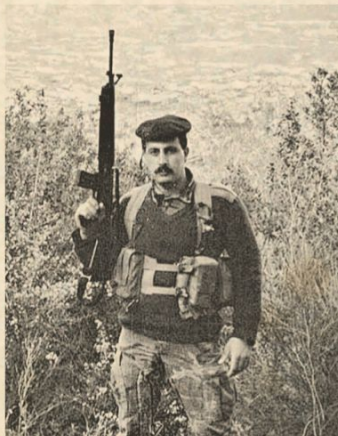
Literaturempfehlungen: Victor Ostrovsky, „Der Mossad“; Goldmann: kritischer Blick hinter die Kulissen. Dan Raviv, Yossi Melman, „Spies Against Armageddon“, Levant Books: Israels geheime Kriege, kenntnisreich und packend geschrieben.

che iranische Atomwissenschaftler kamen auf mysteriöse Weise um.

Steckt die CIA dahinter? Der Mossad? Es wäre nicht das erste Mal, dass Israel die Atomanlagen seiner Gegner sabotiert. 1981 haben Kampfbomber einen Atomreaktor bei Bagdad kurz vor dessen Fertigstellung zerstört, 2007 einen halb fertigen Reaktor in Syrien.

Meir Dagan, der Mossad-Chef in der Zeit zwischen 2002 bis 2011, setzt alles daran, die persischen Nuklearambitionen zu zerstören.

Als er sein Amt antritt, glauben Experten, der Iran sei nur noch drei Jahre entfernt von der Bombe. Heute sprechen einige von wenigen Monaten, andere nennen das Jahr 2015.



Auch 60 Jahre nach seiner Gründung entsendet der Mossad noch Mordkommandos: Das bislang letzte Opfer war der Hamas-Funktionär Mahmud Mabhuh, dem die Agenten 2010 in Dubai auf-lauerten (oben: Überwachungs-video im Hotel)

Müsste Jerusalem auch Irans Anlagen bombardieren? Es wäre die schwerste, die riskanteste Entscheidung, die eine israelische Regierung zu treffen hätte: Alle Verbündeten würden sich nach einem solchen Alleingang wohl von Israel abwenden. Andererseits: Eine einzige Bombe könnte das Land auslöschen.

Anders als früher wird der Krieg nun auch via Internet geführt. Zu Humint und Sigint treten Cyber-Spionage und Software-Attacks.

Mobiltelefone überwachen, Computer ausspähen, Überweisungen nachverfolgen: Der Mossad hat sich zur Hightech-Organisation gewandelt.

Die Elektronik macht Israel allerdings auch verwundbarer: Ein feindlicher Stuxnet könnte das Land lahmlegen. Und als ein Mossad-Kommando 2010 in Dubai einen Hamas-Führer in einem Luxushotel ermordet, kann die Öffentlichkeit nachträglich mittels Dutzender Überwachungskameras zuschauen (es sei denn, auch diese vermeintliche Panne gehörte zum Masterplan der Israelis).

Eine neue Welt. Und eine alte: Die Menschen bleiben die gleichen. Und die Kriege. Der Mythos Mossad hat gelitten und ist zugleich unzerstörbar. Denn er besteht nicht aus den berühmten Aktionen des Geheimdienstes, sondern aus den Fragen, die er aufwirft wie kaum eine andere Organisation: nach dem Bösen des Guten, nach dem Erlaubten im Krieg, dem Verbotenen im Frieden.

Fragen ohne letzte Antworten. Was auch ein letztes, abschließendes Urteil über den Mossad unmöglich macht.

Kürzlich gaben sechs ehemalige Geheimdienst-Chefs erstmals vor der Kamera Auskunft über ihre Arbeit. Eine Sensation. Aber man sah keine Haudegen, keine Helden. Sondern nachdenkliche, zweifelnde Männer, zerfurcht von den Widersprüchen ihrer Arbeit, von Isser Beeris Fragen.

Und man sah in ihren Gesichtern die Geschichte des Mossad: fünf Kriege. Viele Siege. Viel Schmutz.

Und nirgendwo Frieden. □

Für den Berliner Autor Dr. Christoph Kucklick, 49, war diese Recherche der erste Ausflug in die Welt der Geheimdienste, an denen ihn vor allem eine Frage fasziniert: die nach dem Bösen im Guten.

ÜBERFALL AM HEILIGEN TAG

Nach ihrem Triumph im Sechstagekrieg wännen sich die Israelis unbesiegbar – bis ihnen ihr Übermut im Herbst 1973 fast zum Verhängnis wird. Denn von Israel unbemerkt, haben die Araber einen Angriff geplant. Am höchsten jüdischen Feiertag schlagen sie los VON MARION HOMBACH

Am 6. Oktober 1973 verliert Israel seinen Nimbus der Unbesiegbarkeit. Es ist der Tag des Versöhnungsfestes Jom Kippur, des höchsten Feiertags, an dem um Vergebung für die Sünden des vergangenen Jahres gebetet und der Ahnen gedacht wird. Nicht nur die Strenggläubigen begehen den Tag mit Fasten und Gebeten – im gesamten Land ruht das öffentliche Leben. Selbst in den Außenposten an den Grenzen zu Syrien und Ägypten halten nur Notbesetzungen Wache, zumeist junge Rekruten.

Israel, der Sieger dreier Kriege mit den Nachbarstaaten, fühlt sich sicher. Vielleicht gar unangreifbar.

Doch dann eröffnen syrische und ägyptische Truppen um 14 Uhr das Feuer auf israelische Verteidigungsposten und überrollen an zwei Fronten die Grenze: 900 syrische Panzer greifen von Nordosten her an, von Südwesten stoßen 600 000 ägyptische Soldaten zusammen mit 2000 Tanks vor, unterstützt von Geschützen, die allein in den ersten Minuten mehr als 10 000 Granaten abfeuern.

Ihnen stehen ein paar Hundert Mann der israelischen Grenztruppen gegenüber. Dazu etwa 300 Panzer im Hinterland, aber zu weit entfernt, um eingreifen zu können. Goliath kämpft gegen einen David ohne Steinschleuder.

Innerhalb kürzester Zeit rücken die syrischen Truppen tief in den Golan vor – bis auf wenige Kilometer an das östliche Ufer des See Genezareth heran. Syrische Luftabwehrraketen sowjetischer Produktion zerstören israelische Jagdflieger. Die ägyptischen Soldaten im Süden schießen mit Hochdruck-Wasserkanonen Lücken in den 20 Meter hohen Verteidigungswall aus Lehm und Sand an der Ostseite des Suezkanals und marschieren zu Zehntausenden auf den Sinai,

während Kampfflugzeuge Angriffe auf die israelischen Stellungen fliegen.

Verteidigungsminister Mosche Dajan, seit dem Sechstagekrieg ein Nationalheld, verliert angesichts der Erfolge der Angreifer die Nerven. Weinend betrachtet er von einem Hügel aus die Golanhöhen und hält den Untergang Israels für gekommen. Er rät der Premierministerin Golda Meir, die Verteidigungslinien auf dem Sinai aufzugeben und als letztes Aufgebot Jugendliche und Pensionäre zur Armee einzuberufen. Einige Minister erwägen gar den Einsatz der Atom-bombe – einer Waffe, die Israel offiziell gar nicht besitzt.

Ungläubig sehen die Israelis im jordanischen Fernsehen, wovon ihre Regierung erst später berichten wird: eigene Soldaten in ägyptischer und syrischer Gefangenschaft. Tote. Ausgebrannte Panzer. Ihre Armee am Rande der Niederlage.

WIE KONNTE DAS GESCHEHEN? Und wie der Auslandsgeheimdienst Mossad derart versagen? Vor allem zwei Faktoren führen zum Desaster der israelischen Armee in diesen ersten Stunden: die Präzision, mit der Ägypten und Syrien den Angriff geplant haben, sowie die Sorglosigkeit Israels gegenüber den Hinweisen auf einen möglichen Angriff.

So lenkt Ägyptens Präsident Anwar as-Sadat in den Tagen vor dem Angriff geschickt vom Aufmarsch seiner Soldaten ab, indem er ihn als Militärübung tarnt: Er lässt eigens Einheiten abstellen, die demonstrativ

am Westufer des Suezkanals ohne Helme und Waffen sitzen, Orangen essen, schwimmen oder Zuckerrohr lutschen, während er immer neue Truppen an die Grenze verlegt.

Gleichzeitig streuen Sadat und sein Verbündeter, der syrische Präsident Hafez al-Assad, über die Medien gezielt Fehlinformationen: über ein angebliches Zerwürfnis zwischen beiden, eine bevorstehende Reise Sadats zur UN nach New

York, eine neuntägige Reise Assads durch syrische Provinzen. Selbst hohe ägyptische Offiziere erfahren erst eine halbe Stunde vor Angriff von dem geplanten Krieg.

Auf israelischer Seite reiht sich Fehleinschätzung an Fehleinschätzung: Als Jordaniens König Hussein Premier Golda

Die Staatschefs von Ägypten und Syrien, Anwar as-Sadat (im Bild links) und Hafez al-Assad (rechts), verschleiern geschickt ihre Kriegsvorbereitungen. Selbst Israels Geheimdienst Mossad lässt sich täuschen



Mein Ende September einen vertraulichen Hinweis auf die syrische Mobilmachung gibt (wohl um im Fall eines Krieges einem israelischen Angriff vorzubeugen), ist sie zwar beunruhigt, sieht aber nach Beratung mit ihren engsten Mitarbeitern keine ernste Kriegsgefahr. Denn sie glaubt, Syrien werde nicht ohne Ägypten in den Krieg ziehen. Kurz darauf reist sie für einige Tage ins Ausland.

Viele ihrer Berater wiegen sich ohnehin in Sicherheit: Schon mehrmals hat Sadat auf Ankündigungen keine Taten folgen lassen; so hatte er bereits 1971 gedroht, es werde ein „Jahr der Entscheidung“ werden – und nichts war geschehen.

Zudem versichern Informationen über Truppenbewegungen in den Hierarchien des Verteidigungsministeriums und des Geheimdienstes. Hochrangige Beamte des Mossad trauen den Arabern nicht den Kampfgeist für einen neuen Krieg zu und halten die ägyptische Luftwaffe für zu schwach, um Israel erfolgreich angreifen zu können.

Die israelischen Militärs fühlen sich derart sicher, dass niemand Verteidigungspläne für den Fall eines Überraschungsangriffs entworfen hat. Auch verspüren sie geringe Neigung, die Armee zu mobilisieren: Denn schon zweimal haben sie in diesem Jahr auf Gerüchte hin mit militärischen Vorbereitungen reagiert – zu hohen Kosten.

Daneben kommen Angriffsnachrichten politisch höchst unangelegen, da die Partei der Premierministerin mit der Sicherheit im Land wirbt: Im Oktober soll die Knesset neu gewählt werden. Und nicht zuletzt stünde Israel, das 1956 und 1967 zuerst zugeschlagen hat, erneut als Aggressor da, wenn es jetzt wieder seine Luftwaffe präventiv aussenden würde. Auf die dringend notwendige Unterstützung der USA würde das Land dann wohl vergebens hoffen.

So sind die Soldaten nicht vorbereitet, als der Krieg am Nachmittag des 6. Oktober beginnt (obwohl die Premierministerin nach weiteren Hinweisen auf einen Angriff bereits am Vormittag 100 000 Reservisten einberufen hat).

Nun befiehlt die Regierung die Generalmobilmachung. Doch dauert es knapp zwei Tage, bis die Streitkräfte voll einsatzfähig sind und die Armee beginnen kann, dem Angriff eigene Offensiven entgegenzusetzen. Bis dahin haben die wenigen israelischen Truppen durch zähe Gegenwehr zumindest verhindern können, dass die syrische Armee den See Genesareth erreicht. Auf den Golanhöhen beschießen sieben israelische Infanteriesoldaten etwa eine Stunde lang syrische Panzer, bis ihre Verstärkung eintrifft.

Die israelische Luftwaffe erleidet dort wegen der Flugabwehrraketen der Gegner zunächst schwere Verluste. Erst nach mehreren Tagen gelingt es ihr, syrische Militärflughäfen, dann Damaskus zu bombardieren. Vier Tage nach Kriegsbeginn haben die Israelis die syrischen Truppen zu den Grenzlinien vor Kriegsbeginn zurückgedrängt.

In den ersten Tagen des Krieges erleiden Israels Truppen große Verluste – doch dann drängen sie die Araber an allen Fronten zurück. Auch auf den Golanhöhen jubeln am Ende die jüdischen Soldaten



Vom 13. Oktober an unterstützen die USA Israel mit Lieferungen von Waffen, Munition, Panzern und Helikoptern.

Unterdessen hat General Ariel Scharon am Suezkanal eine Lücke zwischen zwei ägyptischen Einheiten entdeckt. Daraufhin setzt er am Abend des 15. Oktober unbemerkt auf das Westufer des Kanals über und führt eine Division zwischen den gegnerischen Truppen hindurch in deren Rücken. Dieses Manöver entscheidet letztlich den Krieg: Scharon kann zwei ägyptische Armeen voneinander trennen und sie zudem fast vollkommen vom Nachschub abschneiden.

Nun droht die Sowjetunion, Ägypten zu Hilfe zu eilen und die bedrängten Truppen zu befreien. Daraufhin verlegen die USA einen Flugzeugträger ins Mittelmeer und erhöhen für alle Truppen die Alarmbereitschaft – der Krieg steht kurz vor einer Eskalation zu einem Konflikt der Supermächte.

Daran sind aber weder Moskau noch Washington interessiert: Am 22. Oktober fordert der UN-Sicherheitsrat in einer von den USA und der UdSSR eingebrachten Resolution, die Kampfhandlungen sofort zu beenden. Doch es dauert noch weitere vier Tage, bis die Truppen die Gefechte an allen Fronten einstellen. In den drei Wochen des Krieges sind auf israelischer Seite etwa 2700 Soldaten gefallen, die Araber haben mehr als 10 000 Kämpfer verloren.

DIE BILANZ DIESER 20 TAGE ist für Israel zwiespältig: Zwar hat das Land am Ende militärisch triumphiert, doch den politischen Sieg trägt Ägyptens Präsident Sadat davon.

Das liegt vor allem an der traumatischen Nachwirkung der ersten Kriegsstunden. Das rasche Vorrücken der Eindringlinge hat den Israelis erstmals ihre militärische Verwundbarkeit vor Augen geführt. Den arabischen Ländern hingegen hat der Angriff jenes Selbstvertrauen zurückgegeben, das die vernichtenden Niederlagen zuvor zerstört hatten: Der scheinbar unüberwindliche Gegner Israel konnte empfindlich getroffen werden.

Und so ist es das paradoxe Ergebnis dieser militärischen Auseinandersetzung, dass sie nun bei Ägyptern und Israelis die Bereitschaft erzeugt, über Frieden zu verhandeln. □

Dr. Marion Hombach, 38, ist Autorin in Berlin.

DER KAMPF UM DEN FRIEDEN

Krieg nach Krieg führen Israel und seine arabischen Nachbarn gegeneinander; immer wieder flammen zudem Aufstände der Palästinenser auf, verüben Terroristen Anschläge gegen den Judenstaat. 1977 versucht Ägyptens Präsident Anwar as-Sadat, diesen Teufelskreis zu durchbrechen: Er besucht Jerusalem und beginnt Friedensgespräche mit dem Erzfeind. Diesem ersten Schritt folgen viele weitere Versuche, den scheinbar endlosen Konflikt zwischen Arabern und Israelis beizulegen. Doch die meisten scheitern – an der Halsstarrigkeit der Beteiligten, an unüberbrückbaren Interessengegensätzen. Und am Fanatismus radikaler Kräfte

VON SEBASTIAN KRETZ, CAY RADEMACHER
UND FRANK OTTO

Jahrzehntelang gab es nur eine Option im Konflikt zwischen Israel und seinen Nachbarn: Krieg. So war es 1948 und 1956, so war es 1967 und 1973. Im Herbst 1977 wendet sich der ägyptische Präsident Anwar as-Sadat von dieser Politik der immerwährenden Aggressivität ab. Wohl mehr als 100 000 Ägypter sind bis dahin im Kampf gegen Israel getötet oder verletzt worden. Hinzu kommt eine schwere ökonomische Krise: Die Bevölkerungszahl des Nillandes nimmt rasant zu, der Mangel an Nahrung und Unterkünften treibt immer mehr Menschen auf die Straße.

Der Staatschef braucht tiefgreifende Reformen – und dafür sucht er die Hilfe der USA. Doch die ist für einen Feind Israels nicht zu haben; immerhin ist der Judenstaat inzwischen der engste Verbündete der Amerikaner im Vorderen Orient. Es bedarf eines kühnen Schritts.

Und Sadat macht ihn: Er reicht dem Gegner die Hand.

Am 9. November 1977 verkündet er in Ägyptens Nationalversammlung: „Ich bin bereit, bis ans Ende der Welt zu gehen für den Frieden, sogar in die Knesset selbst.“ Sadats Vorschlag, vor das Parlament des Erzfeinds zu treten, kommt völlig überraschend – nicht einmal seine eigene Regierung hat er eingeweiht.

Er geht damit ein großes politisches und persönliches Risiko ein. Die Arabische Liga, die Organisation der arabischen Staaten mit Sitz in Kairo, hält Verhandlungen mit Israel für Verrat. Ägyptens Außenminister tritt sofort zurück. Zudem weiß Sadat: So groß ist der Hass in seinem Land gegen Israel, dass er als Verräter um sein Leben fürchten muss, sollte er nach Jerusalem reisen.

Der Mann, mit dem er Frieden schließen will, ist ein alter Krieger der zionistischen Sache: Premierminister Menachem Begin, einst Anführer der jüdischen Guerillagruppe Irgun, die unter anderem 1946 für einen Terroranschlag mit fast 100 Toten verantwortlich war.

Begin glaubt an das „unanfechtbare, ewige, historische Recht“ der Juden auf einen souveränen Staat Israel, der das Westjordanland umfassen und seine Nachbarn durch militärische Übermacht abschrecken müsse.



Jom-Kippur-Krieg 1973: Israelische Soldaten beschießen syrische Stellungen



Auf den Golanhöhen ergeben sich syrische Soldaten 1973 den Israelis



19. November 1977: Premier Begin begrüßt Anwar as-Sadat in Israel

Aber auch Begin hat Motive, das Undenkbare zu wagen. Sollte er sich mit Sadat über einen Rückzug aus dem – für Israel strategisch weniger bedeutenden – Sinai einigen, könnte er Kritiker im Ausland besänftigen, die ihn für einen Kriegstreiber halten. Gleichzeitig brähe er die Front der arabischen Staaten auf. Obwohl ihn Berater warnen, Sadat wolle womöglich nur von einem erneuten Überraschungsangriff ablenken, lädt Begin den Ägypter nach Jerusalem ein.

Am Abend des 19. November 1977 landet Sadat in Tel Aviv, eskortiert von israelischen Kampffjets, feierlich empfangen mit 21 Salutschüssen und den Nationalhymnen beider Staaten. Die Jerusalemer Krankenhäuser halten aus Sorge um Sadats Leben Blutkonserven bereit.

Am nächsten Tag wird der Ägypter in den schlichten Sitzungssaal der Knesset geleitet. Die Parlamentarier erheben sich ihm zu Ehren, drei Trompeter blasen eine Fanfare. Dann spricht Sadat fast eine Stunde lang, langsam und konzentriert, liest Wort für Wort vom Blatt ab.

Zunächst wirkt es, als sei er gekommen, um alte Positionen zu bekräftigen: Er verlangt Israels Rückzug aus den besetzten Gebieten, betont das Recht der Palästinenser auf einen eigenen Staat.

Doch dann verwirft Sadat eine zuvor scheinbar eherne Maxime. In der gleichen monotonen Stimmlage, in der er vorher schon seine Rede vorgetragen hat, spricht er Sätze aus, auf die Israel seit 30 Jahren wartet: „Aufrichtig heißen wir Sie bei uns willkommen. Wir sind bereit, mit Ihnen in dauerhaftem, gerechtem Frieden zu leben.“

Zunächst reagieren die Abgeordneten nicht. Erst als Sadat endet, klatschen sie; der Beifall hält an, als der Ägypter an seinen Platz zurückkehrt, sich neben dem Parlamentspräsidenten niederlässt und Schweiß von der Stirn tupft.

Es ist an jenem Jerusalemer Herbstsonntag, als habe Sadat Jahrzehnte des Hasses beendet und eine neue Ära begonnen. Als hätte er die Tür zum Frieden in Nahost weit aufgestoßen.

Am nächsten Tag reist Ägyptens Präsident zurück nach Hause. Als er in einer offenen Limousine durch Kairo fährt, jubeln ihm Zehntausende zu: „Sadat! Mann des Friedens!“ Menschen tanzen in den Straßen und werfen Rosenblüten.



NICOSIA, 18. FEBRUAR 1978. Jussuf as-Sebai, Schriftsteller und Herausgeber der halbamtlichen ägyptischen Zeitung „al-Ahram“, ist ein enger Freund Sadats und unterstützt dessen Annäherung an Israel mit seinen Artikeln. Er weilt gerade wegen einer Konferenz auf Zypern, als sich ihm zwei Männer in der Lobby des „Nicosia Hilton“-Hotel in den Weg stellen. Einer zwingt den 60-Jährigen zum Boden, hält ihn mit dem Knie unten.

Dann schießen sie ihm in den Kopf.

Später werden die Attentäter, ein 28-jähriger Jordanier sowie ein 26-Jähriger mit kuwaitischem Pass, als Motiv angegeben, Sebai habe positiv über Israel berichtet. Eine ägyptische Zeitung macht indirekt die Fatah für den Mord verantwortlich – und damit deren Chef Jassir Arafat. Doch der streitet alles ab.



ISRAELIS UND ARABER sind Akteure in einem globalen Spiel: Der Judenstaat ist engster Verbündeter der USA in der Region, viele seiner Nachbarn stehen dagegen der Sowjetunion nahe. So wird der Nahostkonflikt Teil des Kalten Krieges, mischen auch in den kleinsten regionalen Initiativen die Supermächte mit. Das macht einen Konflikt noch verwirrender, der ohnehin unübersichtlich ist.

Israels strategische Interessen liegen zum einen in den besetzten Gebieten:

Gazastreifen, Westjordanland, Sinai. Sie sind militärische Pufferzonen und Regionen, in denen sich jüdische Siedler niedergelassen haben. Doch die besetzten Gebiete sind unterschiedlich wichtig. Der Sinai etwa gilt vielen Juden nicht als Teil des biblisch verheißenen Landes, auch militärisch könnte man hier einen Rückzug verschmerzen – anders als im Westjordanland, das auch noch über wichtige Wasserressourcen verfügt.

Zudem ist es Israels erklärtes politisches Ziel, die Feindesfront der Nachbarländer aufzubrechen.

Und: Jerusalem soll ungeteilte Hauptstadt Israels bleiben.

Für die Nachbarstaaten ist der Dauerkonflikt mit Israel Belastung und Stütze zugleich. Einerseits fordern Kriege und Hochrüstung einen immensen Preis an Menschenleben und Geld. Andererseits wirkt das Feindbild vom Judenstaat wie ein gemeinsamer Nenner, der die armen, unruhigen, politisch unfreien arabischen Gesellschaften eint und die innenpolitische Lage somit stabilisiert.

Dennoch würde ein Frieden den Arabern erhebliche Vorteile bringen, vor allem die Rückgabe von in Kriegen verlorenen Gebieten sowie den Zugang zu westlicher Wirtschaftshilfe. Jerusalem allerdings als allein von Israel verwaltete Stadt ist für die arabischen Führer offiziell inakzeptabel – gilt die Stadt doch als die drittheiligste der Muslime. Wer hier Kompromisse machte, hätte im Inneren fanatische Gegner.

Die Palästinenser schließlich streben einen eigenen Staat an – möglichst in ganz Palästina, also durch Zerstörung Israels, mindestens jedoch im Gazastreifen und im Westjordanland. In jedem Fall fordern sie Jerusalem als Hauptstadt, hier sind keine Kompromisse möglich.

Solange der eigene Staat aber noch eine Utopie ist, sind die Palästinenser



Angebot für ein friedliches Nebeneinander: Sadat vor der Knesset, 1977



1978: Vergeltungsangriff Israels im Libanon für einen Terroranschlag der PLO



Begin, Sadat und US-Präsident Carter feiern das Abkommen von Camp David

auf die Loyalität der arabischen Staaten angewiesen: Dort lebt die Mehrheit ihres Volkes, dort werden sie militärisch, diplomatisch und wirtschaftlich unterstützt. Und so ist von Beginn an klar:

- Ohne Einwilligung von USA und UdSSR ist kein Frieden realistisch;
- die Frage der besetzten Gebiete ist zwar äußerst komplex, dennoch im Prinzip lösbar;
- über den Status Jerusalems aber erscheint kein Kompromiss möglich.

„SHANGRI-LA“ nannte US-Präsident Franklin D. Roosevelt diesen Ort, nach einem mythischen Bergparadies: eine Ansammlung von luxuriösen Hütten mit Tenniscourt, Tontauben-Schießbahn und Swimmingpool, gelegen in den Bergen von Maryland, etwa 90 Kilometer von Washington entfernt. Seit der Amtszeit von Dwight D. Eisenhower heißt das Erholungsresort der amerikanischen Präsidenten „Camp David“ und wird abgeschirmt durch einen hohen Zaun, den Marinesoldaten bewachen.

Hierher hat US-Präsident Jimmy Carter im Spätsommer 1978 Sadat und Begin eingeladen. Aus der Annäherung zwischen beiden soll ein konkreter Friedensvertrag werden.

Nichts darf die Gespräche stören: Presse ist nicht zugelassen, Freizeitkleidung soll für eine ungezwungene Atmosphäre sorgen. Sadat verrichtet sein Freitagsgebet im Kino des Camps, das am Sonntag von dem tiefgläubigen Baptisten Carter als Kapelle genutzt wird; am Samstag, dem jüdischen Sabbat, gibt es keine Verhandlungen. In der zentralen Küche ist ein Bereich abgetrennt, wo ausschließlich koscher gekocht wird.

Freitag, 15. September 1978, zehnter Tag der Verhandlungen. Carter ist ver-

zweifelt: Sadat und Begin sind schon während der ersten Diskussion aneinandergeraten, haben sich angeschrien, beschimpft und sind wortlos auseinandergegangen. Seither läuft der US-Präsident die 75 Meter zwischen Dogwood Cabin, dem Gästehaus des Ägypters, und der Birch Cabin des Israeli hin und her, um Botschaften zu übermitteln.

Keiner der beiden will einen Kompromiss eingehen. Begin fordert, es müsse weiterhin israelische Siedlungen und Luftwaffenbasen auf dem Sinai geben. Sadat verlangt die komplette Räumung der Halbinsel, des Westjordanlandes sowie die Teilung Jerusalems.

Am 15. September ruft der Ägypter nach einem Hubschrauber, offenbar will er abreisen. Da rennt Carter in Sadats Hütte und droht, ein Abbruch werde die Beziehungen zwischen Washington und Kairo verschlechtern – und der Ägypter würde damit ein persönliches Versprechen brechen. Sadat bleibt.

Begin brüllt am folgenden Tag „Ultimatum“ und „politischer Selbstmord“, als Carter ihn erneut mit Sadats Forderung nach Räumung des Sinai konfrontiert. Außenminister Mosche Dajan klagt später, der Premier habe auf unvernünftigen, extremen Positionen beharrt.

Carter droht Begin mit einer Verschlechterung der Beziehungen zu den USA. Locket zugleich damit, wie viel Israel zu gewinnen habe durch den Frieden: Washington garantiert für den Fall eines Ölboykotts die Versorgung Israels und verspricht zudem, zwei neue Luftwaffenbasen im Negev zu finanzieren.

Schließlich einigen sich die Kontrahenten: Begin stimmt der Räumung des Sinai zu, will über die Siedlerfrage aber in der Knesset abstimmen lassen. Der Status Jerusalems wird in dem Vertragswerk jedoch nicht angesprochen.

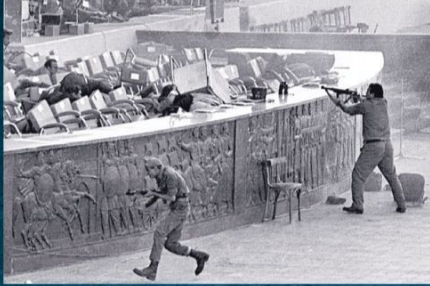
Die Absicht, Frieden zu schließen, sowie die Räumung des Sinai und unverbindliche Abmachungen über alle wirklich umstrittenen Themen (wie den

Status der besetzten Gebiete und die Autonomie der Palästinenser): Das sind die Kompromissformeln, denen Premier und Präsident am Ende zustimmen.

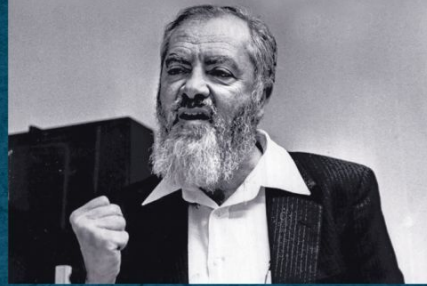
Als Belohnung für die Friedensbereitschaft gibt es für beide Seiten massive amerikanische Wirtschaftshilfe. Am 17. September 1978 unterzeichnen Begin und Sadat das Camp-David-Abkommen, in dem sie den baldigen Abschluss eines Friedensvertrages vereinbaren.

AM 10. DEZEMBER 1978 verleiht das norwegische Nobel-Komitee Anwar as-Sadat und Menachem Begin in Oslo den Friedensnobelpreis. In ihrer Ansprache schlägt die Vorsitzende des Komitees einen weiten historischen Bogen: Die Leistung Sadats und Begins sei umso bemerkenswerter, weil der letzte Friedensvertrag zwischen Israel und Ägypten vor 3000 Jahren geschlossen worden sei – zwischen König Salomo und einem Pharaon (allerdings handelte es sich dabei nicht um einen Friedensvertrag, sondern um die Heirat Salomos mit der Pharaonentochter; und so etwas war damals nicht ungewöhnlich, da Salomo, wie die Bibel schreibt, insgesamt 700 Frauen und 300 Nebenfrauen hatte).

WASHINGTON, 26. MÄRZ 1979. Die Zeremonie habe die Vergnüglichkeit einer Frühlingsparty und die Gravität diplomatischer Geschichte gehabt, schreibt ein Korrespondent. 1600 Gäste beobachten auf dem Rasen hinter dem Weißen Haus die Unterzeichnung jenes Vertrags, den Jimmy Carter in Camp David vermittelt hat – und der 30 Jahre Kriegszustand beendet. Nun sitzt der US-Präsident zwischen Anwar as-Sadat



Hass auf den Friedensbringer: die Ermordung Anwar as-Sadats in Kairo, 1981



Der nationalistische Rabbiner Kahane predigt die Errichtung eines Groß-Israel



Jamit 1982: Widerstand jüdischer Siedler auf dem Sinai gegen die Räumung

und Menachem Begin hinter einem Schreibtisch aus poliertem Walnussholz, den man für diesen Tag in den Garten geschleppt hat.

Als sie ihre Unterschriften auf die ersten Seiten der Dokumentenbündel gesetzt haben, brandet Jubel auf: Vor dem Zaun des Weißen Hauses stehen Hunderte Schaulustige. In Tel Aviv haben sich 50 000 Menschen versammelt und sehen die Live-Übertragung auf einer Leinwand. In Kairo läuten die Glocken der koptischen Kirchen fünf Minuten lang, und die Minarette von Moscheen werden zur Feier angeleuchtet.

Trotz aller Gegensätze haben Sadat und Begin zu diesem Zeitpunkt im Prinzip ihre Ziele erreicht, sie sind diplomatisch erfolgreicher als alle ihre Vorgänger: Ägypten hat Aussicht, sehr bald den verlorenen Sinai zurückzuerlangen – bereits im Mai 1979 beginnt Israel mit dem Rückzug von der Halbinsel. Und für Israel fällt der vielleicht mächtigste seiner Feinde weg. Ebenfalls ein Triumph, ganz ohne einen Schuss.

BAGDAD, 31. MÄRZ 1979. An diesem Tag trifft sich die Liga der Arabischen Staaten und verabschiedet folgende Resolution: Ägypten ist „aus den arabischen Reihen ausgeschieden und hat sich entschieden, an der Seite des zionistischen Feindes im gleichen Schützengraben zu stehen; hat seine pan-arabische Aufgabe preisgegeben, die besetzten arabischen Gebiete zu befreien, vor allem Jerusalem.“ Der Rat der Arabischen Liga beschließt Folgendes:

- die Abberufung aller Botschafter aus Ägypten;
- die Suspendierung der ägyptischen Regierung aus der Arabischen Liga;
- den ökonomischen Boykott Kairo.

KAIRO, 6. OKTOBER 1981, 13.00 Uhr. Parade zum Jahrestag der ägyptischen Erfolge im Jom-Kippur-Krieg. Gegenüber dem gewaltigen, pyramidenförmigen Grab des unbekannten Soldaten ist eine Tribüne für Ehrengäste errichtet worden. Vor der Tribüne steht ein fast mannshohes Podium, von dem aus Präsident Sadat den Vorbeimarsch abnimmt.

Sadat, flankiert von seinem Stellvertreter Husni Mubarak und dem Verteidigungsminister, geschützt von Leibwächtern, trägt Uniform, mit Schulterklappen und Orden auf der grünen Schärpe über seiner Brust.

Als eine Formation Kampfflieger vorbeidonnert, heben Sadat und seine Entourage die Köpfe. Für einen Augenblick sind wohl auch die Bodyguards abgelenkt. Da springt ein Soldat von einem Lastwagen, der etwa 30 Meter entfernt von der Tribüne steht.

Er rennt über die Paradedstraße auf das Podium zu und wirft drei Handgranaten auf die Gruppe um Sadat. Drei weitere Attentäter springen vom Wagen und feuern knapp eine Minute lang mit automatischen AK-47 Gewehren auf den Präsidenten. Mehrere Kugeln und zahlreiche Granatsplitter treffen ihn.

Obwohl man Sadat mit einem Hubschrauber in ein Militärkrankenhaus bringt und elf Ärzte versuchen, sein Leben zu retten, stirbt der Präsident anderthalb Stunden später.

Die Attentäter, die sich an Sadat vor allem für den Frieden mit Israel rächen wollen, werden gefasst und 1982 nach einem Prozess exekutiert. Einer der Hintermänner des Anschlags aber, Abud al-Zumar, ein Geheimdienstoberst und Mitbegründer der militant-islamistischen Gruppe „Ägyptischer Islamischer Dschihad“, entgeht dem Todesurteil und wird zu lebenslanger Haft verurteilt.

Im März 2011 jedoch machen die Aufständischen gegen das Kairoer Regime seine Freilassung möglich; Tausende

jubelnde Anhänger begleiten den Drahtzieher des Attentats auf seinem Nachhauseweg.

SINAI, 23. APRIL 1982, 14.00 UHR. Jetzt beginnt der Entscheidungskampf um Jamit, die letzte noch nicht von Israel geräumte jüdische Siedlung auf der Halbinsel. 5000 Mann der israelischen Armee, ausgerüstet mit Bulldozern, Kranwagen und riesigen Presslufthämmern, stehen gegen etwa 1500 Verteidiger, darunter ein paar Siedler aus dem Ort, in weit größerer Zahl aber fanatische Talmudschüler und Anhänger des fundamentalistischen US-Rabbiners Meir Kahane.

Juden stehen gegen Juden.

Die Regierung hat der Räumung des Ortes zugestimmt, sie ist Teil der Abmachungen mit Ägypten. Doch Jamit ist ein Symbol: Ihre Besetzer wollen den Sinai um keinen Preis aufgeben. Sie haben sich in dem Ort verbarrikadiert.

Dann geht der Sturm los. Eliteeinheiten legen Leitern an die besetzten Häuser an, während von den mit Stacheldraht gesicherten Dächern brennende Reifen und Sandeimer hinuntergeworfen werden. Aus Feuerwehrschräuchen spritzt die Armee weißen Schaum, der bald Angreifer und Verteidiger bedeckt. Kräne heben Stahlkäfige auf die Dächer, um so Soldaten hinaufzutransportieren.

Rund zehn junge Anhänger Kahanes, die sich in einem Bunker verschanzt haben, weigern sich aufzugeben. Sie drohen, sich einer nach dem anderen zu töten, haben schon Nummern gezogen, die über die Reihenfolge der Suizide entscheiden. Auch das Zureden der beiden höchsten Rabbiner Israels nützt nichts.

Und so lassen die israelischen Behörden schließlich Meir Kahane eilig aus



Bombenangriff der israelischen Luftwaffe auf PLO-Basen in Beirut, 1982



1982 aus Beirut vertriebene PLO-Kämpfer auf dem Weg ins neue Exil nach Tunis



Massaker: Unter den Augen der Israelis werden im Libanon Hunderte ermordet

den USA einfliegen und per Helikopter nach Jamit schaffen. Er spricht mit den Eingeschlossenen, die daraufhin ihren Selbstmordplan aufgeben, aber im Bunker bleiben. Eine Spezialeinheit der Armee kann die Tür des Schutzraums später öffnen und die Fanatiker festnehmen. Es sind alles US-Staatsbürger.

Währenddessen durchkämmen Trupps von jeweils etwa einem Dutzend unbewaffneter Soldaten, Männer und Frauen, den Ort, klopfen an und stemmen die Türen auf, wenn sich niemand meldet. Treffen die Streifen auf Bewohner, werden die fortgetragen, Frauen und Kinder von den Soldatinnen.

Es gibt weder Tote noch Schwerverletzte. Als alle Gebäude geräumt sind, kommen die Bulldozer und Pressluft-hämmer und reißen die ganze Stadt nieder – Premier Begin fürchtet vermutlich, die Siedler könnten nach Jamit zurückkehren und die israelisch-ägyptischen Beziehungen belasten. 600 Häuser, Geschäfte, Schulen, Werkhallen und ein Kriegerdenkmal werden zerstört.

Nur die Synagoge bleibt stehen, ein Monument der sechs Jahre dauernden jüdischen Besiedlung.

WESTBEIRUT, FAKHANI-DISTRIKT, Anfang der 1980er Jahre. So sieht der Auftritt eines Herrschers aus: Wenige Minuten nachdem wieder einmal israelische Kampfflugzeuge jenes Viertel bombardiert haben, in dem die PLO ihr Hauptquartier innerhalb eines vielstöckigen Apartmentblocks eingerichtet hat, verlässt Jassir Arafat seine Festung.

Der PLO-Chef geht eine Straße hinunter, den Spazierstock in der Hand, und immer mehr Menschen – Männer, Frauen, Kinder – verlassen ihre Wohnungen und laufen ihm hinterher.

Ein Eckhaus ist von den Bomben zerschmettert worden. Verzweifelt versucht eine Frau, die tonnenschweren Betonbrocken zu bewegen. Als sie Arafat sieht, klettert sie von den Trümmern herunter, reißt ihm die grüne Militärmütze vom Kopf und küsst seinen kahlen Schädel. „Ich habe vier aus meiner Familie dort drinnen verloren“, schluchzt die Frau, „aber ich habe neun weitere Kinder, und sie sind alle für dich.“

Der Westteil Beiruts und der Süden des Libanon: Das sind die Provinzen des Herrschers Arafat. Denn in dem vom Bürgerkrieg zerrissenen Land hat die PLO seit Ende der 1960er Jahre nach und nach einen Staat im Staate errichtet. Etwa 300 000 palästinensische Flüchtlinge hausen in den zwölf Camps, die zum Teil bereits seit 1948 bestehen; längst sind aus den Zeltlagern Slums aus Trümmern, Wellblech und Beton geworden.

Vielleicht 20 000 Kämpfer stehen unter Arafats Kommando, dazu eine eigene Dudelsack-Kapelle, die in gefleckten Tarnanzügen aufspielt. Bewaffnung der Miliz nach israelischen Schätzungen: 80 Panzer, 50 weitreichende Geschütze, 60 Mörser, 77 Panzerabwehrkanonen.

Und 80 Raketenwerfer: zum Abschuss der Katjuscha-Raketen, mit denen die PLO-Kämpfer immer wieder auf den Norden Israels feuern. Es sind vor allem diese Angriffe, die Israel im Sommer 1982 dazu provozieren werden, in den Libanon einzumarschieren und die Palästinenserorganisation von dort zu vertreiben (Arafat wird sein Hauptquartier daraufhin nach Tunis verlagern).

Die Ränge der PLO-Krieger entsprechen in etwa denen einer regulären Armee, auch wenn es viel zu viele Hauptleute und Obersten für die Größe der Truppen gibt. Viele gefallene Kameraden erhalten Ehrenbegräbnisse.

Palästinensische Patrouillen führen in den von ihnen beherrschten Gebieten zeitweilig Ausweiskontrollen durch; auch libanesische Beamte müssen ihre

Papiere den fremden Kämpfern vorzeigen. Tausende zivile Mitarbeiter sind in den 32 Fabriken der PLO angestellt, wo sie vorwiegend Textilien und Möbel herstellen. Zudem betreibt sie zehn Krankenhäuser und 30 Ambulanzen im Libanon sowie zwei physiotherapeutische Zentren, eine Krankenpflegeschule.

Und in der Nähe des Hauptquartiers ist ein Forschungszentrum der Palästinenser eingerichtet worden, mit einer Bibliothek von 25 000 Bänden sowie einer Mikrofilm-Sammlung.

TUNIS, 1. OKTOBER 1985. Eine Reaktion muss es geben, und es muss ein harter Schlag sein. Doch er darf keinesfalls den Falschen treffen. Am 25. September 1985 haben Mitglieder der Fatah-Miliz „Force 17“ drei israelische Privatleute auf einer Yacht im Hafen von Larnaka, Zypern, getötet. Die Ermordeten standen bei den Tätern im Verdacht, Agenten des Geheimdienstes Mossad zu sein.

Israels Handelsminister Ariel Sharon fordert einen Angriff auf das „Hauptquartier der Terroristen“ in Amman, der Kapitale Jordaniens. Das ist eine Herausforderung des Premiers Schimon Peres, der sich ein paar Wochen zuvor in London mit Jordaniens König Hussein getroffen hat, unbemerkt von der Öffentlichkeit, um über einen Friedensvertrag zu sprechen. Der Monarch, ein entschiedener Gegner der PLO, kooperiert schon seit Längerem mit Israel, hat etwa 1973 vor dem bevorstehenden Angriff der Araber an Jom Kippur gewarnt.

Peres setzt ein anderes Ziel für den Vergeltungsschlag durch. Doch das ist weit entfernt: 2400 Kilometer sind es bis zur PLO-Zentrale in Tunis, einem 700 mal 700 Meter großen Gebäudekomplex in einem Vorort der Stadt.



1985 greifen israelische Bomber das neue Hauptquartier der PLO in Tunis an



Intifada: 1987 beginnt der Aufstand der Palästinenser gegen Israels Besatzung



In Genf verkündet PLO-Chef Arafat 1988 die Gründung eines Palästinenserstaates

Noch nie hat Israels Luftwaffe einen Angriff über eine so große Entfernung geführt. Bis zu diesem 1. Oktober 1985.

Acht F15-Jets überqueren in einem mehrstündigen Flug östliche Teile des Mittelmeers; zwischendurch werden die Maschinen in der Luft aufgetankt. Gegen 11.00 Uhr erreichen sie Hammam Chott an der tunesischen Küste. Berichten zufolge fällt zuerst eine 1350-Kilogramm-Bombe, dann vier Sprengkörper von je 450 Kilogramm; sie zerstören zahlreiche Gebäude. Dutzende Palästinenser und Tunesier werden getötet. PLO-Chef Arafat ist zufällig nicht vor Ort. Alle Piloten kehren unverseht nach Israel zurück.

Der UN-Sicherheitsrat verurteilt den Angriff, die USA enthalten sich. Doch nur vier Tage später kommen König Hussein und Premier Peres abermals in London zu einem Gespräch zusammen. Nach zwei Stunden verabschieden sie sich per Handschlag – und mit dem Plan, Friedensverhandlungen zwischen Jordanien und Israel anzukündigen.

Bald darauf gibt Hussein bekannt, dass er seine Bemühungen beende, gemeinsam mit der PLO eine Friedensstrategie zu entwickeln. Jassir Arafat sei unzuverlässig; das Problem liege in seiner Weigerung, das Existenzrecht Israels bedingungslos anzuerkennen.

Der König von Jordanien befindet sich schon seit 1967 in einer Zwangslage, denn Israel gräbt ihm im Wortsinn das Wasser ab. Das Jordanbecken ist die wichtigste Wasserquelle der gesamten Region. Seit Israel das gesamte Westufer und die Golanhöhen kontrolliert, pumpt es dort so viel vom kostbaren Nass ab, dass für den östlichen Nachbarn nicht mehr genug übrig bleibt. Husseins Ziel ist es deshalb, im Austausch für den Frieden von Jerusalem ein Abkommen zu erreichen, in dem beide Seiten für sie

akzeptable Wassermengen aushandeln. Außerdem droht das bevölkerungsarme Beduinereich stets von der Masse palästinensischer Flüchtlinge destabilisiert zu werden. Hussein ist deshalb derjenige arabische Staatenlenker, der sich von der PLO am stärksten bedroht fühlt.

Auch das erleichtert die Verständigung. Und: Mit der Entspannung gegenüber Jerusalem gewinnt Jordanien endlich westliche Wirtschaftshilfe. Es wird jedoch noch fast neun Jahre dauern, bis die beiden Staaten 1994 tatsächlich einen Friedensvertrag schließen.

ALGIER, 16. NOVEMBER 1988. Um 1.30 Uhr in der Nacht ergreift Jassir Arafat im Kongresssaal des Luxushotels „Club des Pins“ das Wort: „Der Palästinensische Nationalrat proklamiert im Namen Gottes und im Namen des palästinensischen Volkes die Gründung des Staates Palästina auf seinem palästinensischen Boden mit Jerusalem als Hauptstadt.“

Arafat spreizt die Finger zum Siegeszeichen, die etwa 300 Delegierten klatschen, Luftballons in Weiß, Schwarz, Grün und Rot steigen auf, den Farben der palästinensischen Flagge, das Orchester spielt eine Hymne.

127 Länder erkennen nach und nach den palästinensischen Staat an. Der israelische Premier Jitzchak Schamir spricht von einem „propagandistischen Täuschungsmanöver“. Und die USA verweigern Arafat ein Visum, sodass er nicht zur UN-Vollversammlung nach New York reisen kann. Dem Antrag, das Plenum daraufhin in Genf abzuhalten, stimmt die Mehrheit der Länder zu, zwei sind dagegen: Israel und die USA.

NABLUS, 28. APRIL 1989. Kamel Saleh Abu Zand ist erst vor zwei Wochen nach langer Haft aus dem israelischen Ge-

fängnis entlassen worden. Auf dem zentralen Platz von Nablus im israelisch besetzten Westjordanland tippt ihm jemand auf die Schulter: „Die Revolution hat dich zum Tode verurteilt.“ Dann zieht der Unbekannte eine Pistole, schießt Abu Zand zweimal in den Kopf und verschwindet im Netz der winzigen Gassen.

„Es ist absolut notwendig, dass er in der Öffentlichkeit liquidiert wurde“, sagt ein PLO-Anhänger. „Die Leute müssen sehen, dass Gerechtigkeit geübt und die Autorität bekräftigt wird.“ Ein Geheimgericht hat das Todesurteil gefällt, da der Erschossene im Gefängnis Informant der Israelis gewesen sein soll.

Eine Menschenrechtsorganisation schätzt, dass von 1987 bis 1993 mehr als 750 Menschen als Kollaborateure ermordet wurden, meist durch die PLO; viele hatte man zuvor gefoltert.

IRAK, 19. APRIL 1990. Schon seit Langem ist Saddam Hussein, der sich als neuer Führer der arabischen Welt sieht, einer der wichtigsten Förderer der PLO. Nun trifft er sich mit Jassir Arafat zu einem Gespräch über den Kampf gegen die USA und Israel. Von der Unterredung existiert eine Aufnahme.

Hussein: „Wir sind bereit, wir werden gegen Amerika kämpfen, und mit Gottes Hilfe werden wir es besiegen und aus der gesamten Region hinauswerfen. Wir werden alle amerikanischen Truppen im Arabischen Golf mit unserer Luftwaffe angreifen. Vielleicht können wir nicht Washington erreichen, aber wir können jemanden mit einem Bombengürtel nach Washington schicken. Die amerikanischen Basen, die überall auf der Welt verteilt sind, in der Türkei und so weiter, die können wir auslöschen. Wir kennen ihre Verschwörungen, der



Der falsche Verbündete: Arafat 1989 mit dem irakischen Diktator Saddam Hussein



Saddams Niederlage im Golfkrieg isoliert seinen Alliierten Arafat diplomatisch



Folge des Oslo-Abkommens: Arafat kehrt 1994 nach Gaza zurück

Amerikaner und Israelis. Vielleicht hören wir für 20 Tage auf, und schlagen dann einmal zurück mit Raketen und der Luftwaffe gegen Tel Aviv. Wir müssen sie nicht täglich treffen. Wir werden die Zeiten so aussuchen, dass sie nicht mehr wissen werden, was Schlaf bedeutet. Wir kennen keinen Mittelweg, wir wollen nicht verhandeln, wir wollen keine Vermittler. Nicht wahr, Abu Ammar [Arafats Kampfname]?"

Arafat: „Ja, 100 Prozent.“

Hussein: „Man muss entweder ein Feind sein oder ein Freund. Man kann nichts dazwischen sein. Dies ist eine Schlacht. Wir müssen Bestien sein.“

Arafat: „Ja, Bestien.“

Hussein: „Der Irak hat Chemikalien, die nützlich waren im Einsatz gegen die Iraner, und Irak wird nicht zögern, sie gegen Tel Aviv einzusetzen. Wenn wir zornig werden, werden wir nur für eine bestimmte Zeit zornig, aber wir werden richtig zornig.“

Arafat: „Nimm dich in Acht vor dem Zorn des Geduldigen.“

Hussein: „Verlass dich auf Gott.“

Arafat: „Gemeinsam bis zum Sieg.“

Hussein: „Mit der Macht Gottes kann ich den Sieg vor meinen Augen sehen.“

Dreieinhalb Monate später überfallen Saddams Truppen das benachbarte Kuwait. Arafat unterstützt öffentlich den Angriff seines Geldgebers. „Die Zeiten, als Israel die Oberhand in der Region hatte, sind vergangen“, jubelt er.

Eine katastrophale Fehlentscheidung. Denn eine internationale Streitmacht unter Führung der USA besiegt in der am 17. Januar 1991 beginnenden „Operation Wüstensturm“ Saddams Truppen und befreit Kuwait.

Kurz darauf werden mehr als 350 000 in dem Emirat lebende Palästinenser ausgewiesen; deren Geldüberweisungen an ihre Verwandten hatten 30 Prozent

des Sozialprodukts der besetzten Gebiete ausgemacht. Zudem sperren die Golfstaaten alle Zuwendungen an die ohnehin diplomatisch isolierte PLO: 43 Millionen Dollar im Monat.

Arafat erhält von Hussein später den „Orden der Mutter aller Schlachten“.

SARPSBORG, 20. JANUAR 1993. Der ehemalige Gutshof Borregaard im Südosten Norwegens ist eine luxuriöse Tagungsstätte inmitten eines Parks. Wer sollte auf die Idee kommen, dass sich in dieser Idylle Todfeinde treffen würden, um über Frieden zu sprechen?

Diese Zusammenkunft zwischen Unterhändlern der israelischen Regierung und Abgesandten der PLO muss streng geheim bleiben: Würde etwas über die Verhandlungen durchsickern, würden die Radikalen auf beiden Seiten mobilisieren. Kein Politiker könnte sich dann zu den Gesprächen bekennen. Möglicherweise würden die Teilnehmer sogar ihr Leben riskieren.

Mitorganisiert hat das Ganze Terje Rød Larsen, der Direktor des Osloer Instituts für angewandte Sozialwissenschaften. Seit einem Forschungsaufenthalt im Gazastreifen hat Larsen gute Kontakte zur PLO. Daher dieses Tagungshotel, dessen Betreiber die Legende vorgesetzt bekommen, einige Professoren aus dem Nahen Osten würden ein Buch schreiben – allesamt Exzentriker, weshalb man sich über seltsames Verhalten und Sandwichbestellungen mitteilen in der Nacht nicht wundern solle.

Daher die Transporte in Privatautos von Mitarbeitern des norwegischen Geheimdienstes, daher das unauffällige Einschleusen über die VIP-Lounge des Flughafens Oslo-Fornebu – sowie die kleine Zahl von Eingeweihten: In Norwegen sind das fünf Menschen, doch weder die israelische Botschaft noch die Vertretung der PLO sind informiert.

Und daher die Auswahl derjenigen, die für Israel verhandeln sollen: Die Historiker Jair Hirschfeld und Ron Pundak von der Universität Haifa haben keine offizielle Verbindung zu Außenminister Schimon Peres, der wohl nicht einmal Premier Jitzchak Rabin von den Plänen informiert hat. Nach seinem Amtsantritt im Juni hatte Peres dem Vorschlag eines Mitarbeiters zugestimmt, verdeckt Kontakte zu den Palästinensern zu knüpfen. Denn er sieht nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, dem wichtigsten Alliierten vieler arabischer Regime, nun die Gelegenheit gekommen, einen umfassenden Frieden in der Region zu erreichen.

Die PLO wird von Ahmed Qurei vertreten, einem Finanzfachmann und engen Vertrauten Arafats, der anders als sein Chef im Businessanzug auftritt.

An diesem Januartag treffen sich die Männer zum ersten Mal im Gutshof Borregaard, später kommen sie auch in einem Gästehaus der Gewerkschaften, in einem Privathaus und in einem Zimmer im 32. Stock des „Oslo Plaza“-Hotels zusammen. Insgesamt gibt es in den kommenden acht Monaten 14 Wochenendkonferenzen.

Trotz weiterhin großer Geheimhaltung wird dabei der Status der Gespräche immer offizieller: Spätestens im Februar wird Rabin eingeweiht, im Frühling erfahren es dann die Amerikaner und Husni Mubarak. Der ägyptische Präsident soll Arafat dazu bringen, den entscheidenden Schritt zu machen: das Existenzrecht Israels anzuerkennen.

Dafür sind Peres und Rabin bereit, die PLO als offizielle Vertretung der Palästinenser zu akzeptieren – jene Organisation, deren Terroranschläge Hunderte Juden das Leben gekostet haben. Sie würden zudem zwei besetzte Territorien räumen und palästinensischer Ver-



19. Oktober 1994: Ein Selbstmord-Attentäter in Tel Aviv tötet mehr als 20 Menschen



Friedenstreffen in den USA, 1995: Hussein, Rabin, Clinton, Arafat, Mubarak (v. l.)



Drei Schüsse in den Rücken: Ein jüdischer Extremist ermordet 1995 Jitzchak Rabin

waltung unterstellen: den Gazastreifen und Jericho (auf diesem Ort besteht Arafat, um auch im Westjordanland einen Gebietsgewinn vorweisen zu können).

Am 9. September 1993 unterschreibt Jassir Arafat tatsächlich eine Erklärung: Israel habe das Recht auf Existenz in Frieden und Sicherheit, zudem schwöre die PLO der Gewalt ab.

Vier Tage später wird diese „Prinzipienerklärung“ (später „Oslo I“ genannt) in Washington besiegelt – mit einer öffentlichen Zeremonie, bei der sich US-Präsident Clinton als Schirmherr des Friedens präsentieren kann.

Nach Einspruch der Amerikaner und Israelis muss Arafat darauf verzichten, bei der Zeremonie zu seinem Kampfanzug einen Revolver zu tragen.

RAFAH, 1. JULI 1994, 15.00 UHR. Im Triumphzug erreicht der Exilant den Kontrollpunkt. Der Ort grenzt an die Demarkationslinie zwischen Ägypten und dem Gazastreifen. Nun überschreitet Jassir Arafat diese Grenze und betritt zum ersten Mal seit mehr als 25 Jahren wieder palästinensischen Boden.

Der PLO-Chef, wie üblich in khaki-farbener Uniform und Kopftuch, sinkt nieder, küsst den Boden, gefeiert von einer schreienden, weinenden Menge. Die Sicherheitsleute haben Schwierigkeiten, den 64-Jährigen aus der dicht gedrängten Masse herauszubringen und in den bereitstehenden Mercedes zu setzen.

Die Limousine fährt Arafat nach Gaza-Stadt, die Straße ist mit Fahnen und riesigen Porträts des Palästinenserführers geschmückt. Auf dem Platz des unbekannten Soldaten warten mehr als 100 000 Palästinenser. Auch am folgenden Tag wird Arafat bejubelt, wo immer er auftaucht.

Wohl um die Israelis nicht zu provozieren, die einen triumphalen Auftritt in Jerusalem befürchten, fliegt Arafat am 3. Juli mit dem Hubschrauber nach Jericho. Auch dort tosende Begeisterung.

Gemeinsam mit der Menge ruft Arafat immer wieder die Kampfpapare: „Mit unserem Leben und unserem Blut befreien wir dich, oh Palästina.“

Israel und die Palästinenser schließen mehrere Abkommen, von denen zwei besondere Bedeutung erlangen.

„Oslo I“, die Erklärung vom 13. September 1993, legt die Grundsätze für das Verhältnis zwischen Israel und den Palästinensern in einer fünfjährigen Übergangsphase fest. An ihrem Ende soll ein Abkommen über den endgültigen Status der besetzten Gebiete stehen.

„Oslo II“, unterzeichnet am 24. September 1995, gesteht den Palästinensern in einem kleinen Teil des Westjordanlandes vollständige Autonomie zu, während andere Gebiete vorerst gemeinsam von Israelis und Palästinensern verwaltet werden sollen (siehe Karte Seite 167).

Die Kritik an dem Oslo-Abkommen von palästinensischer Seite ist scharf: So meint der „Außenminister“ der PLO, Faruk Kadumi, die Unterzeichnung schädige nationale Rechte der Palästinenser. Und der angesehene, in den USA lehrende Literaturwissenschaftler Edward Said schreibt, die PLO habe sich von einer Befreiungsorganisation in eine Art Kleinstadt-Regierung verwandelt.

Brutal und tödlich ist die Kritik der Hamas, einer islamistischen Terrororganisation, deren Kämpfer nach den Oslo-Verhandlungen in kurzer Zeit über drei Dutzend Anschläge auf israelische Ziele verüben. Der schrecklichste ereignet sich am 19. Oktober 1994 in Tel Aviv.

Die Dizengoffstraße ist der Flanierboulevard der Mittelmeermetropole; Bars, Straßencafés und Boutiquen säumen die vierspurige Verkehrsachse, die früher einmal schick war, jetzt aber ein weniger heruntergekommen wirkt.

Auch an diesem Mittwochmorgen sind hier viele Menschen unterwegs; es ist Rushhour, kurz vor 9.00 Uhr, als sich ein voll besetzter rot-weißer Bus der Linie 5 vor einem italienischen Restaurant der nächsten Haltestelle nähert. Dann eine ungeheure Explosion. Zeugen sagen später, der Bus sei förmlich in die Höhe gerissen worden. Die Hitze zerschmilzt die Karosserie. Abgetrennte Körperteile werden in die Bäume ringsumher geschleudert. 22 Menschen sterben, 47 weitere werden verletzt. Die Hamas bekennt sich zu dem Anschlag.

Nach dem Attentat sagt Premier Jitzchak Rabin auf einer Pressekonferenz: „Wir müssen uns für eine Philosophie der Trennung entscheiden. Es muss eine klare Grenze geben.“

JERUSALEM, 5. OKTOBER 1995. Üblere Schmähungen sind für einen Israeli kaum vorstellbar. „Nazis“ brüllt die Menge und: „Judenrat“ (dessen Mitglieder mussten im Zweiten Weltkrieg die Deutschen bei der Verwaltung der Ghettos und der Auswahl für die Transporte in die Vernichtungslager unterstützen).

Es ist der 5. Oktober 1995, die Knesset debattiert über „Oslo II“ – und die Zehntausende, die sich auf dem Jerusalemer Zionsplatz zusammengedrängt haben, beschimpfen mit ihren ungeheuerlichen Worten das Kabinett von Jitzchak Rabin. Plakate zeigen den Premier als SS-Mann, als Arafats Hund. Immer wieder fordern die Demonstranten „Tod für Rabin“; denn der Regierungschef sei zum Verräter an den Juden geworden, weil er freiwillig Land an den palästinensischen Feind abgetreten habe.

Auf einem Balkon am Zionsplatz haben sich führende Politiker der oppositionellen Rechten eingefunden,



Immer mehr Tote: zivile Opfer eines israelischen Luftschlags im Libanon, 1996



2000 scheitert in den USA eine Einigung zwischen Premier Barak und Arafat



Provokanter Besuch: Ex-General Ariel Scharon auf dem Tempelberg (2000)

darunter Ariel Scharon sowie Benjamin Netanjahu, der Chef des Likud (eines Zusammenschlusses mehrerer konservativ-nationaler Parteien), der den Menschen unter sich zuwinkt.

Deren aggressive Stimmung kocht über, als Netanjahu Premier Rabin der „nationalen Demütigung“ beschuldigt.

Wohnungsbauminister Benjamin Ben Eliezer von der Arbeitspartei gerät in die Masse und wird erkannt. Obwohl er in allen Kriegen Israels gekämpft habe, so erinnert er sich später, sei er dem Tod niemals so nahe gewesen wie an diesem Abend.

Als er Netanjahu sieht, den die Menge mit Sprechchören feiert, soll der Minister gerufen haben: „Halte deine Leute zurück, sonst endet das hier im Mord. Die Siedler sind wahnsinnig geworden, und jemand wird getötet werden, wenn nicht heute, dann nächste Woche oder nächsten Monat.“ Eine Prophezeiung, die sich bewahrheiten wird.

TEL AVIV, 4. NOVEMBER 1995. Wie bei der Ermordung Sadats ist es ein Extremist aus dem eigenen Volk, der den Frieden zerstören will – und jenen Mann vernichten, der ihn geschlossen hat.

An diesem Abend hat Israels Friedensbewegung zu einer Kundgebung auf dem Platz der Könige Israels aufgerufen. Wohl mehr als 100 000 Menschen sind gekommen, eine gewaltige Zahl.

Es ist warm, viele junge Leute planen in einem Springbrunnen. Trotz der ausgelassenen Stimmung kreisen drei Hubschrauber über dem Platz, 200 Scharfschützen sind auf den Dächern postiert, Hunderte weitere Soldaten am Boden. Ehrengäste der Veranstaltung sind Premierminister Rabin und dessen Frau Lea. Die hat kurz zuvor auf

die Frage eines Radiointerviewers, ob ihr Mann an diesem Abend eine Schutzweste tragen werde, geantwortet: „Sind Sie verrückt? Wo sind wir, in Afrika?“

Gegen 20.00 Uhr tritt Rabin auf die Bühne. Der schüchterne 73-Jährige lacht, als er die versammelte Riesengemeinde sieht. Er hält eine kurze Rede, stimmt später mit ein, als eine Sängerin ein „Lied für den Frieden“ vorträgt; den Text liest er von einem Blatt Papier ab. Gegen 21.45 Uhr verlässt Rabin das Podest und geht zu seinem Wagen.

Als er die Limousine erreicht, drängt sich plötzlich ein junger Mann an Rabins fünf Leibwächtern vorbei. Er zieht eine Pistole, eine Beretta vom Kaliber neun Millimeter, und feuert dreimal von hinten auf den Premier.

Er trifft Rabin in den Oberkörper, wo die Hohlspitzgeschosse mehrere Arterien zerfetzen und in Lunge und Wirbelsäule eindringen; der dritte Schuss verletzt einen Bodyguard an der Schulter.

Knapp anderthalb Stunden später stirbt Rabin im Krankenhaus; er wird um 23.10 Uhr für tot erklärt. Polizisten haben seinen Mörder, den nationalreligiösen Jurastudenten Jigal Amir, sofort nach den Schüssen festgenommen.

Dem Untersuchungsrichter sagt Amir: „Ich habe einen Befehl von Gott erhalten.“ Rabin habe sein Judentum verwirkt, weil er sein Volk an Nichtjuden auslieferte. „Nach dem religiösen Gesetz muss einer wie er um sein Leben gebracht werden.“ Amir wird zu lebenslangem Gefängnis verurteilt und sitzt bis heute in Haft.

MARYLAND, 27. DEZEMBER 1995. Nach syrischen Maßstäben sei diese Konzession erheblich gewesen, schreibt später einer der Teilnehmer an den Gesprächen: die Zustimmung nämlich, dass ihre Delegation ebenso wie die Abgesandten Israels während der Konfe-

renz im selben Haus wohnen würden. Und so ziehen zuerst die Syrer und kurz darauf die Vertreter Israels in das 26-Zimmer-Anwesen der Wye Plantation ein. Auch vier Amerikaner sind in dem Gebäude, einst Haupthaus einer Tabakplantage, untergebracht.

Die israelische Abordnung wird von einem hohen Beamten des Außenministeriums angeführt, die syrische vom Botschafter in Washington. Präsident Hafez al-Assad will zunächst nur erfahren, was man ihm anbieten wird, eine konkrete Debatte über Sicherheitsfragen dagegen vermeiden; wohl deshalb schickt er keine Militärs in die USA.

Die erste von drei Gesprächsrunden (die mit Unterbrechungen bis Ende Februar andauern) beginnt an diesem 27. Dezember und erstreckt sich über sechs Tage. Danach erzählt ein US-Diplomat, in dieser Zeit sei mehr erreicht worden als in den vier Jahren Verhandlungen zuvor – denn nie zuvor wurde so ausführlich über einen Abzug der israelischen Truppen vom Golan gesprochen. Doch er irrt sich.

Nur wenige Tage später entscheidet Premierminister Schimon Peres, Nachfolger des ermordeten Rabin, einen der Anführer der Hamas liquidieren zu lassen. Am 5. Januar 1996 tötet ein mit Sprengstoff präpariertes Mobiltelefon Jahja Ajasch, den Drahtzieher mehrerer Selbstmordanschläge.

Die Hamas antwortet mit weiteren Terrorattacken, 60 Israelis sterben. Nun zeigen die Meinungsumfragen, dass bei der anstehenden Wahl der oppositionelle Likud-Block und dessen Anführer Benjamin Netanjahu gewinnen könnten. Will Peres gewählt werden, muss er Härte demonstrieren.

Er tut dies Mitte April: mit einem Artillerie- und Luftwaffenschlag gegen die Basen der schiitischen Hisbollah im



Scharons Affront auf dem Tempelberg löst im Jahr 2000 eine zweite Intifada aus



Kämpfer der PLO-Fraktion Fatah während dieses erneuten Palästinenseraufstands



Ramallah: Jubelnd präsentiert ein Lynchmörder an Israelis seine blutigen Hände

Libanon, die immer wieder Gebiete im Norden Israels mit Katjuscha-Raketen beschießt. Rund 25 000 Granaten werden auf die etwa 300 Guerillakämpfer abgefeuert, israelische Kampffjets fliegen Hunderte Angriffe. Ein Geschoss trifft ein Flüchtlingslager unter Obhut der Uno und tötet über 100 Menschen, darunter viele Frauen und Kinder. 400 000 Zivilisten flüchten vor den Attacken. Doch das wahre Ziel ist Syrien, das die Gruppe finanziert und ausrüstet.

Die Wahlen im Mai gewinnt dennoch Netanjahu. In den drei Jahren seiner Regierung wird er viel daransetzen, den Oslo-Friedensprozess zu beenden.

CAMP DAVID, 15. JULI 2000. Bill Clinton ist stocksauer. Am Ende seiner Amtszeit, die durch die Monica-Lewinsky-Affäre vergiftet worden ist, soll dieser Gipfel ein wenig von seinem Ansehen wiederherstellen – und jetzt droht er an der Sturheit Jassir Arafats zu scheitern.

Der US-Präsident, immer roter im Gesicht, verliert schließlich die Beherrschung und brüllt Ahmed Qurei an, den Chefunterhändler der Palästinenser: „Mein Herr, das hier ist nicht der Sicherheitsrat, das ist nicht die Generalversammlung. Sie können dort Vorlesungen halten, aber verschwenden Sie nicht meine Zeit. Bei mir steht hier auch eine Menge auf dem Spiel.“ Niemand bekomme alles, was er wolle. Er würde auch gern eine dritte Amtszeit als Präsident absolvieren, wisse aber, dass es unmöglich ist. „Sie, die Palästinenser, sind nicht mit ernsthaften Absichten zu diesem Gipfel gekommen.“ Dann verlässt Clinton wütend den Raum.

Wieder sollte die weltabgewandte Idylle von Camp David einen Friedensschluss ermöglichen, so wie 22 Jahre zu-

vor. Doch diesmal wirkt der Geist von Camp David nicht.

Schon vor ihrer Abreise in die USA haben Arafat und Israels neuer Premier Ehud Barak deutlich gemacht, wie sie den Verhandlungspartner sehen. Arafat betont, Barak habe ihn während seiner Zeit in der Armee dreimal umbringen wollen, jetzt versuche er ihn auf anderem Weg auszuschalten. Barak wiederum verkündet, er werde Arafat die Maske vom Gesicht reißen.

Der Gipfel beginnt am 11. Juli 2000. Trotz seines Misstrauens hat Barak Zugeständnisse vorbereitet, die weiter gehen als die aller seiner Vorgänger.

Clinton persönlich liest sie Arafat vor: Israel ist bereit, einen palästinensischen Staat zu akzeptieren und den gesamten Gazastreifen sowie 92 Prozent des Westjordanlandes zu räumen. Allerdings sollen die meisten jüdischen Siedlungen unter israelischer Herrschaft bleiben. Einer erneuten Teilung Jerusalems will Barak zwar nicht zustimmen, den Palästinensern aber eine eingeschränkte Hoheit über die muslimischen Viertel der Altstadt einräumen.

Doch einmal mehr ist der Status der Heiligen Stadt die Frage, über die keine Einigung möglich ist. „Ich werde Jerusalem nicht verschachern, und ich werde nicht als Verräter in die Geschichte eingehen“, sagt Arafat. „Wollen Sie meinen Tod?“

Von dieser Position wird er nicht abweichen, auch nicht, als Clinton ihn voller Wut anherrscht, er werde sein Volk in die Katastrophe führen.

Der US-Präsident erzählt später, der Gipfel sei so quälend gewesen wie ein Zahnarztbesuch ohne Betäubung.

DIE FRIEDENSVERHANDLUNGEN seit 1993 haben für die von den Palästinensern verwalteten Gebiete eine Folge, die von den meisten Diplomaten so wohl

kaum vorausgesehen worden ist: Ein schier undurchschaubares Geflecht konkurrierender quasi-staatlicher Institutionen legt sich über Gazastreifen und Westjordanland.

Denn die PLO bleibt zwar offiziell die Vertretung aller Palästinenser, doch hat sich daneben 1994 die Palästinensische Autonomiebehörde gegründet, die die innere Ordnung und Selbstverwaltung jener beiden Territorien übernehmen soll als eine Art semioffizielle, ausschließlich auf Innenpolitik beschränkte Regierung.

Zur PA gehören eine Exekutive mit mehreren „Ministerien“ sowie der Legislativrat, eine Art Parlament – und neun Sicherheits- und Geheimdienste mit allein etwa 30 000 Mitarbeitern.

Die Folge: Ein Netz konkurrierender Behörden, ein Brutplatz für Günstlingswirtschaft und Selbstblockade. So arbeiten etwa die diversen Polizeidienste oft gegeneinander, können Beschlüsse des Parlaments jederzeit von Arafat blockiert werden. Die PA hat zudem keine außenpolitische Kompetenz, und eine Verfassung, die ein Minimum an Rechtssicherheit brächte, existiert auch nicht.

Zunächst bleibt Arafat der starke Mann; er nutzt seine Macht, um diverse Gefolgsleute auf einflussreiche Sicherheitsposten zu hieven. Auch wegen dieser Klientelwirtschaft verliert die PLO massiv an Popularität. 2006 siegt die Hamas bei den Parlamentswahlen. Seither ringen auf allen Ebenen PLO- und Hamas-Anhänger um Macht.

JERUSALEM, 28. SEPTEMBER 2000. Das Plateau auf dem Tempelberg ist eine der heiligsten Stätten des Islam. Hier stehen der Felsendom, von dem aus der Prophet Mohammed in den Himmel



Land in Angst: Immer neue Selbstmordanschläge treffen Israel, wie hier in Haifa



Gegenschlag: Israels Truppen belagern 2002 Arafats Hauptquartier in Ramallah



Eine Sperranlage entlang der Westbank schützt seit 2002 Israel vor Terroristen

gefahren sein soll, und die al-Aqsa-Moschee, drittichtigstes Gotteshaus der Muslime. Alle israelischen Regierungen haben die religiöse Bedeutung des 14 Hektar großen Areals stets respektiert.

Juden ist es verboten, dort zu beten. Was immer auf dem Platz vorfällt, trifft unmittelbar den Nerv der Palästinenser.

Das weiß natürlich auch Ariel Scharon, der Ex-General und konservative Oppositionsführer, den man bewundernd wie besorgt „Bulldozer“ nennt.

Dennoch will er am 28. September 2000 den Tempelberg besuchen. Er holt dazu die Erlaubnis des Jerusalemer Bürgermeisters (seines Parteikollegen Ehud Olmert), des Sicherheitschefs der Palästinensischen Autonomiebehörde sowie des Premiers Ehud Barak ein. Barak, der den Vorwurf fürchtet, zu weich gegenüber den Palästinensern zu sein, stimmt zu, stellt eine Polizeieskorte bereit.

Olmert und vier weitere Parteifreunde begleiten Scharon auf den Platz vor der al-Aqsa-Moschee – sowie mehrere Hundert Polizisten. Zum Abschluss seines Besuchs, der etwa eine halbe Stunde dauert, erklärt Scharon, er könne sich vorstellen, mit den Palästinensern zusammenzuleben, habe sich nur einmal ansehen wollen, was auf dem Platz geschehe, und niemanden provoziert.

Das ist entweder unglaublich naiv oder bewusst gelogen. Auf jeden Fall ist es eine gewaltige Fehleinschätzung.

Schon als er den Tempelberg verlässt, schmeißen Palästinenser Stühle, Müll-eimer, Steine auf die Schutzleute, schreien den Politikern zu, sie würden das Sakrileg mit Blut und Feuer vergelten.

Am nächsten Morgen, Freitag dem 29. September, beginnen sich Muslime in der al-Aqsa-Moschee zum Gebet zu versammeln. Routinemäßig sperrt israelische Polizei das Plateau ab, um zu verhindern, dass Juden es an diesem

heiligen Tag betreten. Da werfen rund 20 Araber plötzlich Steine auf die Polizisten. Als der Aufruhr um sich greift, rufen die Sicherheitskräfte Verstärkung, schießen mit Tränengas und Gummigeschossen. Vier Araber werden getötet.

Dies ist der erste Tag der zweiten Intifada. Der Aufstand, der alle besetzten Gebiete erfasst, wird gut vier Jahre andauern – und über 4000 Opfer fordern.

RAMALLAH, 12. OKTOBER 2000, 9.30 Uhr. Ein Wagen nähert sich der Polizeistation in Ramallah. Darin: Josef Avrahami, 33, und Vadim Norjitz, 38, israelische Reservesoldaten, einer trägt Uniform, der andere Zivil; die Männer haben sich verfahren.

Offenbar hat niemand sie an der Grenze zum palästinensischen Autonomiegebiet zur Umkehr aufgefordert. Es ist unruhig in Ramallah, die Nachrichten vom angeblich gewaltsamen Tod eines Arabers haben Tausende auf die Straßen getrieben.

Nun stoppen palästinensische Polizisten die beiden Israelis, richten Gewehre auf ihre Köpfe, verhaften sie und bringen sie in die Wache.

Rasch verbreitet sich das Gerücht, man habe israelische Undercoveragenten festgenommen. Innerhalb weniger Minuten versammeln sich 1500 Menschen vor der Wache. Um 10.15 Uhr setzen einige Dutzend Palästinenser, bewaffnet mit Messern, Knüppeln und Eisenrohren, zum Sturm an.

Zwar versuchen die Polizisten zunächst, die Eindringlinge zurückzuhalten. Mindestens einer aber beteiligt sich an dem, was dann geschieht: In einem unfassbaren Bluttausch werden die Israelis getreten, gestochen, geschlagen, schließlich getötet.

Einer der Angreifer zeigt an einem Fenster im ersten Stock triumphierend seine blutverschmierten Hände, gefeiert

von den Zuschauern. Ein italienisches Fernsehteam, zufällig am Tatort, filmt das Geschehen.

Dann wird einer der vermutlich schon toten Männer aus dem Fenster geworfen, einen schleppt man aus der Tür.

Der Mob trampelt auf den leblosen Körpern herum, einige schlagen mit den Stäben aus einem zerbrochenen Fenstergitter auf sie ein. Ein britischer Fotograf beschreibt die Szene, als wenig später die Lynchmörder an ihm vorbeistürmen: „Sie zogen etwas hinter sich her. Ich sah, dass es ein Körper war. Der Unterteil des Körpers brannte, auf den Oberteil war geschossen worden, und den Kopf hatte man so übel zerschlagen, dass er nur mehr Brei war, wie rotes Gelee.“

Die israelische Reaktion folgt prompt: Bereits um 14.50 Uhr kreisen Hubschrauber über Ramallah. Bis zum Abend beschießen sie verschiedene Ziele in der Stadt.

DER 11. SEPTEMBER 2001 ändert auch im Nahen Osten die Spielregeln. US-Präsident George W. Bush widersetzt sich nun nicht, als der seit März 2001 amtierende Premier Ariel Scharon eine härtere Gangart anschlägt. Seit dem Beginn der zweiten Intifada gilt Jassir Arafat dem Ex-General nicht mehr als Verhandlungspartner, sondern als Drahtzieher oder zumindest Unterstützer der beispiellosen Welle an Anschlägen, die das Land erfasst hat.

„Der Staat Israel befindet sich im Krieg gegen den Terror“, sagt Scharon in einer Fernsehansprache. „Geplant, koordiniert und geleitet werden die Terroraktionen von einem Mann: Jassir Arafat. Der Chef der Autonomiebehörde ist ein Feind Israels und ein Feind der freien Welt.“



Nach Arafats Tod 2004 wird Mahmud Abbas PLO-Chef; er beendet die Intifada



Krieg aus der Luft: Folgen einer Raketen-
attacke der Hisbollah auf Haifa, 2006



Juden gegen Juden: Räumung der Siedlung
Amona durch Sicherheitskräfte, 2006

Im Dezember 2001 rücken israelische Truppen gegen das Hauptquartier der Palästinenser in Ramallah vor und schneiden Arafat für mehrere Wochen von der Außenwelt ab.

Doch das genügt Sharon nicht; nach einer weiteren Folge von Selbstmordanschlägen beschließt Israels Regierung die komplette Isolierung Arafats. Dem Kabinett erklärt Sharon am 11. April 2002: „Er wird niemanden treffen, niemanden sprechen, niemanden sehen und keine Ansprachen halten. Er wird eingeschlossen sein und keinerlei Verbindungen zur Außenwelt haben.“

In der Nacht darauf umschließt die israelische Armee mehrere Bürogebäude der Autonomiebehörde in Ramallah. In dem dreistöckigen Haus, in dem sich Arafats Büro befindet, drehen die Soldaten Strom und Wasser ab. Panzer und Maschinengewehre zielen auf den Bau, Kampfhubschrauber kreisen darüber.

Im Inneren der Häuser werden die Zustände von Tag zu Tag schlimmer. Das Wasser reicht nur knapp zum Trinken, Duschen und Toiletten funktionieren nicht. Erst am zehnten Tag der Belagerung erlauben die Israelis, die Eingeschlossenen mit Nahrungsmitteln zu versorgen, Brot, Konserven mit weißen Bohnen und Kichererbsen, ein wenig Gemüse. Am 22. April legen Soldaten einen dreifachen Stacheldrahtverhau um die zwei noch intakten Gebäude der Autonomiebehörde sowie einen Wall aus Autowracks, Schutt und Sandsäcken – der Belagerungsring ist komplett.

Überall in der islamischen Welt wird Arafat als Märtyrer gefeiert. Saudi-Arabien drängt die USA, Israel zu einem Ende der Blockade zu bewegen. Mit Erfolg. Condoleezza Rice, Sicherheitsberaterin von US-Präsident Bush, macht Ariel Sharon deutlich: „Den Vorschlag des Präsidenten abzulehnen hätte für Israel

verheerende Folgen.“ In der Nacht auf den 2. Mai ziehen sich die israelischen Truppen zurück.

DAS MONSTRUM, eine Mauer aus Stahlbeton mit massiven Wachtürmen, ist gut acht Meter hoch, fast doppelt so hoch wie die Berliner Mauer. Anderswo ist der Wall, der Israel gegen Attentäter abschotten soll, ein Maschendrahtzaun, abgesichert durch zwei Reihen aufeinandergetürmten Stacheldraht sowie einen zwei Meter tiefen Graben und Hightech-Sensoren.

Das größte Infrastrukturprojekt in der israelischen Geschichte kostet zwei Millionen Dollar pro 1000 Meter und soll eines Tages 709 Kilometer lang sein. Dann wird man 8,5 Millionen Meter Stacheldraht und 200 000 Zaunpfähle verbaut und gut 30 Millionen Kubikmeter Erde bewegt haben.

Der Bau beginnt offiziell am 16. Juni 2002 mit einer Einweihungszeremonie am Checkpoint Salem (bei Dschenin im Westjordanland) – dem nördlichsten Punkt der geplanten Anlage.

Im Hintergrund warten Bulldozer; sie sollen alle Olivenbäume herausreißen, die dem Bauwerk im Weg stehen. Ein Podium ist aufgebaut worden, von dem herab Verteidigungsminister Benjamin Ben Eliezer eine Rede hält: Der Zweck des Zaunes, verkündet der Politiker der Arbeitspartei, sei allein Sicherheit, er habe keine politische Funktion.

Doch das ist zweifelhaft: Zu 85 Prozent verläuft die etwa 60 Meter breite Sperranlage auf dem Territorium der Westbank – also nicht auf der Grenze zum israelischen Staatsgebiet. Viele palästinensische Bauern sind so von ihrem Land abgeschnitten. Und der Zugang durch die knapp 70 Tore (von denen viele permanent oder einen großen Teil des Jahres geschlossen sind) ist kompliziert, allein mit speziellen Ausweisen

und oft nur zu wenigen Zeiten am Tag möglich. „Zaun der Apartheid“ nennen Kritiker das Bauwerk.

Allerdings geht die Zahl der israelischen Opfer nach dem Bau des Schutzwalls tatsächlich stark zurück: 2002 starben 457 Menschen bei Terroranschlägen, im Jahr 2012 nur noch 15.

RAMALLAH, 25. OKTOBER 2004. Während einer Unterredung mit Vertrauten in seinem Präsidentensitz wird Jassir Arafat plötzlich bleich und spuckt Blut. In den folgenden Tagen verschlechtert sich sein Zustand, am 27. Oktober verliert er zeitweise das Bewusstsein.

Mit Erlaubnis der israelischen Behörden – der Palästinenserführer steht noch immer unter Hausarrest – wird er am 29. Oktober per Hubschrauber in eine Klinik nach Amman geflogen und von dort nach Paris.

Die Ärzte stellen eine Immunkomplexerkrankung fest, einen Mangel an Blutplättchen. Trotz mehrerer Bluttransfusionen fällt Arafat am 3. November in ein Koma. Am 11. November morgens um 3.30 Uhr stirbt er.

Angeblich aufgrund von Sicherheitsbedenken der Israelis darf sein Leichnam nicht auf dem Gelände der al-Aqsa-Moschee auf dem Tempelberg beerdigt werden; stattdessen wird er in seinem Hauptquartier in Ramallah beigesetzt.

Die Ursache der Krankheit bleibt unklar – Arafats Witwe untersagt eine Autopsie (im Juli 2012 jedoch erstattet sie in Frankreich Anzeige wegen Mordes an ihrem Mann; daraufhin untersuchen Spezialisten aus mehreren Ländern die sterblichen Überreste Arafats, bis Mai 2013 allerdings ohne Ergebnis).

Nachfolger Arafats als PLO-Chef und später auch als Präsident der Autono-



Gezielt tötet Israel seine Feinde, zerstört hier 2009 das Haus eines Hamas-Führers



2012 verleiht die Uno den Palästinensern einen staatenähnlichen Status



Ein neuer Krieg? 2013 greifen israelische Kampffjets Ziele in Syrien an

miebehörde wird Mahmud Abbas, 69, der sich für eine gewaltlose Auseinandersetzung mit Israel einsetzt.

GAZASTREIFEN, 17. AUGUST 2005. Heikler noch als die Evakuierung der Lebenden ist in diesem Fall die Umbettung der Toten.

Premierminister Ariel Scharon hat beschlossen, den Gazastreifen zu räumen, um ein teures und kaum noch in den Griff zu bekommendes Problem loszuwerden. Denn die Befriedung und Versorgung des armen, aber bevölkerungsreichen Gebiets nimmt enorme Ressourcen in Anspruch.

Immer wieder greifen Terroristen vom Gazastreifen aus Israel mit Raketen an, die militärischen Gegenattacken fordern immer mehr Opfer. Und anders als das Westjordanland hat das winzige Territorium an der Grenze zu Ägypten weder strategischen Wert, noch sehen die meisten Israelis darin jüdisches Kernland.

Den jüdischen Siedlern im Gazastreifen hat Premierminister Ariel Scharon großzügige Kompensationen zugesagt: Jede der rund 3800 Familien wird im Durchschnitt 230 000 Dollar dafür bekommen, dass sie ihre Heimat verlässt und auf israelisches Staatsgebiet zieht.

Anders als befürchtet, lassen sich viele Siedler durch die Entschädigungszahlungen beruhigen. Der Widerstand gegen die 14 000 Soldaten und Polizisten, die an diesem Tag im Gazastreifen aufmarschieren und die Häuser der Juden räumen, beschränkt sich vorwiegend darauf, nicht freiwillig zu gehen und sich stattdessen wegtragen zu lassen.

Kein Vergleich mit den Ereignissen in Jamit 1982, als die Armee auf dem Sinai mit Gewalt Häuser stürmen und

Bunker knacken musste. Dennoch schicken manche Siedler ihre Kinder mit einem gelben Davidstern auf der Brust aus den Häusern und lassen sie die Hände hoch halten – um so Erinnerungen an Bilder von der Räumung des Warschauer Ghettos durch die Deutschen 1943 hervorzurufen.

Tote umzubetten, ist nach jüdischem Glauben eigentlich verboten. Doch in Gusch Katif im Süden Gazas liegen 48 Gräber. Soll man die zurücklassen – auf die Gefahr hin, dass sie nach Abzug der Israelis geschändet werden könnten?

Das kommt nicht infrage, deshalb bittet der Oberrabbiner der Armee, ein Geistlicher im Rang eines Brigadegenerals, die Oberrabbiner Israels um die Erlaubnis zur Verlegung. Sie wird erteilt, es sind indessen strenge Regeln einzuhalten: So muss neben den Leichnamen auch die umgebende Erde in ein neues Grab gebracht werden.

Ein Armeesprecher erklärt später, dies sei eine der sensibelsten und komplexesten Missionen gewesen, mit denen man die Streitkräfte je betraut habe.

VIELLEICHT WAR DIES ja die einmalige Chance auf Frieden im Nahen Osten. Am 16. Januar 2007 enthüllt die Tageszeitung „Haaretz“ ein Geheimnis: Von 2004 bis 2006 haben drei inoffizielle Unterhändler den Entwurf für einen Friedensvertrag zwischen Israel und Syrien erarbeitet. Amon Liel, der ehemalige Botschafter Israels in Ankara, Ibrahim Suleiman, ein Alawit aus dem gleichen Dorf wie Syriens Diktator Baschar al-Assad, sowie als neutraler Vermittler Nicolas Lang, Nahost-Beauftragter im Schweizer Außenministerium, haben sich jahrelang heimlich getroffen. Und schließlich einen bahnbrechenden Plan verabredet: Israel würde sich von den 1967 im Sechstagekrieg besetzten Golanhöhen zurückziehen.

Diese Grenzregion zu Syrien ist strategisch so wichtig, dass die Knesset sie 1981 zum Teil des israelischen Staatsgebietes erklärt hat. Von den Gipfeln der Berge ist das 60 Kilometer entfernte Damaskus zu sehen, ganz Nordisrael kann von hier zum Ziel für Artilleriegeschosse werden. Doch nun sollen alle Truppen abgezogen und die Gegend in einen Naturpark umgewandelt werden.

Zusätzlich wollen beide Seiten eine große entmilitarisierte Zone entlang der Grenze schaffen. Israel würde weiterhin den Oberlauf des Jordan (und damit die Wasserreserven der gesamten Region) kontrollieren, Syrien keine Unterstützung mehr für die Terrororganisationen Hisbollah und Hamas leisten und sich vom Iran distanzieren.

Angeblich, so beteuern die Unterhändler, seien die offiziellen Stellen stets vom Gang der Diskussionen unterrichtet gewesen. Doch als „Haaretz“ die Verhandlungen öffentlich macht, dementiert Israels Premier Ehud Olmert, je davon gewusst zu haben.

Zwei Jahre später muss Olmert wegen einer Korruptionsaffäre zurücktreten. Sein Nachfolger wird einmal mehr Benjamin Netanjahu. Da erklärt Syriens Regierung, es gebe in Israel keinen Verhandlungspartner für einen Frieden.

GAZASTREIFEN, 1. JANUAR 2009. Die Stimme am Telefon lässt keinen Zweifel an ihrer Warnung: Die israelische Armee werde „jedes Gebäude treffen und zerstören, das Munition oder Waffen enthält. Mit der Verbreitung dieser Bekanntmachung ist das Leben eines jeden, in dessen Heim Munition oder Waffen gefunden werden, in Gefahr, und er muss um seine Sicherheit und der seiner Familie willen diesen Ort verlassen.“

Die Israelis nennen es „Dachklopfen“: jene Taktik, die Bewohner eines zur Zerstörung ausgewählten Gebäudes vorzuwarnen, mit der sie einerseits das Leben von Zivilisten schonen wollen – und andererseits Panik verbreiten.

Es ist der sechste Tag der Operation „Gegossenes Blei“, des Angriffs Israels auf die Hamas im Gazastreifen. Seit rund zwei Jahren kontrolliert die radikal-islamische Palästinenserorganisation dieses Gebiet und lässt ihre Kämpfer von hier aus häufig umliegende israelische Orte mit Raketen beschießen.

Einer der Führer der Hamas ist Nizar Rajan, Hochschullehrer für islamisches Recht und extremer Israelhasser. Rajan hat seinen eigenen Sohn ein paar Jahre zuvor auf einen Selbstmordanschlag gegen eine jüdische Siedlung geschickt. Er lebt mit seiner Familie in Dschabalia, im nördlichen Teil Gazas.

Auch Rajan hat vermutlich einen Warnanruf der Israelis bekommen – und ihn ignoriert. Vielleicht will er zum Märtyrer werden, vielleicht glaubt er, dass Israel niemals ein Haus mit so vielen Zivilisten angreifen würde.

Ein Irrtum. Am Neujahrstag wirft ein Bomber einen Sprengsatz von einer Tonne auf das vierstöckige Apartmentgebäude, von dem nichts als Trümmer übrigbleiben. Rajan, seine vier Frauen und elf Kinder zwischen zwei und 16 Jahren werden getötet.

Insgesamt dauert der Hightech-Krieg gegen die Hamas 22 Tage; Israel setzt neben Präzisionsbomben auch weniger genaue Artilleriegranaten ein, die in der Luft zerplatzen und dabei mehr als 100 Gefäße mit weißem Phosphor freisetzen. Die Chemikalie entzündet sich von selbst an Sauerstoff und brennt sich in Personen und Gebäude.

Amnesty International spricht von Tausenden zerstörten Wohnungen, Geschäften und öffentlichen Gebäuden; 1400 Palästinenser seien getötet worden, darunter 300 Kinder und Hunderte von unbewaffneten Zivilisten.

Kämpfer der Hamas (und anderer Gruppierungen) schießen in dieser Zeit 571 Raketen und 205 Mörsergranaten auf Israel, die drei Menschen töten. Neun israelische Soldaten fallen in den Kämpfen.

DER FRIEDEN MIT ÄGYPTEN, der durch die Reise Sadats nach Jerusalem 1977 möglich geworden war, hatte Israel einst von einem Schreckgespenst befreit: so wie im Jom-Kippur-Krieg 1973 überraschend an mehreren Fronten angegriffen zu werden. Zumindest im Südwesten stand nun mehr als drei Jahrzehnte lang kein Feind mehr. Doch seit 2011 ist der Albtraum zurückgekehrt.

18. August 2011, 12.00 Uhr mittags auf dem israelischen Highway Nr. 12, der von dem Touristenzentrum Eilat am Roten Meer nach Mitzpe Ramon führt, nahe der Grenze zu Ägypten: Drei Männer in Militärwesten, ausgerüstet mit Sturmgewehren, Sprengkörpern und Bombengürteln, stellen sich im Abstand von etwa 200 Metern an den Straßenrand und eröffnen das Feuer auf einen herannahenden Überlandbus der Linie 392, mindestens zehn Passagiere werden verwundet.

12.20 Uhr. Einer der Terroristen sprengt sich neben einem anderen Bus in die Luft und tötet dabei den Fahrer. Ein weiterer Angreifer zielt mit einer Panzerfaust auf einen Helikopter der israelischen Luftwaffe, verfehlt ihn aber.

12.25 Uhr. Einer der beiden überlebenden Attentäter schießt auf zwei vorbeifahrende PKW, insgesamt fünf Menschen sterben. Ein heranrasender Armeejeep der israelischen Golani-Brigade überrollt einen Terroristen. Ein zweiter Geländewagen fährt vor und wird von einer Sprengladung getroffen; als die Soldaten aussteigen, wird ein Unteroffizier erschossen.

12.30 bis 13.00 Uhr. Der letzte der drei Männer wird von Soldaten und Polizisten der Anti-Terror-Einheit Jamam erschossen. Da der israelische Inlandsgeheimdienst vor einem Anschlag gewarnt worden war, sind etliche Spezialeinheiten der Sicherheitskräfte in der Gegend.

13.30 bis 14.30 Uhr. Der Angriff ist noch nicht vorüber. Nun werden die Truppen von der ägyptischen Seite der Grenze unter Feuer genommen. Die Soldaten schießen zurück und dringen auf ägyptisches Territorium vor. Dort töten sie weitere Terroristen. Es sind, wie sich herausstellt, mehr als zehn Kämpfer des palästinensischen „Volkswiderstandskomitees“, die mehr als einen Monat auf dem Sinai verbracht hatten, ohne dass die Polizei eingriff. Drei von ihnen haben ägyptische Pässe.

Wegen des Grenzüberttritts der israelischen Einheiten fordern führende

ägyptische Politiker den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Israel. Der kurzzeitige Premierminister Essam Scharaf droht, das ägyptische Blut werde „nicht umsonst vergossen“.

AUS SICHT JERUSALEMS droht der „Arabische Frühling“ – die seit 2010 währende Umwälzung der politischen Regime im Nahen Osten durch Volksaufstände und Oppositionsgruppen – alle Nachbarländer Israels in einen einzigen großen Libanon zu verwandeln: in eine Region, in der lokale Autokraten sowie religiöse und politische Extremisten endlose Fehden miteinander austragen.

Mit Ägypten, Jordanien und Syrien hat der Judenstaat reguläre Kriege ausgefochten; also Konflikte mit großen Armeen und festen Fronten, in denen Territorien besetzt oder verloren wurden.

Später gelangen mit Kairo und Amman relativ stabile Friedensschlüsse, mit Damaskus immerhin ein fragiler Waffenstillstand. Den zerfallenden Libanon mit seinen Bürgerkriegsparteien jedoch hat Jerusalem, trotz mehrerer Versuche, weder militärisch befrieden können, noch gab es dort einen starken Partner, mit dem man einen verlässlichen Frieden hätte arrangieren können.

Die Sorge der meisten Israelis – ob politisch links oder rechts, ob religiös liberal oder orthodox – ist nun, dass sich Syrien und Ägypten (und, wer weiß, in Zukunft vielleicht auch Jordanien) in permanente Bürgerkriegszonen verwandeln, in denen nur eines sicher scheint: Es wird dort starke religiös-fanatische Fraktionen geben, die Jerusalem kompromisslos bekämpfen.

Am Ende wäre dann Israel, die große jüdische Utopie des vergangenen Jahrhunderts, tatsächlich der einzige funktionierende Staat in der Region. Er wäre umgeben von einer unübersichtlichen, unkontrollierbaren Menge an Feinden.

Und seine Zukunft wäre, welch bittere Ironie, nach fast 40 Jahren des Friedensprozesses unsicherer denn je. □

Sebastian Kretz, 31, ist Journalist in Berlin.
Dr. Frank Otto, 45, gehört zur Redaktion von GEOEPOCHÉ. Er hat das Konzept dieses Heftes erarbeitet und die Produktion koordiniert.

EINE MÖRDERISCHE ALLIANZ

Jahrelang tobt ein Bürgerkrieg im Libanon. In dem zerfallenden Staat etabliert sich die PLO und greift von dort immer wieder Israel an. 1982 befiehlt Verteidigungsminister Ariel Scharon den Gegenschlag. Doch der Feldzug endet in einem Kriegsverbrechen VON ANNA CATHERIN LOLL

Der Kampf gegen Israel destabilisiert die arabische Welt. Denn die 1948/49 aus ihren Dörfern vertriebenen Palästinenser versetzen die gesamte Region in Aufruhr: mit ihrer Verzweiflung über die Verhältnisse in den Flüchtlingslagern, der wütenden Forderung nach Unterstützung durch die Araber, dem Hass auf den Judenstaat, der ihnen die Heimat genommen hat.

Auch der Libanon ist betroffen. Dort haben die Religionsgruppen lange in einem angespannten Frieden nebeneinander gelebt. Doch der Zuzug Hunderttausender Palästinenser bringt das prekäre Gleichgewicht von Christentum und Islam ins Wanken. Im Südlibanon und in der Hauptstadt Beirut entstehen riesige Notunterkünfte. Hier, im Elend der Zeltstädte, herrscht die PLO unter Führung Jassir Arafats, des Todfeindes Israels. Die Palästinenserorganisation verübt von ihren Basen seit Mitte der 1970er Jahre Anschläge in Israel.

Zudem kämpft die PLO gemeinsam mit einheimischen muslimischen Rebellen gegen die Christen um die Macht im Libanon. Ab 1975 zerbricht der Staat an einem Bürgerkrieg mit komplizierten Fronten, in den sich auch noch Syrien einmischt, das Truppen in den Norden entsendet.

Eine der vielen Gruppen, die in den libanesischen Wirren kämpfen, ist die Falange, die Garde der maronitischen Christen (papsttreue orthodoxe Katholiken). Deren Anführer Baschir Gemayel sucht Unterstützung im Kampf gegen die PLO – und findet einen mächtigen Alliierten.

Im Juni 1981 ist Menachem Begin aus dem konservativen Likud-Block zum israelischen Premierminister wiedergewählt

worden. Zum Verteidigungsminister ernannt der Regierungschef Ariel Scharon. Der ehemalige General und Held des Jom-Kippur-Krieges will vor allem eines: den Libanon von der PLO „säubern“. Scharon geht es dabei auch um die Flüchtlingslager – in seinen Augen „Terroristencamps“. Scharons Ziel ist eine neue politische Ordnung im Libanon, ein Staat, der Israels unterstützt. Auch die Syrer müssten dafür aus dem Land vertrieben werden.

Da der Falange-Chef Gemayel immer wieder betont, auf Israels Seite zu stehen, sieht Scharon ihn als idealen Verbündeten. „Wir machen Baschir zum Präsidenten!“, erklärt er.

IM FRÜHJAHR 1982 eskaliert der Konflikt zwischen Israel und der PLO. Nach mehreren Terroranschlägen beschließt das Kabinett in Jerusalem den Einmarsch in den Südlibanon, um dort die palästinensische Guerilla zu bekämpfen.

Doch Scharon legt den Angriffsbefehl viel weiter aus: Eine Woche nach dem Invasionsbeginn rücken Einheiten am 6. Juni in den Osten und Süden Beiruts ein. Das überrascht selbst Begin, der nicht informiert war. Dennoch: Trotz scharfer Debatten duldet der – nicht besonders durchsetzungsstarke – Premier Scharons eigenmächtige Vorgehensweise.

Israelische Piloten und Artilleriebataillone greifen vermutete Stellungen der PLO in Beirut an; weite Teile der Stadt werden dabei zerstört und Zivilisten getötet. Groß ist das Entsetzen der internationalen Öffentlichkeit.

Nun setzen US-Diplomaten beide Kriegsparteien unter Druck: Mit Arafat handeln sie den Abmarsch der palästinensischen Kämpfer aus dem Libanon aus; von den Israelis erzwingen sie, den PLO-Rückzug zuzulassen. Scharon unterschreibt eine Garantie für

die Unversehrtheit der Palästinenser in Westbeirut.

Am 21. August beginnt der Abzug von Arafat und fast 15000 seiner Gefolgsleute aus der Stadt. Acht arabische Länder haben zugestimmt, die Kämpfer aufzunehmen; der PLO-Chef besteigt ein Schiff Richtung Tunis. Zwei Tage

Beirut im Visier: Mit einem Militärschlag will Ariel Scharon (in der Lederjacke) das Hauptquartier der palästinensischen Guerilla treffen. Obwohl er dabei Befehle seiner Regierung ignoriert, lässt Premier Menachem Begin (r.) ihn gewähren



später wählt das libanesische Parlament Baschir Gemayel zum Präsidenten.

Scharon vermutet nach wie vor mehr als 2000 PLO-Kämpfer in Beiruts palästinensischen Flüchtlingslagern; auf Gemayels Befehl rückt ein Bataillon der libanesischen Armee in eines der Camps ein und verhaftet etwa 230 Männer. Doch am 14. September wird Gemayel bei einem Sprengstoffattentat von einem politischen Gegner ermordet. Daraufhin lässt Scharon strategische Plätze im Westen Beiruts besetzen – und gibt einen verhängnisvollen Befehl: Nicht israelische Soldaten sollen sich bei der Durchsuchung der Flüchtlingslager in Gefahr begeben, sondern Falange-Milizionäre. Die glauben, dass die PLO das Attentat auf ihren Führer verübt hat.

Und sinnend auf Rache.

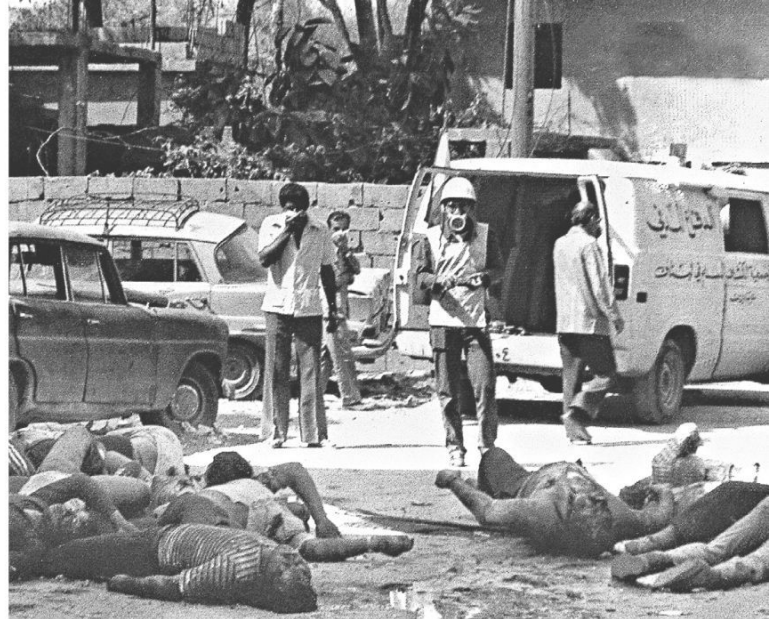
Die Israelis errichten elf Kontrollposten um die insgesamt etwa einen Quadrat-kilometer großen Flüchtlingslager Sabra und Schatila. Die nahe beieinanderliegenden Camps haben sich seit 1949 von Zeltlagern zu provisorischen Städten entwickelt, mit eng beismmenstehenden Flachbauten aus Wellblech, dazwischen sandigen Gassen. Zu Beginn der israelischen Invasion wohnten hier mehr als 20000 Menschen. Nach dem Abzug der PLO sind die meisten unbewaffnete Zivilisten.

Am Nachmittag des 16. September 1982 betreten die ersten 150 Falange-Kämpfer das Lager. Was dann genau geschieht, ist bis heute unklar – die israelische Armee schirmt die Camps vollständig ab. Doch am nächsten Morgen ist im Generalstab der Armee in Tel Aviv bekannt, dass ein „Gemetzel“ im Gang zu sein scheint. Der israelische Außenminister Jitzchak Schamir wird informiert. Er reagiert nicht.

Ein israelischer Leutnant beobachtet von einer Sandhöhe die Ermordung von fünf Frauen und Kindern im Lager. Er informiert seinen Vorgesetzten. „Es gefällt uns nicht“, antwortet dieser ihm, aber er solle nicht einschreiten. Die Israelis lassen immer mehr Falange-Kämpfer in das Lager, wo sie auf wenig Widerstand stoßen. Die Milizionäre treiben die Menschen auf die Straßen, befragen sie nach Terroristen. Bald verfallen sie in einen Bluttausch, bei dem sie ihre Opfer vergewaltigen, erschießen, mit Äxten auf sie einschlagen, sie lebend hinter Autos herziehen oder zu Tode prügeln.

Am 18. September werden die Folgen des Massakers deutlich: Journalisten schicken Bilder von aufgedunsenen Leichen um die Welt. Es sind so viele, dass die Täter sie mit Bulldozern zu vier Meter hohen Bergen am Straßenrand zusammengeschoben haben. Frauen liegen entblößt mit weit geöffneten Beinen in ihren Häusern, einer Schwangeren ist bei lebendigem Leib der Fötus aus dem Bauch geschnitten worden. Kinder verwesen zertrampelt am Boden oder haben

Hunderte Leichen säumen die Straßen dieses palästinensischen Flüchtlingslagers in Beirut, nachdem Kämpfer einer mit Israel verbündeten Miliz es gestürmt haben. Scharon erfährt früh von dem Vorgehen, unternimmt aber nichts



durchgetrennte Kehlen. Die Israelis geben später an, dass während des Massakers 700 bis 800 Menschen umgekommen sind. Das internationale Rote Kreuz spricht von mehr als 2000 Toten.

Die Auseinandersetzung, wer für die Morde verantwortlich ist, dauert bis heute an. PLO-Vertreter bezichtigen die Soldaten der israelischen Besatzungsarmee und ihre Verbündeten. Die Falangisten beschuldigen ebenfalls Israel: Nur wenige ihrer Männer seien in den Flüchtlingslagern gewesen – und dabei habe es sich um „israelische Agenten“ gehandelt. Überlebende wiederum erzählen von israelischen Soldaten, die sich neben den Falange-Kämpfern während des Massakers im Lager befunden hätten.

Premier Begin wehrt sich gegen die Vorwürfe. Und der Oberkommandierende der israelischen Armee erklärt, die Falangisten hätten die Kontrolle über ihre Männer verloren.

Doch auch viele Israelis machen ihre Armeeführung verantwortlich. 400000 Menschen demonstrieren in Tel Aviv. Eine Untersuchungskommission rügt Scharon dafür, dass er das Blutbad nicht verhindert habe. Als Konsequenz muss er sein Amt als Verteidigungsminister aufgeben, bleibt aber im Kabinett als Minister ohne Geschäftsbereich.

Sein Plan indes, Israel mehr Sicherheit zu verschaffen, geht nicht auf. Denn noch im Jahr des PLO-Abzugs entsteht im Libanon eine neue, ebenso gefährliche Guerillaorganisation: die schiitische Hisbollah, die „Partei Gottes“.

Von Syrien und dem Iran finanziert und hochgerüstet, verüben ihre Kämpfer zahlreiche Selbstmordanschläge, greifen die israelische Besatzungsarmee immer wieder an.

Nach dem Abzug der Truppen Jerusalems im Jahr 2000 übernimmt die Hisbollah die Kontrolle an der Grenze, beschießt und entführt Israelis. 2006 marschiert Israels Armee deshalb noch einmal für kurze Zeit in den Libanon ein – doch auch diesmal kann sie den Terror nicht entscheidend treffen.

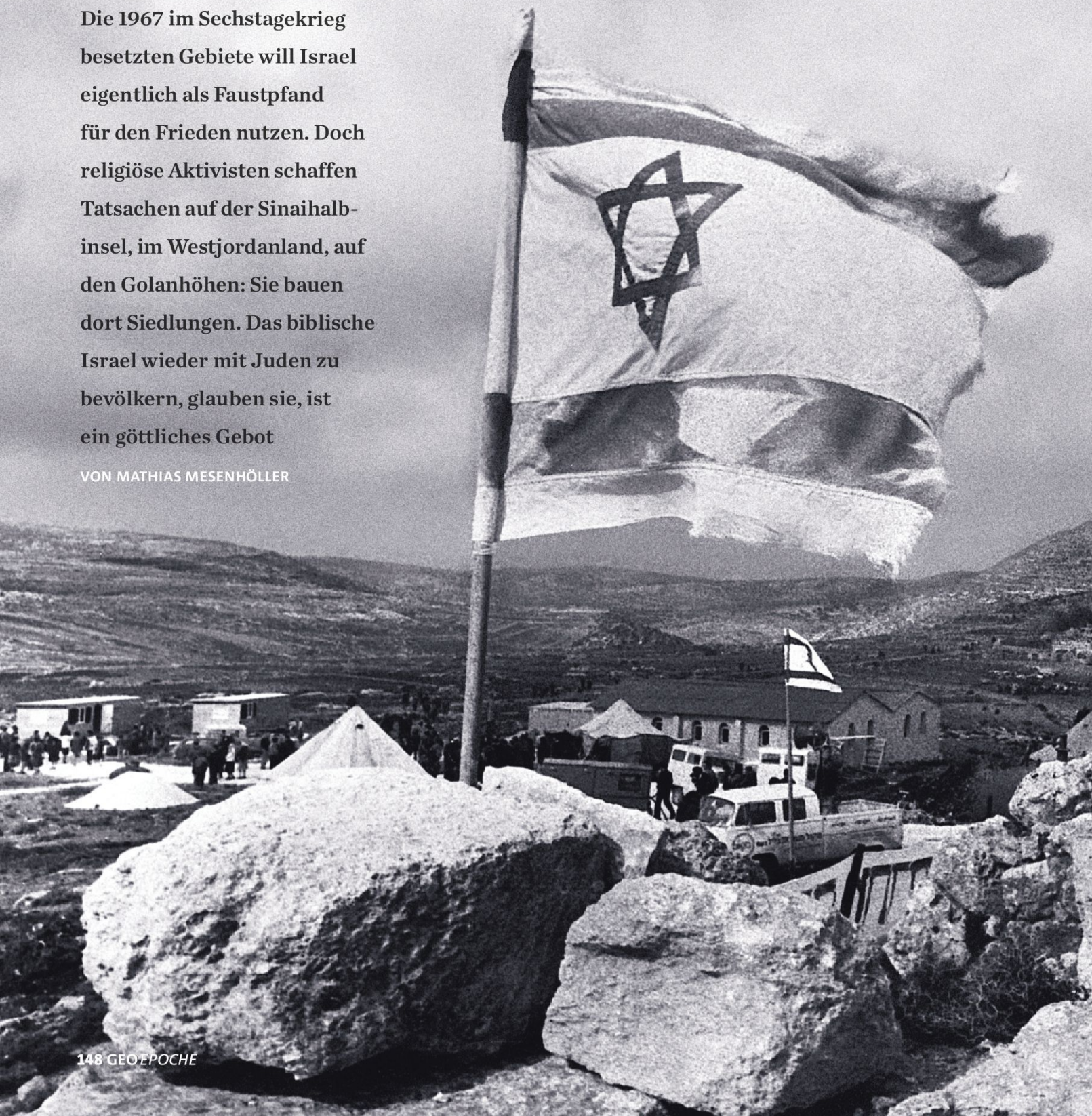
Und so dauern die Angriffe aus dem Libanon gegen israelische Soldaten und die Zivilbevölkerung bis heute an. □

Anna Catherin Loll, 33, ist Autorin in Berlin.

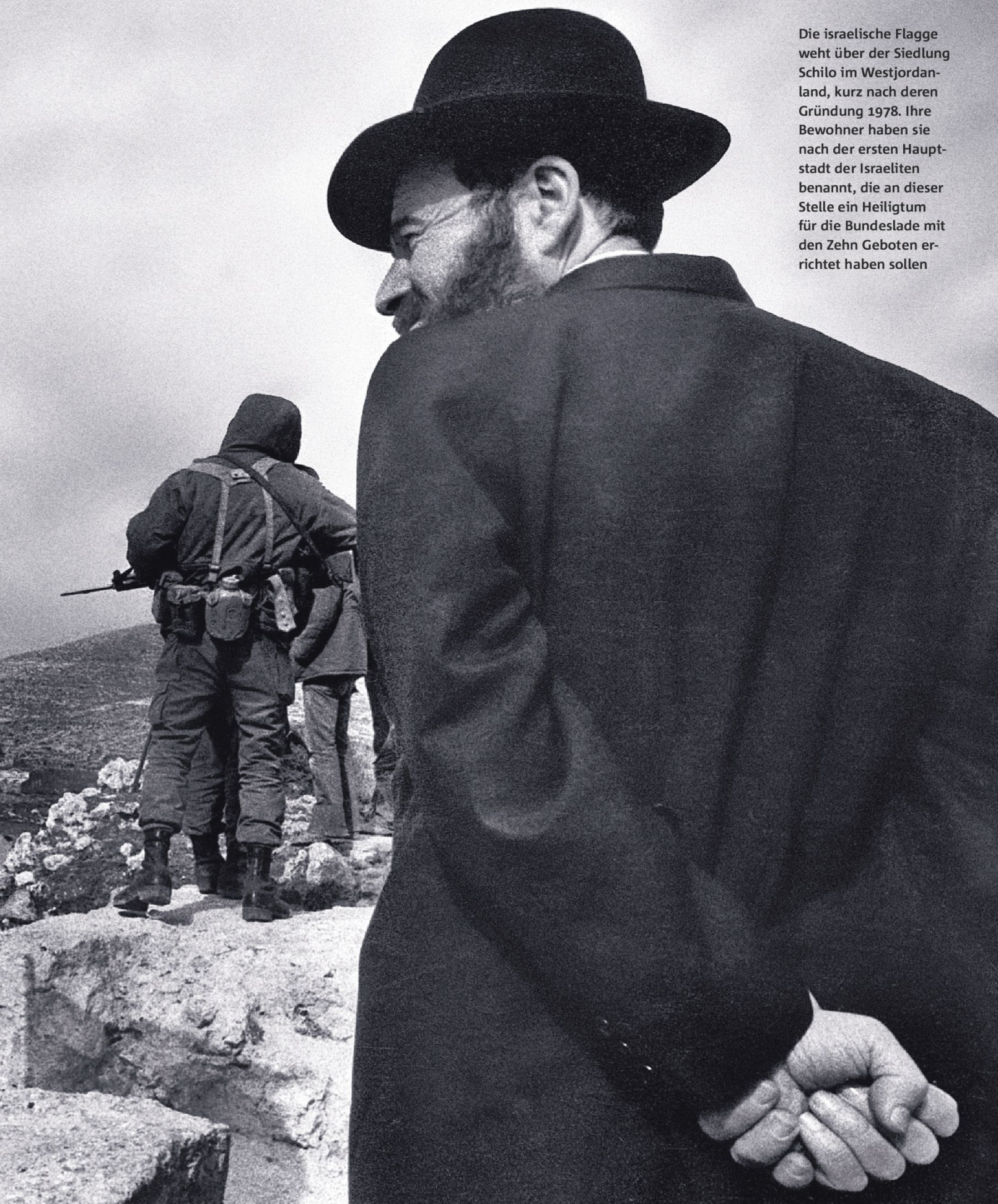
DIE PIONIERE GOTTES

Die 1967 im Sechstagekrieg besetzten Gebiete will Israel eigentlich als Faustpfand für den Frieden nutzen. Doch religiöse Aktivisten schaffen Tatsachen auf der Sinaihalbinsel, im Westjordanland, auf den Golanhöhen: Sie bauen dort Siedlungen. Das biblische Israel wieder mit Juden zu bevölkern, glauben sie, ist ein göttliches Gebot

VON MATHIAS MESENHÖLLER



Die israelische Flagge weht über der Siedlung Schilo im Westjordanland, kurz nach deren Gründung 1978. Ihre Bewohner haben sie nach der ersten Hauptstadt der Israeliten benannt, die an dieser Stelle ein Heiligtum für die Bundeslade mit den Zehn Geboten errichtet haben sollen



Hebron, 25. Februar 1994. Ein Wintertag im besetzten Westjordanland. Der islamische Fastenmonat Ramadan ist auf seinem Höhepunkt. Kurz nach 5.00 Uhr morgens, es ist noch dunkel, verklingt der Ruf des Muezzins von der Ibrahimi-Moschee. Etwa 800 Gläubige haben sich zum Gebet versammelt. Auf diesen Moment hat Baruch Goldstein gewartet. In seiner Uniform eines Reserveoffiziers der israelischen Armee nähert er sich dem Gotteshaus. Der dichte Bart weist ihn als religiösen Juden aus. In der Hand hält er ein Sturmgewehr.

Die Ibrahimi-Moschee ist umfasst von rund 2000 Jahre alten Mauern eines jüdischen Heiligtums, hinter denen Kreuzfahrer eine Kirche bauten, die später Muslime ihrem Gott weihten.

Ein sakraler Ort: In einer Höhle unter der Kultstätte sollen einst die Patriarchen Israels bestattet worden sein: Abraham, Isaak und Jakob. Auch den Muslimen gilt Abraham als Stammvater, Isaak und Jakob sind für sie Propheten.

Seit der israelischen Eroberung Hebrons 1967 nutzen Juden einen Teil des Heiligtums als Synagoge. Ein fragiles Arrangement; immer wieder kommt es zu Streit. Israelische Armeeposten und einige Polizisten sollen für Sicherheit sorgen.

An diesem frühen Morgen aber sind die Polizisten verspätet, wie so oft. Und die Soldaten stehen weit entfernt voneinander. Baruch Goldstein tritt in den Eingang der Moschee und schiebt mit dem Gewehrkolben einen arabischen Wachmann beiseite. Dann steht er im Rücken Hunderteter betender Araber. Und drückt ab.

Goldstein zielt direkt auf die Köpfe seiner Opfer, lädt nach, feuert ein zweites Magazin leer, dann ein drittes.

Tote, Blut, Schreie, Panik.

Baruch Goldstein schießt auf Menschen – doch sein eigentliches Ziel ist

der Friedensprozess zwischen Israel und den Palästinensern.

Endlich, während Goldstein abermals nachlädt, kann ihn einer der Muslime mit einem Feuerlöscher niederschlagen. Die wütenden Überlebenden stürzen sich auf den Mörder und prügeln auf ihn ein, bis er tot ist.

30 Tote und mehr als 100 Verwundete sind die Bilanz des Massakers am Patriarchengrab. Doch weitaus mehr Menschen werden in der nun einsetzenden Eskalation sterben, darunter Israels friedensbereiter Premier Jitzchak Rabin, der knapp zwei Jahre später einem

Doch die israelisch-palästinensische Verteilung, aus der sich bis heute kein Ausweg erkennen lässt, ist nicht schicksalsgegeben. Sondern das Ergebnis einer Geschichte von Fanatismus und Blindheit, Angst und Sicherheitsstreben, Gier und Machtpolitik. Sie beginnt mit einem vergifteten Triumph: Israels Sieg im Sechstagekrieg 1967.

DAS LAND WESTLICH des Jordan ist rau und schön zugleich. Sattes Grün neben kargen Höhen, Weizenfelder und Olivenhaine neben einsamer Wüste, Weinberge neben Tausende Jahre alten



Attentat zum Opfer fällt – ausgeführt von einem Bewunderer Goldsteins.

Denn während die Mehrheit der Israelis auf den Anschlag von Hebron mit entsetzter Abscheu reagiert, erlangt der „Märtyrer“ Goldstein beim radikalen Flügel der jüdischen Siedler im Westjordanland heiligengleiche Verehrung.

Es ist das Milieu, aus dem er selbst stammt. Sein Ziel ist das ihre: mit allen Mitteln einen palästinensischen Staat in den besetzten Gebieten zu verhindern.

Sie haben es erreicht.

Ansiedlungen. Von der UN-Vollversammlung 1947 einem zu gründenden arabischen Staat zugesprochen, wird der mehr als 5500 Quadratkilometer große Landstrich 1948/49 während des ersten arabisch-israelischen Krieges von Transjordanien besetzt. 1967 erobert Israel das Gebiet im Sechstagekrieg.

So überwältigend der Sieg ist, er trägt den Makel, rein *militärischer* Logik entsprungen zu sein. Der junge Staat war umklammert, hat sich freigekämpft und ein Glacis geschaffen. Doch auf die *poli-*



Ein Kran setzt einen Wohncontainer ins Westjordanland: Oft errichten die Siedler ihre Dörfer innerhalb weniger Stunden – und zwingen die Regierung, sie anzuerkennen

Fahnen, Kippot und Unterwäsche auf einer Leine in Ofra. Die Siedlung ist aus einem Bauarbeitercamp entstanden – unter den Augen der Armee und gegen den Willen des Premiers



Das Wohngebiet Har Choma in Jerusalem. Im Ostteil der Hauptstadt sowie im Westjordanland leben heute etwa 520 000 jüdische Siedler in rund 250 Ortschaften

tische Frage, was nun mit den Territorien und ihren Bewohnern geschehen soll, haben seine Führer keine Antwort.

Offiziell dienen die besetzten Gebiete als Pfand, um eine Anerkennung Israels durch seine Nachbarn auszuhandeln sowie dauerhaften Frieden.

Doch Ende Juni 1967 erklärt die Regierung die faktische Annexion Ostjerusalems, und im Kabinett wird die Einverleibung weiterer erobelter Gebiete diskutiert. Die Mehrheit der Bürger plädiert ohnehin dafür, alles zu behalten.

Dazu gehören Militärs, denen Israels Verwundbarkeit in den alten Grenzen Alpträume bereitet hat, sowie jene, die dem Traum von „Groß-Israel“ anhängen: meist fromme Juden, für die es um mehr geht als Politik.

Diese Nationalreligiösen sehen in den okkupierten Feldern, den Hainen und Höhenzügen, den alten Ortsnamen eine Säule jüdischer Identität. Hier haben die Erzväter mit Gott gesprochen, ihre Brunnen gegraben und Herden geweidet. Haben die biblischen Propheten des Herrn Wort verkündet, Israels Könige geherrscht. Hier ist kein arabisches

„Westjordanland“ – sondern das dem jüdischen Volk verheißene Judäa und Samaria. Es in Besitz zu nehmen ist ein göttliches Gebot. Vielleicht das höchste von allen.

So jedenfalls predigt es der Rabbiner Zvi Jehuda Kook in seiner Religionschule, der Jeschiwa Merkaz ha-Rav in Jerusalem. Gegründet von Kooks Vater Anfang der 1920er Jahre, lehrt die Jeschiwa, mit dem Zionismus habe das Endzeitalter begonnen: Ohne es zu wissen, hätten

die weltlichen Kämpfer einen Aufbruch nach Palästina begonnen, an dessen Ende im Heiligen Land ein Staat unter dem Religionsgesetz entstehen und der Mesias das jüdische Volk erlösen werde.

Im zionistischen Israel überzeugen solche Ideen nur wenige. Der Staat, seit seiner Gründung 1948 von sozialistischen Premiers geführt, gesteht den Strenggläubigen anfangs allenfalls Nischen zu, begrenzten Einfluss. Religiosität gilt den meisten Regierenden als zutiefst gestrig.

Mit dem Sechstagekrieg ändert sich das. Die Eroberung der biblischen Landschaften facht bei manchen Israelis messianische Fantasien an. Und bald finden ihre Anhänger Verbündete im politischen Establishment.

Denn die Zusage der Regierung an die Araber, für einen stabilen Frieden „großzügige“ Zugeständnisse zu machen, wird noch im Spätsommer 1967 hinfällig: Da beschließen die arabischen Führer, weder zur Anerkennung des jüdischen Gemeinwesens bereit zu sein noch zu Gesprächen, noch zu einem Frieden.

So hat Israel zwar ein Pfand – aber niemanden, mit dem es über dessen Auslösung verhandeln könnte. Die Absage stärkt vor allem die Befürworter umfassender Annexionen.

Allein: Seit seiner Gründung versteht Israel sich als demokratischer jüdischer Staat. Annektiert es die besetzten Gebiete, muss es entweder den Bewohnern die gleichen Bürgerrechte zugestehen wie der arabischen Minderheit im Kernland – und würde seinen jüdischen Charakter verlieren. Oder es kann die Unterworfenen politisch rechtlos lassen – und seinen demokratischen Anspruch zugunsten offener Diskriminierung aufgeben.

Einer, der das Dilemma früh erkennt, ist der Schriftsteller Amos Oz. Er warnt vor dem „völligen moralischen Ruin, den eine lange Besetzung dem Besatzer zufügen“ würde. Israel müsse sich entscheiden: Zionismus als Befreiungsbewegung – oder als imperiales Projekt.

Entlang dieser Linie durchzieht schon bald ein Riss die israelische Gesellschaft. Der Sechstagekrieg hat einen erbitterten Kampf um Israels Identität ausgelöst. Er nimmt seinen Auftakt am 27. September 1967, früh um acht Uhr auf einem Parkplatz in Jerusalem.

HANAN PORAT IST ein gut aussehender 24-Jähriger mit dichtem, dunklem Haar, leuchtenden Augen. Fallschirm-



Stadt auf dem Hügel:
Während die Palästinenser in den fruchtbaren Tälern wohnen, legen die Siedler ihre Orte häufig auf unwirtlichen Kuppen an, hier die Siedlung Bat Ajin («Tochter der Quelle») in der Nähe von Bethlehem. Sie errichten auf den kargen Höhen Synagogen und Häuser und erwarten keine reichen Ernten. Sondern Erlösung und Erleuchtung



jäger. Und Student der Jeschiwa Merkaz ha-Rav. An diesem Morgen auf dem Parkplatz fiebert er einer Reise in die Vergangenheit entgegen – die zugleich in eine verheißene Zukunft führen soll: ihn und das gesamte jüdische Volk.

Das Ziel ist Kfar Etzion südlich von Jerusalem. Ein religiöser Kibbuz, den arabische Kämpfer 1948 erobert, die Bewohner massakriert haben.

Porat, der dort einen Teil seiner Kindheit verbracht hat, besteigt mit weiteren jungen Männern und Frauen einen Oldtimer-Bus, der mit grau gestrichenem Sperrholz verkleidet ist: ein Nachbau jener gepanzerten Vehikel, in denen sich 20 Jahre zuvor die Eltern durch Guerillagebiet bewegt haben. Andere Aktivisten setzen sich in weitere Fahrzeuge. Sie rollen los.

Windung um Windung kriecht der kleine Konvoi immer tiefer hinein in die Hügel Judäas. Gegen Abend erreicht er die Ruinen des verlorenen Kibbuz, vordem Zentrum eines Blocks von Siedlungen, des Gusch Etzion.

Kaum ausgestiegen, rammen die Kinder der Vertriebenen einen Pfahl in den Boden. Die Auferstehung Gusch Etzions hat begonnen.

Später wird die Legende behaupten, die Siedler um Porat hätten auf eigene Faust gehandelt, der Regierung ihre Anerkennung abgetrotzt. Doch das stimmt nicht. Premier Levi Eschkol spielt mit Plänen, die besetzten Gebiete zu teilen und stellenweise zu besiedeln. Denn auch manche der säkulareren Zionisten stehen den historischen Orten des Judentums nicht gleichgültig gegenüber, den Ideen von Groß-Israel.

Vor allem aber: Das Westjordanland umklammert die Hauptstadt Jerusalem und ragt wie ein gewaltiger Brückenkopf nach Israel hinein, reicht hier und da bis auf knapp 15 Kilometer an die Küste heran. Strategisch angelegte und gesicherte Siedlungen in diesem Gebiet könnten eine israelische Annexion vorbereiten, um dieses Einfallstor für mögliche Angreifer zu schließen.

Ähnliches gilt für die Golanhöhen: Als natürliche Artilleriestellungen haben sie den jüdischen Staat lange bedroht. Nun, von den Israelis erobert,

könnten sie als Beobachtungsposten gegenüber Syrien dienen.

Eschkol ist nicht nur von dem Vorhaben informiert: Er hat Porat persönlich grünes Licht gegeben – und ein juristisches Feigenblatt. Denn Kfar Etzion firmiert offiziell als Militärposten (die Genfer Konvention von 1949, die auch Israel unterzeichnet hat, verbietet es einem Staat, auf kriegsbesetztem Land eigene Bürger anzusiedeln – wohl aber darf er vorübergehend Soldaten stationieren).

Ende November 1967 reagiert der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen mit der Resolution 242: der Forderung an Israel, sich zurückzuziehen „aus Gebieten, die während des jüngsten Konflikts besetzt wurden“. Die USA, Israels wichtigster Verbündeter, haben viel Mühe darauf verwandt, das Wort „den“ vor „Gebieten“ wegzuverhandeln – und so die zukünftige Grenze offenzuhalten.

Untereinander haben die Männer und Frauen, die das neue Kfar Etzion aufbauen, für die politischen Manöver nur Spott übrig. Sie sind gekommen, um zu bleiben. Als Vorhut der Erlösung.

Dabei mag der Soldat und Pragmatiker Porat die regierenden Veteranen noch an ihre eigene Jugend erinnern. Sein Gefährte Mosche Levinger schon weniger. Levinger ist Rabbiner und ebenfalls Merkaz ha-Rav-Absolvent. Schmal, leicht fransiger Bart, tritt er demonstrativ barsch auf – ohne Respekt vor jeglicher Autorität außer Gott. Wäre es nach ihm gegangen, hätte die Gruppe gewiss nicht erst auf ein Signal des Premiers gewartet.

Zwar genießt auch Levinger Sympathie im Kabinett, vor allem bei Eschkols Stellvertreter Jigal Allon, der vehement ein strategisch vergrößertes Israel fordert: Wenn eine neue Generation von Pionieren bereit ist, die erforderlichen Tatsa-



Dankgebet nach dem Essen. Anders als die national-religiösen Siedler studieren die ultra-orthodoxen lebenslang nur Talmud und Tora; ihre großen Familien existieren ausschließlich von staatlicher Hilfe oder dem Verdienst der Frauen

Eine Familie bei der Weinernte. Nur wenige Siedler können von der Landwirtschaft leben, die meisten pendeln zum Arbeiten in die Stadt



Ein Mann trauert am Grab eines getöteten Siedlers. Immer wieder werden Dörfer von Palästinensern angegriffen, sie bringen umgekehrt aber auch militante Gewalttäter hervor

chen zu schaffen, sind ihm deren Motive gleich. Doch wagt Mosche Levinger den nächsten Schritt auch ohne Freigabe. Den nach Hebron.

WIE GUSCH ETZION ist Hebron ein Erinnerungsort der Gewalt; 1929 haben Araber hier bei einem Pogrom fast 70 Juden getötet. Zugleich stellt das Grab des Patriarchen Abraham eine der heiligsten Stätten des Judentums dar: In der hoch gelegenen Stadt verflochten sich alte und neue Mythen, biblische Größe und moderner Opfergang, aus denen Zvi Jehuda Kooks Jünger das

Hotel, einen kompakten, zweistöckigen Bau im Herzen Hebrons. Levinger, seine Frau und vier Kinder reisen in einem Lastwagen an – mit Kühlschrank, Waschmaschine, ihrem Haushalt.

Feierlich begeht die Gemeinschaft das Sedermahl zum Auftakt des Pessachfestes. Am nächsten Tag ziehen die Versammelten singend und tanzend durch die Straßen der arabischen Stadt, tragen Torarollen zum Heiligtum. Und verkünden öffentlich, sie seien gekommen, „die jüdische Ansiedlung in Hebron zu erneuern“. Von einem Kurzaufenthalt ist nun keine Rede mehr.

Indes schafft nicht nur die kleine Schar der Religiösen Tatsachen, sondern auch die Regierung selbst. In Ostjerusalem enteignet sie arabisches Eigentum, um jüdische Viertel einzurichten, die Annexion der Halbstadt in Beton zu gießen. Von Bauernsoldaten bewirtschaftete Militärkolonien entstehen im Jordantal, auf den Golanhöhen, der Sinaihalbinsel, später im Gazastreifen.

Zugleich überlegen Politiker und Beamte im Geheimen, wie sie Araber zur Auswanderung bewegen können – etwa nach Südamerika. Und zahlen ausreisewilligen Bewohnern des Gazastreifens den Umzug in jordanische Flüchtlingslager, damit sie nur verschwinden.

Doch viele weigern sich.

Vielmehr zeigt sich eine Minderheit unter den Palästinensern entschlossen, umgekehrt Israel in die Knie zu zwingen: mit Terror.

Der Kleinkrieg beginnt lange vor 1967, verschärft sich nach dem Waffengang und hört nicht mehr auf. Guerillakämpfer greifen Patrouillen an. Eine Bombe auf einer Farm tötet einen kleinen Jungen und verletzt seine Eltern. In einem Kibbuz fliegt eine Fabrik in die Luft; eine Mine lässt einen Güterzug entgleisen, eine andere zerreißt einen Schulbus. Auf dem Markt von Hebron wird ein Polizist erschossen, vor dem Patriarchengrab verwundet eine Handgranate 47 jüdische Pilger. Im Gazastreifen kommt es zu Unruhen.

Zunehmend macht die junge „Palästinensische Befreiungsorganisation“ PLO von sich reden. Ihr Ziel ist nicht nur ein Ende der Besatzung – sondern des Staates Israel. Auch die Palästinenser erheben Anspruch auf das ganze Land. Und die arabische Welt unterstützt sie darin. Männer wie Jigal Allon glauben deshalb nicht, dass ein Friedensvertrag Sicherheit bringen würde.

Anfang Februar 1970 kann Allon im Kabinett, das seit Eschkols Tod im Vorjahr von der früheren Außenministerin



Recht des Volkes Israel an diesem Landstrich ableiten.

Im Frühjahr 1968 richtet Levinger eine bescheiden klingende Bitte an den israelischen Militärgouverneur von Hebron: Er und einige Glaubensgenossen würden gern das Pessachfest in Hebron feiern; zu diesem Zweck beantragt der Rabbiner eine Aufenthaltserlaubnis für 48 Stunden. Das Militär genehmigt die Einreise.

Am 12. April beziehen mehrere Dutzend Männer und Frauen das „Park“-

Kaum erfährt Jigal Allon von der Aktion, besucht er die Gruppe, preist das ungesetzliche Vorgehen und sagt seine Unterstützung zu. Auf dem Rückweg veranlasst er eine illegale Waffenlieferung zum Selbstschutz der Siedler.

Das Kabinett ist gespalten, Premier Eschkol unschlüssig. Es kommt zu einzelnen Protesten akademischer Kritiker. US-Diplomaten kritisieren den Völkerrechtsbruch. Vergebens. Levingsers Chuzpe siegt; unter dem Schutz des Militärs dürfen die Siedler sich einrichten.





Die nächste Generation: Die Söhne national-religiöser Juden nutzen mit ihren Vätern eine alte Quelle als Ritualbad. Sie verbringen ihr Leben in einer abgeschotteten Gemeinschaft, an den historischen Orten der Tora, den Blick in die Vergangenheit gewandt. Und sollen an einer Zukunft mitwirken, die den Messias bringen soll: in ein gottesfürchtiges Israel auf dem Gebiet des Königreichs Judäa

Golda Meir geführt wird, eine schwerwiegende Entscheidung durchsetzen: Bei Hebron sollen 250 Wohneinheiten errichtet werden, der Kern eines neuen jüdischen Vorortes, nur 15 Gehminuten vom Patriarchengrab entfernt. Knapp zwei Monate später stimmt die Knesset dem Vorhaben zu. Legitimiert wird es abermals mit Sicherheitsbedürfnissen, als militärisch-flankierende Maßnahme.

Kirjat Arba, wie die Siedlung schließlich heißen wird, ist ein Meilenstein. Die Regierung ist damit zu einer offensiven Siedlungspolitik übergegangen, ohne dass die Minister sich indes auf einen langfristigen Plan hätten einigen können.

Während die zaudernde Ministerpräsidentin Meir eine Festlegung vermeidet, schwebt Allon eine Teilung des Westjordanlandes vor. Und Verteidigungsminister Mosche Dajan denkt gar an eine Zersiedlung, die den Zusammenhang des Arabergebiets zerstört – und damit die Option eines lebensfähigen Palästinenserstaats. Militär- und Zivilistenstädte mit direkter Anbindung an Israel sollen das zerstückelte Land dauerhaft beherrschen.

So ähnlich wird es später tatsächlich kommen, doch mit weitaus blutigeren Konsequenzen, als Dajan es sich je vorzustellen vermochte.

Und nirgendwo in den besetzten Gebieten wird sich die Tragödie so verdichten wie in Hebron und seiner Umgebung. Keine Siedlergemeinschaft wird mehr Angehörige durch Gewalt verlieren. Und keine selbst solche Gewalt gegen Araber ausüben: Kirjat Arba bringt Baruch Goldstein hervor.

Kaum irgendwo ist das mythologische Unterfutter des Konflikts so greifbar – und die Hoffnungslosigkeit, die der konfessionelle Krieg in sich trägt.

Die Politiker, die um 1970 ihre Entscheidungen treffen, sehen diese Gefahr nicht kommen. Den Widerstandswillen der Araber schätzen sie als eher gering

ein; und die endzeitgläubigen Enthusiasten sind in ihren Augen etwas ungebärdige Handlanger, deren Siedlungen in erster Linie von strategischem Wert.

Umgekehrt sieht die Bewegung um Mosche Levinger in der grau und visionslos gewordenen Gründergeneration nicht mehr als ein zunehmend unzeitgemäßes Mittel zu Gottes Zweck: das verheißene Land zu besiedeln, die Gesellschaft im Geist der Tora zu erneuern.

Das Missverständnis, auf dem der Bund zwischen den alten Zionisten und den jungen Nationalreligiösen beruht, wird erst offenkundig, als Israel nur mit

deln. Doch der Sinai steht nun zur Disposition – vielleicht sogar das Westjordanland und der Gazastreifen.

Ein weiteres Vordringen der Siedler nach Judäa und Samaria ist für die Regierung deshalb unerwünscht: Es würde Verhandlungen, die unter amerikanischer Vermittlung rasch intensive Züge annehmen, nur stören.

Die messianisch gestimmten Siedler ziehen dagegen eine entgegengesetzte Konsequenz: Gott will, dass sein Volk endlich ernst macht. 1974 bilden einige von ihnen den Gusch Emunim, den „Block der Getreuen“.



Not und unter großen Opfern den Jom-Kippur-Krieg 1973 übersteht. Die eben noch vor Selbstbewusstsein strotzende Nation erlebt ihre Beinahe-Niederlage als Schock. Golda Meir weicht 1974 dem 20 Jahre jüngeren Jitzchak Rabin – und militärische Arroganz der Bereitschaft, ernsthaft über einen Tausch von besetztem Land gegen Frieden zu verhandeln.

Zwar wollen auch gemäßigte Politiker der regierenden Arbeiterpartei bestimmte Gegenden wie Ostjerusalem oder die Golanhöhen halten und besie-

Er schert sich wenig um weltliche Gesetze, säkulare Moral oder internationale Politik, die Vereinten Nationen. Sein Ziel ist es, die jüdische Besiedlung der besetzten Gebiete nun erst recht voranzutreiben – des *gesamten* zu erlösenden Landes. Und da es sich um einen heilsgeschichtlichen Vorgang handelt, kommen Kompromisse nicht infrage.

MEHOLA IST EIN kleines, abgelegenes Dorf im heißen Jordantal: eine von der Regierung angelegte Siedlung, knapp



Unter Aufsicht eines Bewaffneten errichten palästinensische Bauarbeiter eine Synagoge in Schilo. In den Augen vieler Israelis hat sich ihr Staat in eine Kolonialmacht verwandelt

Spielende Jungen in einer jüdischen Enklave in Hebron: In vielen Siedlungen bleiben die Frommen unter sich, ihre Kinder kennen die israelische Gesellschaft nur vom Hörensagen



Mit Kippa und Gewehr: Die Nationalreligiösen schützen sich nicht nur vor palästinensischen Angriffen. Sie wehren sich auch mit Gewalt, wenn die Regierung illegale Siedlungen räumt

südlich der Waffenstillstandslinie von 1949. In seiner Einsamkeit ideal, um unbemerkt eine Anzahl Menschen zu versammeln, ehe die Armee sie aufhalten kann.

Am 5. Juni 1974 setzten sich von Mehola aus etwa 100 Männer, Frauen und Kinder auf rund zwei Dutzend Fahrzeugen in Bewegung, ausgestattet mit Zelten, Werkzeugen und Kochgerät, einer Bibliothek mit religiösen Büchern, Wippe und Rutsche für einen Spielplatz. Ihre Anführer kommen aus Kirjat Arba. Als Unterstützer ist auch Hanan Porat dabei.

Scharf eingeschnittene Täler, sonnenversengte Abhänge, Schleichwege. Dann die Fernstraße nach Nablus, dem biblischen Sichem. Dort rollt der Zug trotz der Araberstadt. Endlich hält er am Rand eines Armeelagers, unweit des Dorfes Hawara. Durch Gras und Disteln geht der Wind.

Die Siedler steigen aus, dann geht alles schnell: Zelte werden errichtet, Zaunpfähle in den Boden gerammt und mit Stacheldraht verbunden, ein Fahnenmast aufgestellt. Die Stimmung ist euphorisch. Nun bekommt auch Samaria, der Nordteil der Westbank, eine jüdische Niederlassung.

Bald taucht ein erster hochrangiger Offizier auf. Ariel Scharon, politisierender General außer Dienst. Seine Kommandoangriffe im Jom-Kippur-Krieg, der rabiate Einsatz von Bulldozern im Gazastreifen haben ihn zum Volkshelden gemacht – ihm den Ruf eingetragen, selber wie ein Bulldozer zu funktionieren.

Für einen Soldaten bringt Scharon wenig Achtung vor Autoritäten mit: Er persönlich hat den Landbesetzern den strategisch günstigen Ort empfohlen. In Scharons Gefolge befindet sich Zvi Jehuda Kook. Gemeinsam pflanzen sie junge

Bäumchen. Die illegale Siedlung wird auf den Namen Elon Moreh getauft.

Doch diesmal zeigt sich die Regierung nicht bereit, der selbsternannten Avantgarde zu folgen. Die Region ist dicht von Arabern bewohnt, Kern der potenziellen Verhandlungsmasse für einen Frieden.

Selbst die inoffiziellen Pläne, Israels Grenzen vorzuschieben, sehen hier keine jüdische Präsenz vor. Premier Rabin schickt Truppen. Und Busse.

Die Siedler aber weigern sich einzusteigen. Schließlich reißen die Soldaten den Stacheldraht nieder und tragen die Aktivisten fort – die sich an den Boden krallen, schreien, um sich schlagen, treten. Scharon brüllt auf die Soldaten ein, den Befehl zu verweigern.

Ein Hauptmann tritt auf den Tobenden zu: Im Krieg habe er Scharons Befehlen blind gehorcht, und nun solle er verweigern? „Dieser Befehl ist unmoralisch!“, belfert Scharon. „Ich selbst würde ihn nicht befolgen!“

Noch in der Nacht wird die Gruppe in eine Jerusalemer Polizeiwache eingeliefert – von dort aber schnell entlassen.

Nach Hawara beschleicht auch Befürworter einer Landnahme das Gefühl, die Siedlerbewegung versetze Israel zurück in die Zeit vor der Staatsgründung, der Autorität des Parlaments, der Regierung, der Armee. Eine Ahnung von Anarchie liegt in der Luft.

Sie wird bald bestätigt. Im Juli unternehmen die Elon-Moreh-Leute einen erneuten Anlauf, diesmal in der Nähe des Palästinenserdorfes Sebastia. Abermals hat Scharon den Ort empfohlen.

Wieder lässt Rabin räumen. Zugleich freilich plant der Staat einen Vorort östlich von Jerusalem.

Denn es geht nicht um die Frage, ob Siedlungen errichtet werden, sondern wo. Und wer Herr des Verfahrens ist.

Vom Herbst 1974 an organisiert Gusch Emunim immer neue Vorstöße nach Samaria als Massenproteste, an denen Tausende teilnehmen. Zusätzlich angefacht wird die Kampagne durch palästinensische Terroraktionen, den Aufstieg der PLO (deren Anführer Jassir Arafat vor der UN-Vollversammlung sprechen darf), wachsenden internatio-

nenalen Druck auf Israel. Doch gerade angesichts der außenpolitischen Lage bleibt Rabin hart. Schimon Peres jedoch, sein Verteidigungsminister und schärfster innerparteilicher Rivale, bewegt sich.

Im April 1975 gesteht er Hanan Porat zu, dass eine Gusch-Emunim-Gruppe, die als Arbeitsbrigade täglich zu einer Armeebasis bei Ramallah pendelt, auf der Baustelle übernachten darf.

Es ist unwahrscheinlich, dass Peres nicht genau weiß, was er damit erlaubt – zumal die Siedler über Wochen ihr angebliches „Montagelager“ unter den Augen des Militärs ausbauen können.

Anfang Juni berichtet die Presse, dass auf der Baustelle ein neue Siedlung namens Ofra entstanden sei, in der bereits mehrere Dutzend Menschen leben.

Die Gemäßigten in der Knesset laufen Sturm, Peres wiegelt ab, die Sitzung versinkt in einem Chaos aus Vorwürfen und Zwischenrufen.

Ofra aber bleibt: Zähneknirschend überlässt Rabin die Angelegenheit einem von Peres gesteuerten bürokratischen Verfahren, an dessen Ende der Außenposten legalisiert wird.

Auch US-Außenminister Henry Kissinger erlebt in diesen Tagen die Halbanarchie, die die Gusch Emunim inzwischen verbreitet. Seit anderthalb Jahren betreibt Kissinger eine „Shuttle-Diplomatie“ zwischen den Hauptstädten des Nahen Ostens, um einen Tausch von Land für Frieden auszuhandeln – in den Augen der Radikalen ein Sakrileg. Als er im August 1975 abermals nach Israel kommt, versucht eine aufgebrachte Menge, seinen Wagen umzustürzen. Juden geifern Kissinger an (der selbst Jude ist): „Hitler hat dich verschont, damit du seinen Job zu Ende bringen kannst.“

Zwar kommt ein Vorfrieden mit Ägypten zustande. Doch dann bringen arabische Vertreter, gestützt auf eine antiwestliche Mehrheit aus Entwicklungsländern, arabischen Staaten und Ostblock, eine Resolution durch die UN-Vollversammlung, die den Zionismus als eine Form des Rassismus und Gefahr für den Weltfrieden verurteilt.

Die Erklärung, fast auf den Tag 37 Jahre nach den nationalsozialistischen

Pogromen von 1938 verabschiedet, verstärkt bei vielen Israelis das Gefühl, in einer feindseligen, immer noch antisemitischen Welt auf sich gestellt zu sein.

Juden aus aller Welt reisen an, um Solidarität zu bekunden. Und die Gusch-Emunim-Führer begreifen, dass sich nun keine Regierung Bilder von Soldaten leisten kann, die Patrioten fortschleifen.

Die jungen Aktivisten nehmen am 30. November Nebenstraßen ins Westjordanland, tricksen Armeeposten aus und ziehen zu Fuß die Hügel Samarias hinauf. Während starker Regen das Land verschlammt, sammeln sich Tausende im neuen Elon Moreh. Auch Scharon, Porat, Levinger sind da.

Ein Kiosk verkauft den jungen Okkupanten Zigaretten, Batterien und Postkarten. Irgendwo werden etwa 100 Gusch-Emunim-Anhänger aufgehalten von ebenso jungen Arabern, die Steine werfen. Einer aus dem Konvoi feuert sein Sturmgewehr ab, in die Luft.

Eine Woche vergeht, dann landet ein Hubschrauber im Lager der Rebellen: Verteidigungsminister Peres. Von den folgenden Verhandlungen ist wenig bekannt, außer dass sie laut und bissig verlaufen. Und dass Mosche Levinger von blutigen Striemen überzogen teilnimmt, die er sich zugezogen hat, als die allgemeine Hysterie in Flagellationen ausgeufert ist.

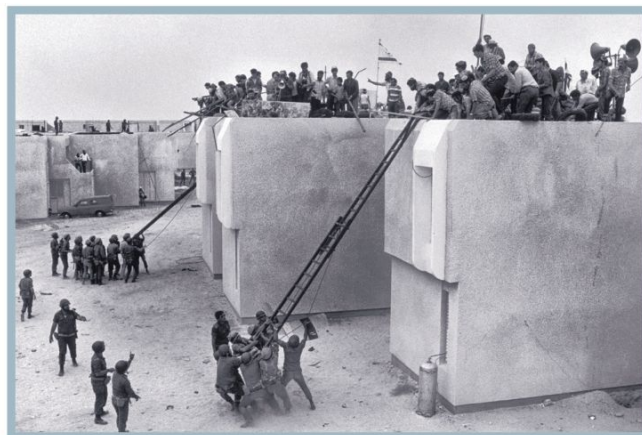
Peres fliegt mit einem Kompromiss zurück: Elon Moreh bleibt bestehen, wenn auch zunächst nur als Niederlassung von 30 Familien in einem nahegelegenen Armeelager.

Ministerpräsident Rabin tobt. Doch selbst sein Generalstabschef hat ihm zu verstehen gegeben, dass er einen Räumungsbefehl nur widerwillig ausführen würde. Der Premier, säkular, rational und ein geschworener Feind der Siedler, gibt sich geschlagen – obwohl er



Der radikale Rabbiner Mosche Levinger feiert mit Anhängern, nachdem sich seine militante Siedlerorganisation Gusch Emunim im Westjordanland gegen die Regierung durchgesetzt hat

Sinai, 1982: Für einen Frieden mit Ägypten gibt Israel die Siedlungen auf der Halbinsel auf. Soldaten besprühen Siedler mit Schaum, um sie zur Aufgabe zu zwingen



Die Siedler auf dem Sinai verschanzen sich auf den Hausdächern, bewerfen die Soldaten mit brennenden Autoreifen. Erst 23 Jahre später wird wieder ein Premier in großem Stil Siedlungen räumen lassen

ahnen muss, dass er in eine fatale Niederlage des Rechtsstaats einwilligt.

Wie aber soll er Gewalt gegen jüdische Idealisten rechtfertigen, nachdem die Regierung sich andernorts selbst darauf eingelassen hat, das Recht zu beugen, Siedlungen zu bauen? Und sich fast zehn Jahre nach dem Krieg auf keinen Lösungsvorschlag für die besetzten Gebiete verständigen kann?

DER SIEG GUSCH EMUNIMS bringt noch einen zweiten Gewinner hervor: die PLO. Deren Propaganda findet in der arabischen Bevölkerung nun verstärkt

besucht er die jüngste Siedlung, lässt sich von tanzenden und singenden Tal mudstudenten feiern. Sprach Israel zuvor offiziell nur von „verwalteten Territorien“, so stellt der Premierminister nun klar: „Dies sind *befreite* Gebiete, die dem jüdischen Volk gehören.“

Und: „Schon bald wird es viele weitere Elon Morehs geben.“ Der Mann, der den Ausbau lenken soll, ist der neue Landwirtschaftsminister: Ariel Scharon.

Wenig später jedoch muss Begin erfahren, dass in seiner Rechnung eine wichtige Größe fehlt. US-Präsident Jimmy Carter macht ihm bei einem Staats-

Legalität und Gesetzlosigkeit, Staatsmacht und Anarchie.

Mit genauen Karten unter dem Arm inspiziert Scharon Hügel für Hügel im Westjordanland, legt Siedlungsorte fest und sorgt dafür, dass offen oder verdeckt die erforderlichen Mittel fließen.

Der Ex-General folgt vor allem dem strategischen Motiv, einen kompakten Palästinenserstaat unmöglich zu machen. Er bevorzugt unwirtliche Kuppen, die indes das Gelände beherrschen – ähnlich legten einst die Kreuzritter ihre Burgen an, während die Araber oft in den fruchtbareren Tälern leben.

Doch die Gruppen, die mit Zelten, Generatoren und Tankwagen voll Wasser losziehen, um auf den kargen Höhen Straßen, Synagogen und Felder anzulegen, streben nicht nach Sicherheit. Sondern nach Erlösung.

So ist es für sie ein Schock, als Begin entscheidet, für einen Friedensvertrag mit Ägypten den Sinai aufzugeben – einschließlich der dortigen Siedlungen (siehe Seite 132). Zwar sind die Religiösen unter den Sinai-Kolonisten schwach vertreten. Doch Gusch Emunim beschließt, eine aussichtslose, aber möglichst traumatische Schlacht zu liefern: eine Warnung, dass keine Regierung es wagen solle, sich auf ähnliche Abkommen über Judäa und Samaria einzulassen. Die Führer schicken Aktivisten, die die Plätze abgewanderter Siedler einnehmen.

Drei Wochen lang leisten die Kämpfer im Frühjahr 1982 der Armee Widerstand, verschanzen sich auf Dächern, von denen sie die Soldaten mit Ziegeln und brennenden Autoreifen bewerfen.

Ihre Sprecher ziehen die schon fast gewohnten Vergleiche mit dem Holocaust; religiöse Eiferer stellen jedem Beteiligten „an dem grauerregenden Verbrechen, Siedlungen auszulöschen“, die ewige Verdammnis in Aussicht.

Um die Wut der Siedler zu mildern, zeigt Begin anderswo Stärke. Bereits vor



Anklang; es kommt zu Unruhen. Aber auch Tausende Israelis protestieren gegen die Verstrickung ihres Staates in der Westbank. Doch das ist eine Minderheit, wie sich am 17. Mai 1977 herausstellt.

Israel hat gewählt. Und nicht zuletzt dank der Siedlerbewegung kann Menachem Begin's rechtsgerichteter Likud-Block erstmals seit der Gründung des Staates Israel die Arbeiterpartei aus der Regierung verdrängen.

Bereits zwei Tage nach der Wahl gibt Begin den neuen Ton vor. Demonstrativ

besuch in Washington klar, dass die USA die Siedlungen für völkerrechtswidrig halten und von dem Verbündeten Zurückhaltung erwarten.

Zurück in Israel empfängt Begin Hanan Porat. Und empfiehlt: „Besiedelt das Land auf Partisanenart, organisiert das vor Ort.“

Die Politik der geschaffenen Tatsachen erreicht eine neue Dimension. Und mit ihr die Einebnung zweier Grenzen: derjenigen zwischen Israel und den besetzten Gebieten – und der zwischen



Mit aller Gewalt stemmt sich diese Siedlerin im Februar 2006 gegen die Staatsmacht. Kurz zuvor hat der Oberste Gerichtshof Israels den Außenposten Amona östlich von Ramallah für illegal erklärt: Er wurde auf palästinensischem Privatland errichtet. Es braucht Tausende Soldaten, um einige Neubauten zu zerstören. Die Siedler aber weichen trotzdem nicht, denn sie erkennen keine weltliche Autorität an. Auch sieben Jahre später ist der Streit um Amona noch ungelöst



der Räumung hat er ein Gesetz zur Anexion der Golanhöhen durch die Knesset gebracht; wenig später marschiert die Armee in den Libanon ein, um Basen der PLO auszuschalten. Vor allem setzt man den Ausbau der Siedlungen fort.

Gab es zu Beginn der Regierung Begin im Sommer 1977 knapp 80 jüdische Siedlungen mit 11000 Bewohnern in den besetzten Gebieten, so steigt die Zahl allein für Judäa und Samaria bis 1983 auf fast 25000 Menschen in über 100 Niederlassungen; hinzu kommen 65000 Zuzügler im annektierten Ostjerusalem, das ins Umland hineinwächst.

In vielen Kolonien ist das Leben hart – und die Atmosphäre idealistisch. So campieren auf dem glühenden Grund des Jordantals Jungendliche in engen Sammelbaracken und beginnen früh um vier mit der Feldarbeit. Kein TV, kein Kühlschrank, das gleiche Essen für alle.

Es ist ein Gemeinschaftserlebnis, eine Pionierromantik, die viele teilen möchten. Aber nur auf Zeit. Kaum einer kommt, um zu bleiben.

Also lockt die Regierung Familien mit niedrigen Grundstückspreisen und subventionierten Zinsen, Steuerbefreiungen, guter Infrastruktur. Ein geräumiges Einfamilienhaus mit Garten und spektakulärer Aussicht kostet nicht mehr als eine kleine Wohnung im engen Tel Aviv.

Das Programm ist erfolgreicher als jede Predigt. Jedes Jahr nimmt die Zahl der jüdischen Bevölkerung im Westjordanland um durchschnittlich 10000 Menschen zu, viele davon sind Pendler.

Die Siedlungen der Religiösen liegen meist weiter landeinwärts – Orte wie Ofra, eine abgeschlossene Kommune, die Zuzügler streng siebt. Eine Auswahlkommission prüft die Glaubensfestigkeit, Bewerber müssen ein graphologisches Gutachten beibringen. Dafür bietet Ofra elegante weiße Häuser mit roten Ziegeldächern, schattenspendende Pinien, eine moderne Klinik, gute Luft, ruhige Straßen.

Anders als in den Städten bleiben die Frommen hier unter sich. Ihre Kinder kennen kaum eine andere Wahrheit als die der Gemeinschaft. Zunehmend besuchen sie Religionsschulen, die es erlauben, ein Studium der Tora mit dem Wehrdienst zu kombinieren. Der Siedler mit einer Maschinenpistole oder dem Sturmgewehr über der Schulter wird zum vertrauten Anblick.

Parallel dazu radikalisiert sich die palästinensische Jugend. Proteste häufen sich, die Steinwürfe auf israelische Fahrzeuge und Armeepatrouillen, die wechselseitigen Morde, Bombenanschläge.

Fürchten die Israelis Terror und Gewalt der Palästinenser, so wächst unter jenen die Bitterkeit über Enteignungen, über Demütigungen, über die Schikanen des Regimes.

Ende 1987 schlägt der Kleinkrieg in einen offenen Aufstand um, die Intifada (siehe Seite 164). Angesichts der palästinensischen Gewalt fordert Hanan Porat, die Araber in großer Zahl auszusiedeln.

In Hebron schießt Mosche Levinger um

sich, als sein Auto mit Steinen beworfen wird, und tötet einen Palästinenser. Es ist nur einer von vielen Akten der Selbstjustiz durch Siedler – die fast ausnahmslos milde oder gar nicht bestraft werden.

1992 wählt das kriegsmüde Israel erneut Jitzchak Rabin ins Amt, der verspricht, Steuergeld lieber im Kernland auszugeben statt für weitere Siedlungen.

Ein Jahr später kommen auf Druck der USA begonnene Verhandlungen mit der PLO zu einem Abschluss: Israel erkennt Arafats Organisation als Vertreterin der Palästinenser an; die PLO akzeptiert das Existenzrecht Israels.

Dessen Armee wird sich aus dem Gazastreifen und Jericho zurückziehen, dort eine eingeschränkte palästinensische Selbstverwaltung zulassen und ihr später weitere Gebiete überantworten.

Zwar bleibt vieles ungeklärt, vor allem das Schicksal der Siedlungen. Doch ein Anfang ist gemacht.

Ein Anfang, der Feinde auf beiden Seiten hat. Noch 1993 beginnt die Hamas – eine „Islamische Widerstandsbewegung“, die jeden Kompromiss ablehnt – eine neue Kampagne von Morden, Anschlägen, Bombenattentaten. Sie bestärken die radikalen Siedler nur in ihrer Auffassung, die friedensbereite Regierung begehe einen ungeheuren Verrat.

Am 25. Februar 1994 nimmt einer von ihnen, Baruch Goldstein, sein Sturmgewehr und fährt nach Hebron.

Wie Goldstein es erhofft hat, erweist sich seine Tat als Brandbeschleuniger. Die Hamas, deren Angriffe sich bis dahin vor allem gegen Siedler gerichtet haben, überzieht nun israelische Städte mit Selbstmordanschlägen, die Dutzende Menschen in den Tod reißen. Die Bevölkerung reagiert mit Angst, aber auch mit Hass gegenüber den Muslimen – und dem Friedensprozess.

Siedlervertreter hetzen gegen den „Verräter“ Rabin. Nach Abschluss eines weiteren Abkommens mit der PLO Ende September 1995 kursieren Flugblätter, auf denen Jitzchak Rabin in SS-Uniform abgebildet ist.

Am 4. November geht die Saat auf: Jigal Amir, ein nationalreligiöser Juraudent, schießt Rabin nach einer Friedenskundgebung nieder. Den Vorsatz zu seiner Tat habe er auf der Beerdigung Goldsteins gefasst, gibt Amir an.

Die Kommentare der Siedler zu dem Attentat bleiben halbherzig. Zwar verurteilt Hanan Porat den Mord – kaum minder harsch aber spricht er von dem Ermordeten, der „seine Hand gegen Gottes Wort erhoben“ habe.

Und trotz verzweifelter Proteste vieler Liberaler in Israel stirbt der Friedensprozess ab. Baruch Goldstein, Jigal Amir sowie die Selbstmordbomber der Hamas haben gesiegt.

Derweil steigt bis zum Jahr 2000 die Zahl der Juden im Westjordanland und Ostjerusalem auf fast 400000. Und mit dem Siedlungsbau setzt sich der Alltag aus Terror und Gegenterror fort. Bis es erneut zur Explosion kommt. Angesichts ergebnisloser Verhandlungen – woran Arafat Mitschuld trägt – ist die Stimmung in den besetzten Gebieten

AUF DEM TEMPELBERG FLIESST BLUT

ERBITTERTE RIVALEN

Säkular die einen, Islamisten die anderen: PLO und Hamas kämpfen für ein freies Palästina. Und gegeneinander

Zwei große Organisationen kämpfen für einen palästinensischen Staat: die Palestine Liberation Organization, entstanden 1964, sowie die 1987 gegründete Hamas. Obwohl sie das gleiche Ziel verfolgen, werden sie – säkular die eine, islamistisch die andere – in den frühen 1990er Jahren zu erbitterten Rivalen.

Die Ursprünge der PLO liegen in den Flüchtlingslagern der aus Palästina vertriebenen Araber. Hunderttausende fliehen 1948/1949 oder werden von den Israelis fortgejagt. Die meisten sammeln sich im Gazastreifen und dem Westjordanland, wo sie jahrzehntelang oft ohne Elektrizität und fließendes Wasser leben.

Mit der Zeit nimmt die Hoffnung auf eine Rückkehr ab, und so wird die Stimmung in den Lagern immer explosiver. Ägyptens Präsident Gamal Abdel Nasser will den Zorn der Palästinenser als politische Waffe gegen Israel einsetzen und betreibt daher 1964 die Gründung der PLO, unter deren Dach sich mehrere palästinensische Gruppen zu einer Koalition zusammenschließen. Die Charta der PLO erklärt die „Befreiung Palästinas“ zur Pflicht aller Araber.

Doch mit der Niederlage im Sechstagekrieg 1967 verliert Nasser an Ansehen in der Palästinenserbewegung. Radikale Gruppen gewinnen an Einfluss – insbesondere die Fatah (arab. „Eroberung“) unter Führung des studierten Ingenieurs Jassir Arafat, der durch die Vernichtung Israels einen palästinensischen Staat erkämpfen will. Ab 1968 wird die PLO weitgehend von der Fatah kontrolliert.

Auch andere Gruppierungen, wie die marxistisch-leninistische Organisation PFLP (Popular Front for the Liberation of Palestine), befürworten Gewalt. Deren Anführer, der christliche Arzt George Habash, sieht die „Befreiung“ Palästinas sogar als Teil der weltweiten kommunistischen Revolution. Aus der PFLP gehen etliche Splittergruppen hervor, so die PFLP-GC (General Command), der die PFLP nicht radikal genug ist, und die PDFLP (Popular Democratic Front for the Liberation of Palestine), die in den 1970er Jahren terroristische Anschläge gegen Israel verübt.

1969 wählt der Palästinensische Nationalrat, eine Art Exilparlament, Arafat zum PLO-Chef. Der neue Vorsitzende baut den Verband zu einer Guerillaorganisation um: Tausende Kämpfer werden in Jordanien, später im Libanon ausgebildet; Kommandos verüben Terrorangriffe, vorwiegend auf israelische Ziele. Doch auch westliche Staaten geraten ins Visier der PLO. So entführen PFLP-Kämpfer im September 1970 drei internationale Flugzeuge mit mehr als 500 Insassen, zwingen sie zur Landung auf einem stillgelegten jordanischen Flug-



Streit: 2006 tragen die Palästinenserorganisationen PLO und Hamas ihre Differenzen mit Waffengewalt aus

hafen, lassen die Passagiere aussteigen – und sprengen die Maschinen. Auch für ein Massaker auf dem Flughafen von Tel Aviv ist die PFLP verantwortlich: 26 Menschen sterben, als Aktivisten der linksradikalen Terrororganisation „Japanische Rote Armee“ im Auftrag der PFLP im Mai 1972 das Feuer im Flughafenterminal eröffnen. Und im September 1972 überfällt eine der Fatah nahestehende Zelle während der Olympischen Spiele in München das Quartier der israelischen Mannschaft, ermordet zwei Athleten und nimmt neun Sportler als Geiseln. Einen Befreiungsversuch durch deutsche Einsatzkräfte überlebt keine der Geiseln.

DA DIE PLO IM GAZASTREIFEN und im Westjordanland von der israelischen Militärbesatzung hart verfolgt wird, verliert sie an Einfluss in den besetzten Gebieten. In diese Lücke stößt Mitte der 1970er Jahre die Muslimbruderschaft vor, eine ursprünglich aus Ägypten stammende radikal-islamische Gruppe.

Die Muslimbrüder errichten Moscheen, Schulen, Kindergärten und Krankenhäuser. Sie betätigen sich jedoch zunächst weder offen politisch, noch verüben sie Anschläge – und werden deshalb von der israelischen Regierung geduldet.

Das ändert sich mit der Intifada im Dezember 1987 (siehe Seite 164). Angesichts des harten Vorgehens der Israelis gegen die Aufständischen gründen Mitglieder der Muslimbruderschaft die Hamas und rufen zum gewaltsamen Widerstand auf; eine Charta nennt als Ziel, das „Banner Allahs über jedem Zoll Palästinas zu hissen“.

Doch nach drei Jahren erlahmt die Rebellion. Die PLO wird zudem durch ihre Unterstützung Saddam Husseins im Golfkrieg politisch und finanziell stark geschwächt. Arafat strebt nun auf vornehmlich politischem Weg eine palästinensische Autonomie an (siehe Seite 132).

Die Hamas hingegen lehnt jegliche Gespräche ab. Als sie zu Beginn der Madrider Friedenskonferenz im Oktober 1991 zum Generalstreik in den besetzten Gebieten aufruft, PLO-Aktivisten die Geschäftsinhaber dagegen zum Öffnen ihrer Läden zwingen, geraten die Anhänger beider Gruppierungen in blutigen Straßenschlachten aneinander. Um den Friedensprozess zu stören, bedient sich die Hamas des Terrors: Sie entsendet Selbstmordattentäter gegen Israel – wofür ihre Anführer von den israelischen Geheimdiensten gnadenlos gejagt werden.

NACH DEM OSLO-ABKOMMEN VON 1993, in dem Arafat das Existenzrecht des jüdischen Staates anerkannt und dem Terrorismus abgeschworen hat, wird die PLO von Israel als alleinige politische Vertretung der Palästinenser akzeptiert. Zudem

zieht sich die israelische Armee teilweise aus den besetzten Territorien zurück, und eine vorläufige Selbstverwaltung, die Palästinensische Autonomiebehörde, wird eingesetzt.

Diese Selbstverwaltung, die weitgehend von der Fatah – noch immer die stärkste Fraktion in der PLO – dominiert wird, errichtet einen enormen Sicherheits- und Polizeiapparat, der aus mehr als 30000 Mann besteht. Auf große Kritik stößt der Geheimdienst, den die Autonomiebehörde aufbaut: 1995 stellt Amnesty International fest, dass in den Palästinensergebieten willkürliche Festnahmen an der Tagesordnung sind, schreibt Dutzende von Foltermethoden der Geheimpolizei zu und verweist auf viele ungeklärte Todesfälle in Gefängnissen.

1996 gewinnt die Fatah bei den ersten Parlamentswahlen in den Palästinensergebieten die Mehrheit; Arafat wird zum Präsidenten der Autonomiebehörde gewählt. Die Wahl wird allerdings von der Hamas und anderen Gruppen boykottiert.

Im Jahr 2000, nachdem Verhandlungen zwischen der Palästinenserregierung und Israel über die Schaffung eines Palästinenserstaates gescheitert sind, flammt abermals eine Intifada auf, noch gewalttätiger als die erste. Die Hamas erklärt Arafats Friedenspolitik für fehlgeschlagen. Der wiederum will Stärke zeigen, indem er den Milizen unter seinem Kommando freie Hand zum Kampf gegen die Besatzungsmacht gibt. In den folgenden Jahren versuchen die Hamas und die PLO sich mit der Brutalität ihrer Anschläge in Israel gegenseitig zu übertreffen.

Am 11. November 2004 stirbt Arafat, dessen wechselhafte Politik ihn zuletzt international isoliert hatte und unter dessen Ägide die Autonomiebehörde in Korruption versank. Der Tod ihres charismatischen Anführers schwächt die PLO immens.

Als sich die Hamas im Januar 2006 erstmals an den Wahlen zur Autonomiebehörde beteiligt, wird sie prompt stärkste Fraktion und übernimmt die Regierung der Palästinensergebiete. Mahmud Abbas, der Nachfolger Arafats sowohl als Fatah- und PLO-Chef wie als Palästinenserpräsident, weigert sich indessen, die Kontrolle über die mehrere Zehntausend Mann starken Sicherheitsorgane aufzugeben und damit das demokratische Votum der Palästinenser anzuerkennen.

Der Konflikt zwischen den beiden Palästinensergruppen eskaliert, nachdem am 14. Dezember Angehörige der Präsidentengarde angeblich versucht haben, den von der Hamas eingesetzten Premierminister zu ermorden. In den folgenden Monaten kommt es zu heftigen Kämpfen zwischen den Abbas loyalen Sicherheitskräften und Milizen der Hamas.

Im Juni 2007 gelingt es der Hamas, die militärische Kontrolle über den Gazastreifen zu erlangen und die Fatah von dort zu vertreiben. Etwa 160 Menschen, darunter viele Zivilisten, sterben beim Kampf um Gaza. Die Fatah-Truppen im Westjordanland sind allerdings stärker und schlagen alle Attacken zurück. Seither sind die palästinensischen Autonomiegebiete de facto zweigeteilt: Die Hamas dominiert den Gazastreifen, die Fatah das Westjordanland.

Alle Versuche einer Versöhnung scheitern in der Folge, zuletzt im Februar 2013; immer wieder kommt es zu bewaffneten Zusammenstößen. Auch neue Wahlen hat es bis heute nicht gegeben.

Merle Schmalenbach

vor dem Siedepunkt. Da kündigt Oppositionsführer Ariel Scharon an, den Jerusalemer Tempelberg besuchen zu wollen, die drittheiligste Stätte des Islam.

Das ist eine Tour, die schon andere israelische Politiker unternommen haben. Doch Scharon steht wie kein zweiter für aggressive Siedlungspolitik. Der Besuch ist eine Provokation, eine Geste des Machtanspruchs. Gerade darum freilich geht es Scharon: Er will vor seinen Anhängern Stärke zeigen.

Am 28. September 2000, kurz nach Sonnenaufgang marschiert der bullige Ex-General, beschützt von Hunderten Polizisten, durch die Jerusalemer Altstadt zum Tempelberg und spricht breit lächelnd von Frieden.

Knapp eine halbe Stunde dauert die symbolische Visite, dann kehrt Scharon um – während bereits erste Rangeleien zwischen Demonstranten und der Polizei ausbrechen. Kurz darauf kommt es in der Stadt zu Ausschreitungen, fliegen Steine, feuern die Sicherheitskräfte Gummigeschosse. Am folgenden Tag eskaliert die Gewalt und breitet sich anschließend in die besetzten Gebiete aus.

Die zweite Intifada hat begonnen. Der Friedensprozess ist endgültig tot.

Palästinensischen Terror gab es schon vor dem 28. September. Doch Scharon hat den Funken geschlagen, zumindest den Anlass geliefert.

Und Scharon ist es auch, der als Erster von der Krise profitiert: Nach Neuwahlen wird er Anfang März 2001 Israels Premierminister.

Das Blutvergießen, das seinen Ausgang in den 1967 eroberten Gebieten genommen hat, erreicht nun Israel. Im März 2002 detoniert fast jeden zweiten Tag irgendwo im Land eine Bombe, reißt Menschen in den Tod, verstümmelt andere. Im Gegenzug lässt Scharon die geräumten Gebiete wieder besetzen, Widerstand mit Härte brechen, mutmaßliche Terroristen töten.

Trotz der kriegesischen Lage wachsen die Siedlungen weiter. Zwar beschränkt die Regierung sich auf den Ausbau bestehender Orte, doch Aktivisten gründen illegale „Außenposten“ – und werden dabei von Behörden heimlich unterstützt. Greift die Obrigkeit



Das Oslo-Abkommen von 1995 sowie weitere Verträge teilen das Westjordanland in drei Zonen auf, in denen jeweils zu einem unterschiedlichen Grad Palästinenser oder Israelis verantwortlich sind. Zone A untersteht allein der palästinensischen Autonomiebehörde. In Zone B regiert ebenfalls die palästinensische Zivilverwaltung, doch ist hier weiterhin israelisches Militär stationiert und für die Sicherheit zuständig. Zone C – in der die Mehrzahl der jüdischen Siedlungen liegen – bleibt vollständig unter israelischer Kontrolle. Doch mit dem Ausbruch der zweiten Intifada 2000 fühlt sich Israel nicht mehr an die Absprachen gebunden und nimmt die geräumten Gebiete zeitweise wieder militärisch in Besitz. Zudem reicht die seit 2002 errichtete Sperranlage, die Israel vor Attentaten schützen soll, an einigen Stellen weit in das Westjordanland hinein

doch einmal durch, muss sie mit gewalttätigem Widerstand rechnen.

Mit der Strategie, Tatsachen zu schaffen, ohne darüber zu reden, ist ein Ethos der Illegalität in die israelische Gesellschaft eingezogen, der in der Zeit vor der Staatsgründung wurzelt. Einst übertraten die zionistischen Pioniere osmanische und britische Gesetze, die sich gegen die vielfach vor Gewalt in ihren

Heimatländern geflohenen Juden richteten. Nun missachteten religiöse Aktivisten und manche Staatsdiener im Namen vermeintlich höherer Prinzipien die eigenen, demokratisch erlassenen Regeln.

IM MAI 2003 ABER beginnt Premier Scharon eine strategische Kehrtwende. Die Besetzung sei schrecklich für beide Seiten, sagt er nun, und könne nicht „unendlich“ fortgesetzt werden.

Der Ex-General hat seine Lagebeurteilung geändert. Aus einer Million Araber 1967 sind inzwischen 2,9 Millionen im Westjordanland geworden, 1,2 Millionen im Gazastreifen, 200 000 in Ostjerusalem. Die Moral der Armee, die diese Millionen in Schach halten soll, nimmt ab. In Washington wächst zudem die Ungeduld gegenüber der perspektivlosen Politik nackter Stärke.

2004 unternimmt Scharon einen Befreiungsschlag: Israel wird sich einseitig aus dem überbevölkerten Gazastreifen zurückziehen und die dortigen Siedlungen aufgeben (dies ist eine ohnehin gebotene Frontbegradigung, die keine 10 000 Kolonisten trifft und sich als Entgegenkommen ausgeben lässt). Zum Westjordanland hin soll eine bereits begonnene Sperranlage die Bewohner Israels vor Terroranschlägen schützen.

Nach dieser Rückzugsankündigung wendet sich die Siedlerlobby mit voller Wut gegen ihren langjährigen Patron. In Großdemonstrationen bringt sie Männer, Frauen, Kinder auf die Straße. Jugendliche reichen an Kreuzungen Flugblätter durch Autofenster, verteilen Aufkleber. Der „korrupte Diktator“ Scharon verweigere den Siedlern ihr Menschenrecht. Auch nur einen Siedler zu „vertreiben“ sei vergleichbar mit der Verfolgung während des Holocaust.

Abermals wird ein Politiker mit Nazi-Führern verglichen, erheben manche Rabbiner die Befehlsverweigerung zur Pflicht: Wer sich an Räumungen beteilige, „um das Land Fremden auszuliefern“, könne mit Vergebung „weder in dieser Welt noch der nächsten“ rechnen.

Ariel Scharon indes bleibt seinem Bulldozer-Image treu, auch im Rückwärtsgang. Im Sommer 2005 lässt er die Siedler aus dem Gazastreifen zurückholen. Aktivisten gehen mit Stöcken und

Deutschland um 1900

Anders leben

Das Kaiserreich boomt, zugleich zeigt sich die Kehrseite der Industrialisierung. Viele Menschen versuchen den Zwängen des Immer-mehr und Immer-schneller zu entkommen. »Zurück zur Natur« lautet eine ihrer Parolen. Vieles, was damals von den »Lebensreformen« erprobt wurde, ist heute Teil unseres Alltags.

Ein Heft über eine verblüffend aktuelle Epoche.



Jetzt am Kiosk!

Auch für Ihr iPad

 www.zeit.de/zeitgeschichte

Eisenstangen auf Polizei und Soldaten los, dann werden sie fortgeschleift.

Derweil vernebelt der Tumult um den Gazastreifen das gleichzeitige Geschehen im Westjordanland. Denn die Barrieren der Befestigungsanlage entstehen nicht entlang der alten Waffenstillstandslinie, die seit 1949 das Westjordanland von Israel trennt, sondern mäandern durch das besetzte Gebiet, um Siedlungskeile und Zugangsstraßen zu schützen. 700 Kilometer Metallzaun mit Stacheldraht und bis zu acht Meter hohe Betonelemente sowie Gräben zersstückeln das Land.

Zehntausende Palästinenser werden in Enklaven eingeschlossen, andere von ihren Feldern abgeschnitten, von Krankenhäusern, Schulen, Verwandten. Ein Palästinenserstaat ist damit unmöglich gemacht worden. Mosche Dajans angstgeborene Fantasie gewinnt Realität.

Noch während die Mauer gebaut wird, erleidet Ariel Scharon am 4. Januar 2006 einen Schlaganfall. Der Premier gleitet in ein Koma, aus dem er bis heute nicht aufgewacht ist. So wenig wie der Friedensprozess.

Vielmehr flackert auch nach dem Ende der Intifada 2005 die Gewalt im Westjordanland fort, schlagen in Israel Raketen aus dem Gazastreifen ein und provozieren 2008 eine massive Gegenoffensive. Ein Frieden ist nicht in Sicht.

FRÜHJAHR 2013. Durch Israels Gesellschaft läuft ein Riss, so trennend wie der Sperrzaun. Auf der einen Seite finden sich Anhänger einer Zweistaatenlösung: liberale Israelis, die ein Ende der Agonie herbeisehnen, sowie Mahner, die die Prophezeiung von Amos Oz, eine fortgesetzte Besetzung werde die Demokratie

korumpieren, für bereits eingetreten halten, und schließlich die Aktivisten der Friedensbewegung.

Auf der anderen Seite stehen nationalreligiöse Siedler, sicherheitsbedachte Militärs sowie vom Terror Verschreckte. Aber auch eine große Zahl unideologischer Siedlungsbewohner, die durch günstige Quadratmeterpreise über die Waffenstillstandslinie gelockt wurden.

Die Sperranlage symbolisiert nur eine von mehreren Grenzen, die Israels Gesellschaft fragmentieren: Sie verlaufen zwischen weltlichen und extrem frommen Juden, zwischen Liberalen und Nationalreligiösen, zwischen Abkömmlingen von europäischen Einwanderern

und solchen aus dem Nahen Osten und Afrika, zwischen Aufsteigern und Abgehängten.

Weltliche Juden sehen in Israel eine moderne, westliche Nation; viele der mehr als 700 000 Ultraorthodoxen träumen dagegen von einer Art jüdischem Gottesstaat. Sie wollen unter anderem

die Frauen in der Öffentlichkeit von Männern absondern und etwa im Bus in die hinteren Reihen verbannen.

Die Liberalen sind zumeist zu Kompromissen bereit – mit den Palästinensern, mit politischen Rivalen, um Koalitionen zu bilden. Die Nationalreligiösen geben sich hingegen ganz und gar kompromisslos, zumindest in Fragen der Außenpolitik und der besetzten Gebiete.

Manche Juden, die aus Europa abstammen, sehen in ihren Mitbürgern, die aus dem Nahen Osten, aus Äthiopien (und in den vergangenen Jahren auch aus den Staaten des ehemaligen Ostblocks) eingewandert sind, Menschen zweiter Klasse, bei denen es manchmal zweifelhaft sei, ob sie denn überhaupt „echte“ Juden sind.

Gerade hier markieren die Grenzen der Herkunft oft zusätzlich soziale Schranken: Die aus Europa stammenden Aschkenasim haben die besseren

Jobs, die höheren Gehälter, die einflussreicheren Ränge in Politik, Verwaltung und Armee.

Noch verwirrender ist, dass manche dieser Trennlinien über Kreuz laufen: Es gibt orthodoxe Zionisten. Und Militärs, die der Arbeiterpartei nahe stehen und nicht mit der Tora, sondern mit strategischen Überlegungen für ein Groß-Israel eintreten. Daher ist Israel gesellschaftlich weitaus tiefer gespalten als viele andere Länder, etwa in Europa. Das Einzige, was alle Einwohner des Landes eint, ist die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk – und der gemeinsame Feind.

Würde der Druck der Palästinenser und der arabischen Nachbarn jemals wegfallen, wäre Israel höchstwahrscheinlich durch all diese inneren Spannungen in seiner Existenz bedroht.

Das Gesicht der Siedlerbewegung wandelt sich. Hanan Porat ist 2011 gestorben, Mosche Levinger ist krank und lebt weitgehend zurückgezogen. Ihr derzeit prominentester Erbe ist der Politiker Naftali Bennett, seit März 2013 Wirtschaftsminister im Kabinett von Premier Benjamin Netanjahu.

Bennett, ein weltgewandter früherer Software-Unternehmer, überlässt den messianischen Eifer anderen; er argumentiert so simpel wie einst Begin: „Das Land gehört uns.“ Also wachsen die Siedlungen weiter.

Seit 1967 hat sich Israel verändert. Die Gesellschaft und ihre Institutionen, auch die Armee, sind religiöser geworden. Aus einer halbsozialistischen Demokratie ist ein in sich tief zerstrittener Staat geworden – Kritiker sagen: ein in Teilen postdemokratisches Imperium.

Die Siedlungen haben den Zorn der Palästinenser betonierte, Terror und Gegenterror die Bitternis, den Hass, die Verleugnung auf beiden Seiten verfestigt. Und der Dachverband der Siedler ist nun eine Macht im Land.

Naftali Bennett hält eine Lösung des Konflikts zumindest in seiner Generation für ausgeschlossen. „Wenn die Palästinenser einen Knopf drücken könnten, und wir würden verschwinden: Sie würden ihn drücken. Und umgekehrt.“ □

Dr. Mathias Mesenhöller, 43, porträtierte für GEOEPOCHÉ zuletzt einen anderen Fanatiker: den Lincoln-Attentäter John Wilkes Booth.

**EIN
FRIEDEN
IST NICHT
IN SICHT**

Literaturempfehlungen: Gershom Gorenberg, „The Accidental Empire“, Times Books: Studie über die Entstehung der israelischen Siedlerbewegung. Moshe Zimmermann, „Die Angst vor dem Frieden“, Aufbau: teils provokante Darstellung von Hintergründen und Folgen der Siedlungspolitik.

Vom Mittel- bis Lavendelmeer: Tauchen Sie ein in die Provence.



GEO SPECIAL PROVENCE 3/2013

* Heft ohne DVD: 8,50 € (A: 9,80 € / CH: 15,80 sfr).
Heft mit DVD: 16,50 € (A: 18,80 € / CH: 33,00 sfr).

Auch als
iPad App



Heft 8,50 € –
mit DVD 16,50 €*

KRIEG DER STEINE

Im Dezember 1987 wird aus einer Beerdigung in Gaza eine Demonstration – und bald ein Volksaufstand. Die Wut über 20 Jahre Besatzung entlädt sich in Angriffen auf israelische Soldaten, aber auch in Gewalt gegen vermeintliche Kollaborateure VON CLAUD HECKING

Intifada, arabisch für „abschütteln“, nennen die Palästinenser ihren Aufstand gegen die Besatzungsmacht. Er beginnt mit einem Mord, einem Verkehrsunfall und einem ungerechtfertigten Gerücht.

Am 6. Dezember 1987 wird in Gaza-Stadt ein jüdischer Geschäftsmann erstochen, vermutlich von einer palästinensischen Kampfgruppe. Zwei Tage später prallt auf der Hauptstraße des von Israel seit 20 Jahren besetzten Gazastreifens ein israelischer Militärlastwagen auf zwei Autos mit Tagelöhnern. Vier Araber sterben – und in Gaza kursieren sofort (falsche) Gerüchte, dies sei ein Racheakt für den Mord gewesen.

Am 9. Dezember trägt man die Unfallopfer zu Grabe. Die Beerdigung wird zu einer Demonstration: Reifen brennen, Trauernde werfen Steine und Molotow-Cocktails, israelische Soldaten schießen zurück. Dabei stirbt ein 17-jähriger Palästinenser. Rasch weiten sich die Proteste auf ganz Gaza, Jerusalem und das Westjordanland aus. Nun entlädt sich lang angestaute Wut über 20 Jahre Okkupation, über den erfolglosen Unabhängigkeitskampf und die eigene Armut.

Israels Premier Jitzchak Schamir befiehlt Härte: Das Militär feuert mit Gummigeschossen und Tränengaspatronen, aber auch mit scharfer Munition, knüpelt Demonstranten nieder; binnen einer Woche sind elf Aufständische tot. Die Armee verbietet palästinensische Zeitungen, sie schließt Schulen, verhaftet Tausende, verhängt Ausgangssperren.

In den ersten Wochen ist die Intifada noch ein spontaner Volksaufstand. Denn auch die PLO ist überrascht worden; tagelang schweigt die Spitze der Palästinenserorganisation,

die im Exil in Tunis sitzt. Doch dann übernimmt die PLO-Führung unter Jassir Arafat mehr und mehr die Kontrolle, geben PLO-Aktivisten auf Flugblättern Tagesbefehle aus.

Sie rufen zum Streik und zum Steuerboykott auf, initiieren Protestmärsche, zünden Busse oder Läden an, wenn Arbeiter oder Kaufleute Streikbefehlen nicht nachkommen. Und sie errichten „Volksgerichte“ in den besetzten Gebieten, um Männer zu verurteilen, die angeblich mit Israel kooperieren: Innerhalb von 18 Monaten werden rund 100 Palästinenser wegen angeblicher „Kollaboration“ ermordet.

So sehr die Palästinenser unter ihrem eigenen Wirtschaftsboykott und den Ausgangssperren leiden, eines haben sie erreicht: Israel steht am Pranger der Weltöffentlichkeit. TV-Bilder zeigen Soldaten, die gefesselt am Boden liegende Männer mit Felsbrocken und Stiefeln malträtieren. 1988 verurteilt die UN-Generalversammlung das Vorgehen der Armee als Kriegsverbrechen. Nur Israel und die USA stimmen dagegen (Westdeutschland enthält sich der Stimme).

DOCH IM AUGUST 1990 lässt Iraks Diktator Saddam Hussein seine Truppen in Kuwait einmarschieren und erklärt, der Irak werde das Land unter anderem erst dann räumen, wenn

Israel sich aus Palästina zurückziehe. Prompt stellt sich Arafat auf Saddams Seite – ein schwerer Fehler. Denn nach dem Sieg einer von den USA geführten Koalition über den Irak werden alle 350000 palästinensischen Gastarbeiter aus Kuwait ausgewiesen. Zudem stoppen der Golfstaat und das ebenfalls vom Irak bedrohte Saudi-Arabien ihre Zahlungen an die PLO.

Die ist nun international isoliert, und die ohnehin geschwächte Wirtschaft der besetzten Gebiete steht wegen

der ausbleibenden Subventionen der Ölstaaten vor dem Zusammenbruch. Arafat hat keine Wahl: Er muss den Kompromiss mit Israel suchen – zumal der internationale Druck jetzt auch die israelische Regierung zu einem Politikwechsel bewegt. Israelische Unterhändler nehmen Anfang 1993

Jassir Arafat, Chef der Palästinensischen Befreiungsorganisation PLO, wird in seinem Exil in Tunis von der Rebellion überrascht. Doch schnell übernimmt er die Kontrolle über die Aufständischen und führt später eine zweite Intifada an



Geheimverhandlungen mit der PLO auf, die in Oslo stattfinden (siehe Seite 132).

Am 13. September 1993 unterzeichnen beide Seiten ein Grundsatzabkommen. Es sieht einen Teilabzug israelischer Truppen aus dem Westjordanland und dem Gazastreifen vor sowie die Übertragung der Administration in einigen Teilen dieser Gebiete auf die Palästinenser. Zudem erkennen Israel und die PLO erstmals ihr gegenseitiges Existenzrecht offiziell an. Dies ist das Ende der Intifada.

Doch das Abkommen ist kaum mehr als eine Absichtserklärung, wichtige Entscheidungen sind auf weitere Gespräche verschoben worden. Die jedoch bleiben fruchtlos. Im Juli 2000 scheitern Verhandlungen, die den Status Jerusalems und den Grenzverlauf zwischen Israel und Palästina festlegen sollten; der Friedensprozess scheint wieder einmal am Ende.

Kurz darauf beginnt eine zweite Intifada.

Am 28. September 2000 besteigt Oppositionschef Ariel Scharon den Tempelberg in Jerusalem, eine der heiligsten Stätten des Islam. Ausgerechnet Scharon, der als Befehlshaber des Libanon-Feldzuges bei den Arabern besonders verhasst ist (siehe Seite 146). Er will den israelischen Machtanspruch demonstrieren und so vor seinen Anhängern Stärke beweisen.

Auf diese Provokation reagieren die Muslime mit wütenden Protesten. Als Jugendliche am 29. September Steine auf die Betenden vor der Klagemauer werfen, stürmt die israelische Polizei den Tempelberg und erschießt vier Randalierer. Wie 1987 weiten sich die Proteste rapide aus: in Ostjerusalem, im Westjordanland, dem Gazastreifen.

Aber anders als bei der ersten Intifada ist der Protest diesmal von Beginn an organisiert. Schon am 30. September folgen die meisten Araber dem Aufruf der PLO zum Generalstreik. (Möglicherweise ist der Aufstand sogar gezielt losgetreten worden: Denn die Witwe Arafats erzählt 2012 in einem Interview, ihr Mann habe unmittelbar nach dem Scheitern der Verhandlungen im Sommer 2000 gesagt, er werde eine zweite Intifada starten.)

Diese Rebellion ist weitaus gewalttätiger als die erste. Als Palästinenser in Ramallah zwei israelische Soldaten lynchen, bombardieren Kampfhubschrauber das Polizeihauptquartier, Radio- und Fernsehsender. Wieder errichtet die Armee Straßensperren, riegelt Städte und Dörfer ab. Sie zerstört Olivenhaine und Häuser, beschießt Krankenhäuser, feuert Panzergranaten auf betende Muslime. Gezielt werden Anführer extremistischer Organisationen getötet.

Arabische Selbstmordattentäter tragen umgekehrt den Terror nach Israel, reißen in Tel Aviv, Haifa und Jerusalem

Ein Verkehrsunfall, bei dem vier Palästinenser sterben, wird zum Auslöser einer ersten Demonstration, auf der Reifen brennen und Trauernde Steine gegen Israelis werfen – wie diese jugendlichen Protestierer etwas später in Nablus



Dutzende mit sich in den Tod. Hinter einem großen Teil der Anschläge stehen die radikal-islamische Hamas sowie Arafats al-Aqsa-Brigaden.

Am 6. Februar 2001 gewinnt Ariel Scharon die Wahlen zum Ministerpräsidenten mit dem Versprechen, den Terror zu beenden. Als allein im März des folgenden Jahres mehr als 120 Israelis bei Attentaten sterben, entsendet er Truppen in die Autonomiegebiete und lässt das Hauptquartier Arafats umstellen. Der PLO-Vorsitzende steht nun de facto unter Hausarrest. Im Westjordanland lässt Scharon eine Sperrmauer errichten, um Israel gegen Attentäter abzuschotten.

Die seit Jahren anhaltende wirtschaftliche Misere, die Zerstörungen und die Aussichtslosigkeit ihres Kampfes lassen indes immer mehr Palästinenser am Sinn der Erhebung zweifeln. Und als der 75-jährige Arafat am 11. November 2004 stirbt, verliert die Intifada einen ihrer wichtigsten Antreiber.

Kurz darauf rufen mehr als 500 prominente palästinensische Politiker und Intellektuelle in Zeitungsanzeigen zum Ende der Gewalt auf. Sie stützen damit den Kurs des Arafat-Nachfolgers Mahmud Abbas, seit Langem ein Kritiker des gewalttätigen Widerstandes. Abbas trifft sich im Februar 2005 mit Scharon, vereinbart eine Waffenruhe und erklärt den Aufstand für beendet. Insgesamt sind in der zweiten Intifada etwa 1000 Israelis und mehr als 3000 Palästinenser gestorben.

Die meisten Palästinensergruppen halten sich an das Waffenstillstandsabkommen. Doch die Hamas feuert bereits zwei Tage nach dessen Abschluss wieder mit Granaten und Raketen auf eine jüdische Siedlung.

Ende 2008 eskaliert dieser Konflikt abermals, als Israels Armee nach einer Serie von Raketenangriffen vorübergehend in den Gazastreifen einmarschiert, um die Attacken zu unterbinden. Bis heute kommt es immer wieder zu Angriffen palästinensischer Extremisten, und immer wieder schlägt Israels Armee mit Härte zurück.

Eine dritte Intifada ist bislang zwar ausgeblieben, aber die Spirale aus Gewalt und Gegengewalt dreht sich weiter. □

Dr. Claus Hecking, 38, ist Journalist in Hamburg.

Nächstes Jahr in

Beseelt von der Idee eines eigenen Staates, ziehen Juden seit über 100 Jahren ins Gelobte Land, obwohl Risiken? Wie erleben die Immigranten ihre neue Heimat, die sie sich endlich erkämpft haben nach

Als wir nach Palästina einwanderten, kamen wir in Jaffa an, das heißt, man wurde vom Schiff auf Boote verladen und ans Land gerudert. Mir wurde schlecht, denn es war furchtbar heiß, und mein erster Eindruck vom Lande war, wenn das Palästina ist, bleibe ich nicht hier.

Cilla Grünewald, 1918 in Deutschland geboren, emigrierte 1933 nach Palästina

Aus dem Ausland betrachtet, ist Palästina romantisch. Aber Menschen, die Romantik lieben, sollten besser dort bleiben, wo sie sind. Sobald man das Land betritt, löst sich die Romantik in Nichts auf, der Dunstschleier des Traumes lichtet sich, und zurück bleibt ein raues, steiniges Land, halbwild und unterentwickelt.

Jefim Gordin (1908–1967), Schriftsteller, wanderte aus dem heutigen Litauen ein

Jung verheiratet, voller zionistischer Ideale und neugieriger Erwartung kamen wir 1934 im Jaffa-Hafen an. Es war schon ein Schock: dieser Schmutz, dieser Krach, diese Hitze, dieser kochende Orient.

Lilit Pavell, 1912 in Stettin geboren, Autorin, 1934 eingewandert

Als wir in der grellen Sonne warteten und nicht wussten, wohin wir uns wenden sollen, fiel es uns schwer, uns zu erinnern, aus welchem Grund wir gekommen waren. Einer unserer Gruppe wandte sich zu mir und sagte halb enttäuscht, halb im Scherz: „Na Goldie, du wolltest nach Eretz Israel kommen. Wir sind da. Jetzt können wir alle wieder gehen. Es genügt.“ Auf jeden Fall lächelte ich nicht, als ich diese Worte hörte.

Golda Meir (1898–1978), kam 1921 aus den USA. Von 1969 bis 1974 Premierministerin

Wenige Tage später näherte sich das Schiff dem Strand Palästinas. In Dankbarkeit gedachte ich des allmächtigen Schöpfers, der mich hierhergebracht hatte, damit ich einen wesentlichen, bisher vernachlässigten Teil meiner Lebensaufgabe in Angriff nehmen konnte. Zugleich zerrte mir Verzweiflung am Herzen, wenn ich meines Bruders und all der anderen in Europa hilflos Zurückgelassenen gedachte. Zwischen sanfter Dankbarkeit und schärfstem Schmerz war meine Seele in beispielloser Weise geteilt.

Max Brod (1884–1968), Schriftsteller, floh 1939 aus Prag nach Palästina

5.45 früh – am Horizont nähert sich die Küste und wachsen die Umrisse der Häuser von Jaffa. Trubel, Hin- und Herjagen nach Gepäck und den Beamten der Einwanderungsbehörde, um das Schiff ein Haufen kleiner Boote. Arabische Worte fliegen vom Schiff hinunter und herauf, Pfeifen tönen, Sirenen heulen, Lastträger in verstaubten und verschwitzten Blusen und Hosen, die als Säcke um die Beine hängen, klettern an Stricken aufs Deck. Schwarze Augen schauen unter den Tüchern und Fetzen hervor, die in allen möglichen und unmöglichen Formen um den Kopf gewickelt sind. Ehe man sich umsieht, ist der Koffer weg, befindet man sich im Arm eines solchen Burschen und wird ins schaukelnde Boot geschafft.

Martin Hauser, 1913 in Berlin geboren, emigrierte 1933 nach Palästina

Nach meiner Heirat mietete uns mein Vater eine Wohnung in Jaffa. Sie lag neben dem arabischen Marktplatz. Es war ein elender Ort. Unsere Wohnung wurde von den umliegenden arabischen Häusern völlig verräuchert. Die Häuser standen viel zu dicht beieinander, und die Enge war unerträglich, besonders nachdem unser Sohn geboren war. Der Schmutz, das

Fluchen, die Unarten der arabischen Kinder schufen keine gute Atmosphäre, um ein Kind aufzuziehen. Auch wir Erwachsenen fühlten uns in der fremden Umgebung isoliert; es gab kein kulturelles Leben, und die Juden wohnten über die ganze Stadt verstreut.

Rachel Massuda Danin (1872–1960), Mutter eines der Gründer des Mossad

Es gab weder fließend Wasser, Strom noch Telefon. Das Wasser kam aus einer großen Zisterne. In Dürrejahre füllten wir sie mit Hunderten Eselsladungen von Wasser, das wir einem Araber abkauften.

Gershon Scholem (1897–1982), Professor für jüdische Mystik, kam 1923 aus Berlin

Ich bin seit fast einer Woche hier in Jerusalem und versuche, etwas Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen. Es gibt nichts Demütigeres als „unser“ Jerusalem. Alles, was das Heilige entweihen und beschmutzen könnte, wurde getan. Man kann sich so viel Falschheit, Blasphemie, Gier und so viel Lüge kaum vorstellen. Es ist eine abscheuliche Stadt ohne die geringsten Annehmlichkeiten. Die in den Himmel ragenden Minarette, Glockentürme und Kuppeln legen schmerzlich Zeugnis davon ab, dass Jerusalem keine jüdische Stadt ist.

Chaim Weizmann (1874–1952) aus Weißrussland, Israels erster Staatspräsident

Wir hätten kaum zu einer schlechteren Zeit ankommen können. Die Luft, der Sand, die weißen Stuckhäuser glühten in der Mittagssonne. Wir warteten vergebens auf dem leeren Bahnhof auf Freunde, denen wir unsere Ankunft mitgeteilt hatten. Später erfuhren wir, dass sie gerade an diesem Tag nach Jerusalem gefahren

JERUSALEM

es dort gefährlich ist zu leben. Was bedeutet es, den Neuanfang zu wagen – und zu bleiben, trotz aller fast zwei Jahrtausenden Diaspora? Stimmen aus Israel, von der frühen Einwanderung bis heute

waren, um die letzten Vorbereitungen zum Verlassen des Landes zu treffen.

Golda Meir

Als wir nach Ra'anana zogen, bestand das ganze Dorf aus einem Sandstreifen. Hier und da standen 30 bis 40 kleine Häuser. Wir kamen zu einer Hütte, die uns zugewiesen worden war. Ich erinnere mich noch gut, dass meine Mutter in die Hütte hineinging, wieder herauskam und sich auf das Bett setzte, das mitten im Sand stand. Sie fing an zu weinen.

Aharon Megged, Schriftsteller, 1920 in Polen geboren

Ich blieb allein. Allein suchte ich eine Milchstube in der Nähe auf. Allein blieb ich am Nachmittag über hebräische Lehrbücher gebeugt. Ebenso am Abend. Noch niemals hatte ich mich so einsam, so isoliert gefühlt. Auch in den nächsten Tagen wechselte meine Wirtin mit mir nur die nötigsten Worte.

Es war keine Unfreundlichkeit; es war einfach Gleichgültigkeit. Diese Menschen gaben sich nicht die geringste Mühe, die Neueinwanderin heimisch zu machen. Meine Enttäuschung war bitter.

Lola Landau (1892–1990), Schriftstellerin, verließ Berlin 1936

500 000 Menschen, Holocaust-Überlebende aus Europa und Menschen aus den arabischen Ländern, kamen in ein oder zwei Jahren hierher. Die Atmosphäre wandelte sich sehr. Früher waren wir eine Gemeinschaft von Pionieren gewesen, von Freiwilligen. Jetzt entstand eine neue

Ära. Wir wurden ein Staat. Für die Leute, die vor 1948 aufgewachsen waren, bedeutete dies eine Änderung der Überzeugungen. Alles wurde bürokratisiert, organisiert und von oben herab, von den Regierungsbehörden, angeordnet. Wir mussten uns an das neue Leben gewöhnen, unsere Mentalität ändern. Sehnsucht nach den Gründerjahren kam auf.

Aharon Megged



**Straßenszene in Jerusalem:
Weltliche und ultraorthodoxe
Juden haben fast nichts mehr
miteinander gemein**

Die Juden aus Europa hatten entsetzliche Tragödien hinter sich; die Juden aus den arabischen Ländern des Nahen Ostens und Nordafrikas hatten in ihrer Mehrheit ohne jede Ausbildung, in bitterer Armut und von ihrer Umwelt terrorisiert in den Ghettos und Kasbahs einiger repressiver Länder der Erde gelebt. Sie wussten wenig oder nichts über das Leben im 20. Jahrhundert. Sie hatte nur eines gemeinsam: Sie waren alle Juden, aber das bedeutete schon sehr viel; in Wahrheit alles.

Golda Meir

Im Kibbuz nahm man uns nicht freundlich auf. Die Lage war gespannt. Man war auf uns gar nicht vorbereitet. Untergebracht wurden wir auf Strohmatten auf dem nackten Boden eines gerade leer stehenden größeren Raumes, der nachher mit dünnen Bretterwänden in „Zimmer“ geteilt wurde. Verletzt durch die abweisende Art, mit der wir aufgenommen wurden, sangen wir, um zu ärgern, Nazilieder. Das erhöhte natürlich die Spannung zwischen den Kibbuz-Leuten und uns. Auch war es grässlich heiß, es war im Mai mit Chamsin, das sind Wüstenwinde aus dem Nord- oder Südosten, es waren um die vierzig Grad, die erste Arbeit, die man uns gab, war das Sortieren von Kartoffeln in einem fensterlosen Raum.

**Tuvia Rübner, geboren 1924
in der Tschechoslowakei,
kam 1941 mit einem Flüchtlingstransport**

Man kann sich heute wohl nur noch schwer vorstellen, wie diese Ströme von Menschen aussahen. Dies waren keine Einwanderer vom Schlag, der in den zwanziger Jahren gekommen war – robuste junge Idealisten in guter körperlicher Verfassung, die es kaum erwarten konnten, das Land zu besiedeln. Damals betrachteten wir die Unannehmlichkeiten des Pionierdaseins als einen Teil des großen zionistischen Experiments, auf das wir uns voller Leidenschaft eingelassen hatten. Die jetzigen Einwanderer waren auch völlig anders als die Menschen, die in den dreißiger Jahren gekommen

waren – diese gut ausgebildeten Fachkräfte, Unternehmer, Kaufleute und Künstler hatten einiges an Geldmitteln gerettet. Die Hunderttausende von Juden, die kurz nach der Gründung Israels ins Land strömten, waren völlig mittellos. Sie besaßen nichts als den Willen zu leben und den Wunsch, ihrer Vergangenheit zu entkommen. Die meisten von ihnen waren körperlich oder seelisch zerrüttet, wenn nicht sogar beides zusammen. Viele hatten keinen Funken Lebensmut mehr in sich.

Golda Meir

Ich kam an ihrem Zelt vorbei und sah, dass sie versuchte, etwas Reisig anzuzünden, das sie auf den Dünen in der Umgebung gesammelt hatte, um etwas für ihr Baby zu kochen. Das kleine Zelt, das ursprünglich zwei oder drei Personen hatte aufnehmen sollen, war so mit Betten vollgestellt, dass man sich nicht mehr darin bewegen konnte. „Wir sind am Freitag vor zwei Tagen hier angekommen“, erzählte die Frau. „Wir waren 400 Menschen, und das Lager war voll. Für keinen von uns war Platz. Wir standen bis nach Einbruch der Dunkelheit draußen im Freien, im strömenden Regen, während sie die Zelte für uns aufbauten.“

Arieh Gelblum (1921–1993), Journalist, emigrierte 1925 aus Polen nach Palästina

Ich kann stolz darauf sein, dass ich in dem Jahr seit meiner Ankunft den Makel der Diaspora abgeworfen und mich so weit wie möglich geläutert habe. Ich trotze der Diaspora und dem Exil. Ich habe mich nach einer Heimat gesehnt, um ein Mensch wie alle Menschen zu sein, gleichberechtigt unter meinesgleichen, mutig unter den Mutigen, stolz darauf, ein Hebräer, ein Israeli zu sein. Dies war mein Wunsch, und es ist mir gelungen. Seit meine Füße das Land unserer Väter betraten, habe ich alle meine Verbindun-

gen zu Europa und Amerika durchtrennt. Ich bin Hebräer, und mein Name ist hebräisch, denn aus dem Land der Hebräer grüße ich euch.

Jefim Gordin – der sich fortan Chaim Schalom Halewi nannte

Wir waren 20 junge Leute aus Deutschland, und wie wir unsere deutschen Namen gegen hebräische wechselten, war das eine richtige Zeremonie. Wir verbrannten



Künstlich bewässerte Felder im Negev: Seit 1943 gelang es jüdischen Pionieren, Hunderte von Quadratkilometern Wüste zu begrünen

die alten Namen und bekamen Zettel mit den neuen Namen in die Hand.

Michal Lewin, 1923 als Marilene Basch in Oberschlesien geboren, lebte bis zu ihrem Tod 2006 in Israel

An unserem ersten Freitagabend in Tel Aviv ging ich die Straße entlang. Ich fühlte, dass es im Leben für mich kein größeres Glück gab als dort zu sein, wo ich war – in der ersten rein jüdischen Stadt der Welt. Obwohl wir aus verschiedenen Kulturen nach Palästina gekommen waren und oft verschiedene Sprachen sprachen, erfüllte uns alle der Glaube, dass nur hier Juden nicht nur geduldet wurden, sondern rechtmäßig leben konnten. Hier würden sie endlich die Herren und nicht die Opfer ihres Geschicks sein.

Golda Meir

Von der Minute an, als ich in dieses arme Land kam, in dem es keine Lebensmittel

gab, dafür Unmengen Sand und Sonne, liebte ich es. Ich liebte es einfach.

Hana Greenfield, Jahrgang 1926, überlebte mehrere Konzentrationslager, kam 1953

Dann haben wir unser Haus gebaut. Es war das letzte Haus vor den Arabern und war ein Stützpunkt. Die Wände waren alle drinnen mit Eisenplatten belegt, und oben war ein flaches Dach mit einem Projektor, und unsere Siedler haben abwechselnd Wache geschoben. Tag und Nacht. Es gab einige Fälle, wo man uns Kühe aus den Ställen geklaut hat, und jemand wurde auch dabei erschossen. Wir persönlich hatten im Haus ein Gewehr und eine Handgranate. Ich weiß nicht genau, was wir damit tun sollten, aber es gab uns ein sicheres Gefühl.

Edith Münzesheimer (1911–1999), emigrierte 1936 aus Deutschland nach Palästina

Wir waren die Letzten im Dorf, und circa 100 Meter von uns entfernt war ein Beduinenlager, und das waren unsere Nachbarn. Aber ich war ja viele Jahre bei der Hagana und konnte mit Waffen umgehen, so sah ich darin kein Problem, und ich hatte auch keine Angst. Inzwischen war es 1948, und die Unruhen waren ausgebrochen, aber wir lebten mit unseren Nachbarn weiter in Frieden. Sie hatten dort ein Zeltlager, und eines Tages sah ich, dass sie anfangen, alles abzubrechen. Sie sagten uns, dass man aus Tulkarem zu ihnen gekommen ist und ihnen angeordnet hat, den Platz freizumachen für die arabische Armee, die bald hier einziehen wird. Wir versprachen ihnen, dass ihnen nichts passieren wird, dass wir sie beschützen werden und dass wir weiter friedlich mit ihnen leben wollten. Die Antwort war, dass sie sehr bald wiederkommen würden und dass sie dann in unseren Häusern wohnen würden, und mit einer unmissverständlichen Geste zum Hals zeigten sie uns, was dann mit uns gesche-

hen würde. Dann verschwanden sie alle. Aber das Glück war auf unserer Seite. Sie sind nicht wiedergekommen.

Schlomo Krebs (1911–1997), 1933 aus Deutschland nach Palästina emigriert

Jeder erkennt das Problem in den Beziehungen zwischen den Juden und den Arabern. Aber nicht jeder erkennt, dass dieses Problem keine Lösung hat. Es gibt keine Lösung! Der Interessenkonflikt zwischen Juden und den Arabern in Palästina kann nicht durch Scheinargumente gelöst werden. Ich kenne keinen Araber, der damit einverstanden wäre, dass Palästina uns gehört – selbst wenn wir Arabisch lernen würden, und ich habe kein Bedürfnis, die arabische Sprache zu lernen. Wehe uns, wenn wir unser Leben auf Arabisch führen müssen. Andererseits sehe ich auch keinen Grund, warum „Mustafa“ Hebräisch lernen sollte. Dies ist eine nationale Frage. Wir wollen das Land für uns. Die Araber wollen das Land für sich.

David Ben Gurion (1886–1973), erster Ministerpräsident Israels

Das Ohr kann es nicht begreifen, das Herz glaubt es kaum – ein hebräischer Staat! Unglaublich! Alt und Jung tanzten, sangen, tranken und jubelten den ganzen Tag wie bei der Kapitulation Deutschlands. Ich bin von ganzer Seele glücklich. Ein Silberstreif zeigt sich am Horizont: Masseneinwanderung, die Befreiung der Unterdrückten, verstärkte Bautätigkeit, Unabhängigkeit und Freiheit.

Jaakov Cohen (1924–1948), aus Polen eingewandert. Kam als Soldat ums Leben

12. Juli 1948. Der lange und unsichere Waffenstillstand hatte angefangen. Israel wird aufgebaut – trotz allem. Und heute, nach einem zweiten gewonnenen Kampf, fragen wir wehmütig: Wann wird es Frieden geben?

Miriam Alkan (1912–1978), wanderte 1935 aus der Tschechoslowakei ein

Wir stehen vor einem langen und entbeh-rungsreichen Krieg – einem Krieg gegen die Araber und die Engländer, gegen das

Meer und die Flüsse, gegen die Berge und die Täler, gegen die Kälte und die Hitze, gegen den Sand und die Wüste, gegen die Steine und die Felsen, vor einem Krieg, der vielleicht 100 Jahre dauern wird; möge es meinen Enkeln vergönnt sein, sein Ende zu erleben.

Chaim Schalom Halewi

Überall in Israel schossen in jenen Jahren neue Städte aus der Erde. Einige von ihnen blühten und wuchsen und machten ihren Planern und Bewohnern alle Ehre. Eine dieser Städte war Kirjat Schmona im äußersten Norden, im oberen Galiläa. Diese Stadt hat mir immer besonders viel bedeutet, vielleicht weil sie in so einer atemberaubend schönen Umgebung liegt oder weil ich vom ersten Augenblick an das Gefühl hatte, diese Stadt würde sich erfolgreich entwickeln. Kirjat Schmona war zunächst ein Durchgangslager, bewohnt von Einwanderern, die man von den Flughäfen und Seehäfen direkt hierhergebracht hatte. Die Neubürger wussten damals kaum, wo sie sich befanden oder warum man sie dort angesiedelt hatte. In Kirjat Schmona wurden Schulen gebaut, ein Gemeindezentrum, sogar ein Schwimmbad; Leichtindustrie wurde angesiedelt. Bis zum letzten Hammerschlag hatten wir alles vorgeplant. Nur die Reaktion der Einwanderer auf dieses Gemeinwesen und auf das Leben dort war nicht voraussehbar. Die europäischen Juden sagten, wir hätten sie in der Wildnis ausgesetzt, und die „orientalischen“ Juden machten uns klar, dass wir ihnen allzu schnell eine neue Lebensweise aufdrängen wollten; wir schenkten ihrer Art zu leben wenig Beachtung und behandelten sie wie Bürger zweiter Klasse.

Golda Meir

Als ich 1964 losfuhr, hatte ich keineswegs die Absicht, in Israel zu bleiben. Ich wollte nur aus Deutschland weg, eigentlich nach Amerika, Israel war nur als Abstecher gedacht. Ich wollte nur mal schauen, was das ist, ein jüdischer Staat. Dann bin ich aber geblieben.

Jakob Hessing, Professor für deutsche Literatur, 1944 in Schlesien geboren

Es ging nicht allein um die Frage: Wie stehen wir zu den Arabern, den Palästinensern? Die Frage war: Wie stehen wir über-

haupt zum Staat Israel, was für einen Staat wollen wir? Wir waren während des Krieges der Überzeugung, dass es unser Staat war, wir hatten ihn aufgebaut. So konnten wir gar nicht akzeptieren, was Ben Gurion dann daraus machte. Ben Gurion schuf den Staat Israel, wie er heute ist, einen jüdischen Staat, in dem keine Trennung zwischen Religion und Staat besteht, in dem Nicht-Juden eigentlich Gäste sind, nicht Mitbürger, und Juden besondere Rechte genießen, und zwar nicht allein das Recht der Rückkehr, wie man immer annimmt und viele Israelis glauben.

Uri Avnery, 1923 in Deutschland geboren, Journalist, Politiker, Friedensaktivist

Am frühen Morgen des 6. Juni [1967] fuhren wir auf die Felder hinaus. Um sechs Uhr kamen die Nachrichten, in denen der Armeesprecher bekannt gab, die arabischen Luftwaffen seien schon in den ersten Stunden des Krieges am Boden zerstört worden. Wir hörten diese Nachricht auf der Ladefläche des Lastwagens, und in mir klingt bis heute der befreite Aufschrei der Menschen auf den Holzbänken neben mir nach. Es war der Jubel darüber, am Leben geblieben zu sein, und in der Erinnerung an diesen Jubel ist zugleich die Erinnerung an die Angst verschlüsselt, die ihm vorangegangen sein muss: Als die Meerenge von Tiran geschlossen wurde und sich die Schlinge um Israel zusammenzuziehen drohte, lebte die Angst vor der Vernichtung wieder auf, die wenig mehr als 20 Jahre zurücklag.

Jakob Hessing

19 Jahre lang, von 1948 bis 1967, hatten uns die Araber verboten, die Altstadt zu betreten und an der Mauer zu beten. Am Mittwoch, dem 7. Juni, wurde ganz Israel von der Nachricht aufgerüttelt, dass unsere Soldaten die Altstadt befreit hatten. Endlich war sie für uns offen.

Golda Meir

Das Radio teilt mit, dass zwischen 150 000 und 200 000 Leute die Klage-

mauer besuchen. Ich bin erleichtert, dass es so ausgekommen und so schnell vorübergegangen ist. Gleichzeitig bin ich niedergedrückt. Werden wir den Frieden gewinnen, wie wir den Krieg gewonnen haben? Vielleicht wird doch noch ein Wunder geschehen, und wir werden richtigen Frieden haben, so wie der Verlauf des Krieges ein Wunder war.

Jenny Aloni (1917–1993), Schriftstellerin, 1939 aus Deutschland eingewandert

Als ich nach Israel kam, hatte ich einige Jahre lang das Gefühl, besonders im Kibbuz, in einer neuen, von allen gemeinsam geschaffenen und daher bewusst geteilten Realität zu leben. Dann kam der Krieg [von 1967], und plötzlich – ohne dass wir es ahnen konnten – verdoppelten wir uns. Neben unser eigenes Land, unser eigenes Volk, trat ein anderes Land, ein anderes Volk. Ein Teil von uns sieht dieses andere Land, dieses andere Volk als unseren Besitz an, und ich verstehe das nicht, empfinde es wie einen Wirklichkeitsverlust.

Jakob Hessing

Ich weiß nicht, in welchen Formen das Judentum künftig praktiziert werden wird oder wie Juden, in Israel oder sonstwo, ihrem Judentum in 1000 Jahren Ausdruck geben werden. Ich weiß aber, dass Israel mehr ist als nur ein kleines, von Feinden umgebenes Land. Israel ist ein jüdischer Staat, der infolge der Sehnsucht, des Glaubens und der Entschlossenheit eines sehr alten Volkes ins Leben gerufen worden ist. Wir in Israel sind nur ein Teil des jüdischen Volkes und nicht einmal der größere, aber weil es Israel gibt, hat sich die jüdische Geschichte für immer verändert.

Golda Meir

Die ersten Siedler kamen nach Kirjat Arba Ende 1971. Ich zog am 5. September 1972 ein, am Tag des Olympia-Anschlags von München. Ich sagte damals zu meiner Frau: Das ist unsere Antwort auf den arabischen Terror.

Eljakim Haetzni, 1926 in Kiel geboren, intellektueller Anführer der Siedler

Wieder Krieg [1973]. Heute Mittag um zwei Uhr haben die Kämpfe begonnen. Wir sind ruhig, nur das Herz ist schwer. Vergessen sind die innenpolitischen Streitigkeiten. Es ist bitter, dass es nur so möglich zu sein scheint. Wir Juden sind ein eigenartiges Volk, am besten unter Spannung und Druck. Dann fallen in einem sicher anderswo nicht üblichen Maß alle Gegensätze.

Jenny Aloni

An einem jener Abende, an denen in Moskau zwischen Breschnew und Kissinger über einen Waffenstillstand [im Jom-Kippur-Krieg] gesprochen wurde, fuhr ich durch die verdunkelten Straßen Tel Avivs nach Hause. Während der Fahrt schwor ich mir, dass dieser Krieg mit einem Friedensvertrag enden würde, falls ich in irgendeiner Form Einfluss nehmen konnte. Ich betrachtete die dunklen Fenster der Häuser, an denen ich vorbeifuhr, und fragte mich im Stillen, hinter welchen jetzt wohl Familien saßen, um das Schiwa zu begehen, die erste traditionelle Trauerwoche, und hinter welchen andere Familien versuchten, ihrem Alltag wie gewohnt nachzugehen, obwohl sie keine Antwort auf die Fragen wussten: Wo ist er? Tot, irgendwo im Sinai oder auf den Golanhöhen gefallen oder Kriegsgefangener?

Golda Meir

Natürlich gab es Kriege und Sorgen, und mein Mann musste kämpfen, und dann gingen meine Kinder in den Krieg. Aber dies war Teil unseres Lebens. Deswegen bin ich mit diesem Land so eng verbunden und Sorge mich um seine Zukunft.

Hana Greenfield

Das Haus steht allein und stolz auf einer Anhöhe, und als ich die Wendeltreppe zur Dachterrasse hinaufgestiegen war und diese himmlische Komposition aus Hügeln und Tälern, Licht und Weite erblickt hatte, war mein Entschluss gefasst. Hier oder nirgends. Denkt man in solchen Momenten an die Grüne Grenze? Erst als ich meinen Blick von den Bergen Moabs losgerissen und in die unmittelbare Nachbarschaft zurückgeführt hatte, überlegte ich mir, wo nun der arabische Teil aufhörte und der israelische anfang oder umgekehrt. Die Grenze ist hier sehr verwischt, denn sowohl die einen als auch die ande-

ren haben sich oberhalb und im Anschluss an das alte arabische Dorf Abu Tor neue Häuser gebaut, die sich weder im Stil noch im Baumaterial wesentlich unterscheiden. Auch die Wäsche, die an Leinen auf den Dächern flattert, gibt keinen Aufschluss. Erst wenn die Bewohner selbst aus ihren Häusern treten, die Araber, egal ob Männer oder Frauen, in ihren Djellabas, die Israelis in westlicher Kleidung, erfährt man, um was für ein Haus es sich handelt.

Angelika Schrobsdorff, 1927 in Deutschland geboren, lebte lange in Israel

Und dann gibt es die palästinensische Frage, die Israel am meisten und beharrlichsten Kopfzerbrechen bereitet: „Wir sind gekommen, um eine gerechte Gesellschaft auszubauen. Und was passiert als Erstes?“

Saul Bellow (1915–2005), jüdischer Schriftsteller aus den USA

Ich erinnere mich genau, wann die Unruhen anfangen, denn am selben Tag ging mein Telefon kaputt, die Druckpumpe meiner beiden Öfen setzte aus, und es goss in Strömen. Ich saß also in einer großen, kalten, wenn auch schönen Wohnung, das Wasser begann unter der Tür, die zum Patio führt, durchzurinnen, und ich hatte nicht einmal die Möglichkeit, Avi anzurufen. Avi hat meine Wohnung renoviert. Avi ist Araber – heute sagt man bereits Palästinenser –, und eigentlich heißt er Ali. Den Namen Avi hatte er sich für die Israelis zugelegt, so wie viele Palästinenser, die für sie arbeiten.

Angelika Schrobsdorff

Lärm. Lärm ist das erste Wort, das mir einfällt, wenn ich an die letzten zehn Jahre denke. Fürchterlicher Lärm. Schüsse und Schreie, Hetzreden, Jammern und Klagen, Explosionen und Demonstrationen, große leere Worte, Sondersendungen vom Ort des Anschlags, Rufe nach Rache, dröhnende Hubschrauber am Himmel, die heulenden Sirenen der Ambulanzen und das frenetische Klingeln der Telefone nach jedem Zwischenfall. Im Zentrum des

Wirbelsturms, im Auge des Hurrikans herrscht Stille. Man kann sie körperlich empfinden. Eine Stille wie in dem kurzen Augenblick zwischen schlechter Nachricht und Begreifen, zwischen Schlag und Schmerz.

**David Grossmann, Schriftsteller,
1954 in Jerusalem geboren**

Die Veranda, auf der ich sitze, gehört zu unserm Haus. Hier ist mein Heim. Ich habe kein anderes, und jeder Mensch braucht ein Heim. Doch der Boden, auf dem das Haus steht, hat Arabern gehört, die im Kriege 1948 geflohen sind. Er ist noch immer auf ihren Namen im Grundbuch eingetragen. Bin ich bereit, auf dieses Heim zu verzichten, oder werde ich mein Hierverbleiben rechtfertigen? Ich werde sagen, sie sind geflohen. Hier auf diesem Stück Boden haben sich harte Kämpfe abgespielt. Der Krieg war nicht unsere Schuld. Wir wollten ihn nicht. Wir sind bereit, den früheren Besitzern volle Entschädigung zu zahlen. Stimmt und doch bleibt der Geschmack von Kompromiss.

Jenny Aloni

Als ich heute morgen meinen elfjährigen Sohn weckte, fragte er: „Ist der Terroranschlag heute schon vorbei?“

Mein Sohn hat Angst. Und mit ihm die Mehrheit der israelischen Bürger. Binnen zwei Wochen fanden hier fünf Selbstmordattentate statt, in denen über 50 Israelis ermordet und Hunderte verletzt wurden. Wir sahen die grauenvollen Szenen eines an Zivilisten verübten Gemetzels, wie wir sie nicht einmal aus den schlimmsten Kriegen kannten. Immer wieder schrien die Menschen in den Straßen: Wie lange soll das so weitergehen? Was für ein Frieden ist das? Und auch Israelis, die bisher den Friedensprozess unterstützten, begannen den Glauben daran zu verlieren.

David Grossmann

Die Siedler sind die gesetzestreuesten Bürger. Aber in Bezug auf Eretz Israel haben die Gesetze der Regierung keine Gültigkeit. Die Bindung des jüdischen Volkes an Eretz Israel ist 4000 Jahre alt und hat viele Imperien überdauert. Diese Bindung wird auch jede israelische Regierung überleben. Der israelische Staat hat keine Verfügungsgewalt, im Namen des jüdischen Volkes auf das Land Israel zu verzichten.

Eljakim Haetzni

Warum war ich noch nie in einem Flüchtlingslager, überlegte ich. 20 Jahre lang hatte ich die Gelegenheit dazu gehabt, 20 Jahre war ich durch die besetzten Gebiete gefahren, deren Landschaft, Licht und Farben ich über alles liebte. 20 Jahre war ich nicht auf die Idee gekommen, ein Flüchtlingslager zu besuchen, zu sehen,



Die Bedrohung ist allgegenwärtig: Mit dem Gewehr in der Hand beten Soldaten an der Klagemauer in Jerusalem

wie die Menschen dort lebten, zu hören, was sie zu sagen hatten. 20 Jahre hatte ich nicht einmal gewusst, wo sich die Lager befanden, wie viele es waren, wie hoch die Zahl der Flüchtlinge war, die darin lebten, existierten, vegetierten. Nein, es hatte für mich keinen Schrecken gehabt, das Lager, denn für mich verband sich mit diesem Wort unweigerlich das höllische Bild der Konzentrationslager. War es darum, dass ich, dass wir, Überlebende des Holocausts, ihnen 20 Jahre keine Beachtung geschenkt hatten? Und wenn es das

war, war es eine Entschuldigung? Oder genau das Gegenteil: eine nicht zu verzeihende Unverantwortlichkeit? Rick sagte: „Wenn man Dschabalija sieht, das größte Lager im Gazastreifen, 52000 Flüchtlinge, dann versteht man, warum die mit Steinen auf die israelische Armee losgehen. Das Einzige, was man nicht versteht, ist, warum sie 20 Jahre mehr oder weniger stillgehalten haben.“

Angelika Schrobsdorff

Wenn man durch die Straßen geht, mustert man jeden Passanten mit Argusaugen. Jeder könnte ein Mörder sein (und erstaunlicherweise stellt man fest, dass beinahe jeder, auch mit einem vertrauten Gesicht, irgendwie bedrohlich aussieht). Jede Entscheidung kann schicksalhaft sein: Soll ich an diesem Kiosk stehenbleiben und ein Glas Saft trinken, oder warte ich besser bis zum nächsten Kiosk? Soll ich beide Kinder mit demselben Bus zur Schule schicken? (Und dann die Frage, wen setze ich in den Bus um zehn nach sieben und wer fährt später...) Ich gehe durch die Hauptstraße, wie ich es seit meiner Kindheit tue, durch die laute, lärmende, ein wenig provinzielle Hauptstraße von Jerusalem, und zerfetze in Gedanken pausenlos die geliebte Szenerie. Ich verabschiede mich permanent von Vertrautem. Dessen Vergänglichkeit tut mir weh. Alles ist so zerbrechlich – der Körper, die Gepflogenheiten, die Familie, das ganze Gefüge des Lebens.

David Grossmann

Die politische Lage bedrückt. Schade, dass wir den Schwierigkeiten, die uns unsere Feinde bereiten, noch weitere hinzufügen. Manchmal dünkt es mir, dass wir unter Größenwahn leiden. Noch eine Siedlung und noch eine Stadt mehr in Jehuda und Schomron (Judäa und Samaria). Und unterdessen bearbeiten Araber

anstatt Juden die landwirtschaftlichen Flächen hier im Land. Ich möchte nicht einer herrschenden Schicht angehören mit allem, was damit verbunden ist. Ich möchte in einem jüdisch demokratischen Land leben, in dem die arabische Minderheit alle Bürgerrechte teilt.

Jenny Aloni

Sie glauben nicht daran, dass Juden und Araber, Israelis und Palästinenser in Frieden zusammenleben können? Es kommt darauf an, was sie unter „Frieden“ verstehen. Ich werde Ihnen auf Ihre Frage mit einer Anekdote antworten: Im Tel Aviver Zoo hat man einen Wolf und ein Lamm dazu gebracht, friedlich zusammenzuleben. Eine biblische Prophezeiung wurde wahr! Einer der Besucher traut der Sache nicht, er fragt den Direktor: Wie habt ihr das gemacht? Wor- auf der Direktor sagt: Wir besorgen jeden Tag ein neues Lamm.

Eljakim Haetzni

Ich bin nach Elisha gekommen, weil mich die Sorge umtreibt, dass sich der Staat Israel in einer fort dauernden Zersetzung befindet, was sich an Elisha gleich in mehrfacher Hinsicht ablesen lässt. Zunächst einmal ist dieser Ort ein illegaler Außenposten, eine von etwa 100 kleinen Siedlungen, die im ganzen Westjordanland errichtet wurden, seit das Oslo-Abkommen von 1993 Israel zu einem Verhandlungsfrieden mit den Palästinensern verpflichtete. Doch in Wirklichkeit haben ihnen viele staatliche Stellen dabei unter die Arme gegriffen. Die Armee stellt Soldaten, um den Ort zu schützen. Gleichzeitig ist Elisha eine Institution strenggläubiger jüdischer Gelehrsamkeit. Elisha ist eine ganz besondere Art von Schule: Sie ist eine vormilitärische Lehranstalt.

Gershon Gorenberg, Publizist, in den USA geboren, lebt meist in Jerusalem

Wir haben es hier mit zwei Konflikten zu tun, und beide sind unlösbar: zwischen uns und den Palästinensern, und zwischen weltlichen Juden und den jüdischen Fundamentalisten. In der Wirklichkeit können religiöse und nicht religiöse Juden nicht zusammenleben. Sie können nicht zusammen essen, sie können einander nicht heiraten, sie können sich nicht einmal daheim besuchen. Sie leben in verschiedenen Welten, die einen gehen zur



Eine gewaltige Sperranlage, hier in der Nähe von Jerusalem, soll Israel vor palästinensischen Terroranschlägen schützen

Armee und arbeiten in Hightech, die anderen halten an einem Leben fest, wie es vor vielen Generationen in Osteuropa einmal war. Und es gibt keine Brücke zwischen den einen und den anderen.

Yoram Kaniuk, Schriftsteller, 1930 in Tel Aviv geboren

Möglich, dass ich mich irre, aber ich weiß, dass in dieser Lage etwas in mir abstirbt. Dass ich nicht mehr dieses heimliche Gefühl, dieses Fünkchen in mir habe, das das Leben hierzulande mir immer verliehen hat – bei aller Kritik und allem Schmerz verspürte ich stets auch Freude, ja sogar Stolz, einem so einzigartigen, so einmaligen, so zukunftssträchtigen Menschenwerk anzugehören.

David Grossmann

„Und was sagen die Mütter ... sie müssen doch außer sich sein vor Angst?“ „Ich werde dir sagen, was mir eine Mutter,

die ich interviewt habe, gesagt hat: Sie hat gesagt, sie hätte acht Söhne und sei bereit, jeden für die heilige Sache zu opfern. Und glaub ja nicht, dass sie ein Einzelfall ist.“

Angelika Schrobsdorff, im Gespräch mit einem Freund

Ein Uhr mittags. Es sind die Momente der Angst nach dem Terroranschlag in Haifa. Das Radio berichtet von 14 Toten und an die 50 Verletzten bei der Explosion eines Selbstmordattentäters in einem städtischen Linienbus. Alles Zivilisten. Jeder Anruf kann die schreckliche Nachricht über Verwandte und Freunde bringen, die dort wohnen. Eine junge Kusine antwortet nicht am Telefon. Wir wissen, dass sie mit der bewussten Linie 16 fahren wollte. Meine Finger hämmern verzweifelt die Telefonnummern der Krankenhäuser, in die man die Opfer gebracht hat. Ist sie eingeliefert worden? Der Mann in der Notaufnahme sieht seine Listen durch. Endlose Sekunden. Wir denken an sie. Denken, wie es ohne sie sein wird. Nein, der Name, den Sie genannt haben, steht nicht auf meiner Liste. Wir können aufatmen.

David Grossmann

Ich gehe an dem kleinen Café vorbei, vor dem vor ein paar Tagen die Bombe explodiert ist. Es ist ausgebrannt. Ein junger Taxichauffeur hat gestern Abend Alexandra und mir erzählt, dass er im Begriff war, mit einem seiner Freunde dort einzutreten, als ein anderer Freund nach ihm rief. „Er wollte mir was erzählen, und da bin ich zu ihm übergegangen, und dann ging die Bombe los, und mein Freund war da. Jetzt ist also mein Freund tot“, sagte der Chauffeur. Seine Stimme, die noch im Bruch war, schnappte über. „Und so leben wir, Mister! Okay? Wir leben so.“

Saul Bellow

Als Israeli ist man die Nähe des Todes gewöhnt. Ich werde das junge Paar nie vergessen, das mir seine Zukunftspläne beschrieb. Sie würden heiraten und drei Kinder bekommen, nicht zwei, sondern drei, damit ihnen noch zwei verbleiben, wenn eines ums Leben kommt.

David Grossmann

„Fahr doch mal nach Gaza“, schlug Rick vor, „sieh dir mal die Lager an – es gibt acht davon, eins schöner als das andere. Sieh dir mal die Straßen an, die im Winter unter stinkendem Wasser stehen, und die ausgestorbene, verrottete Stadt und die geschlossenen Läden und die hasserfüllten Gesichter und die Barrikaden und die bis zu den Zähnen bewaffneten israelischen Soldaten.“

Angelika Schrobsdorff

Ich glaube daran, dass Araber und Juden einmal in Frieden hier zusammenleben werden. Wenn ich daran nicht glaube, lohnt es sich nicht, hier zu leben.

Jenny Aloni

Es ist die Leere, in der jeder Mensch, ob Israeli oder Palästinenser, mit unerschütterlicher Sicherheit alles weiß, was er nicht wissen will oder nicht zu wissen wagt. In der er tief in seinem Innern begreift – selbst wenn er dies vehement bestreitet, wenn er schießt und schreit –, dass er sein Leben verschwendet, dass es in einem sinnlosen Kampf verrinnt. Dass ihm in einem Konflikt, der längst gelöst sein könnte, permanent seine Identität, seine Selbstachtung und Einzigartigkeit geraubt werden.

David Grossmann

Weder meine Eltern noch ich waren Zionisten, und ein Patriot war ich auch nie. Aber man sitzt nicht umsonst in einem KZ. Ich wollte ein Land, in dem ich nicht toleriert oder akzeptiert, nicht umgebracht oder gelobhudelt werde, sondern ein Land, in dem meine Anwesenheit eine Selbstverständlichkeit ist. Das hat Israel mir, das hat es Hunderttausenden von Juden gegeben. Das Dumme war nur, dass es

damit Hunderttausenden von Palästinensern die Selbstverständlichkeit ihrer Anwesenheit genommen hat und wir diese Tatsache schlicht ignorierten, verdrängten, rechtfertigten, uns die Hände davon reinwuschen.

Alfred, ein Bekannter von Angelika Schrobsdorff, 1951 aus Deutschland nach Israel eingewandert

Einwandern, das heißt: hinein, tief hinein, neue Wurzeln suchen, eins werden mit dem Lande. Gelang es mir? Damals schien es mir zu gelingen, und heute muss ich gestehen, es ist nicht vollends gelungen. Ein Rest früheren europäischen Lebens blieb haften. Ich war eben ein Baum, verpflanzt in eine andere Erde, lebte, trieb Blätter, und dennoch, ich erreichte nicht die Selbstverständlichkeit der im Land Geborenen, und die Formung der Jugendjahre ließ sich nicht verdrängen.

Lola Landau

Ich habe hier sehr viele gute Freunde mit deutschen Wurzeln, sie stammten zum größten Teil aus Deutschland. Aber leider muss ich sagen, dass ich mich heute, nach so vielen Jahren, noch immer nicht zu Hause fühle hier. Ich weiß wirklich nicht, wie mich zu identifizieren. Ich habe nichts gemeinsam mit den marokkanischen, syrischen, jemenitischen, irakischen, polnischen oder russischen Juden. Nicht die Sprache und nicht die Religion. Ich gehe zum Seder, aber nur, weil meine Kinder mir sagen, es wäre Tradition. Ich glaube, dass, wenn meine Eltern damals nach Amerika gegangen wären, würde ich mich vielleicht besser fühlen. Ich habe Probleme mit meiner Identität. Ich weiß, dass etwas hätte aus mir werden können. So habe ich immer das Gefühl, dass ich etwas Wichtiges versäumt habe.

Ruth Shany, 1923 in Danzig geboren, kam 1939 nach Palästina.

Was erwartet uns? Wer ist weise genug, das zu wissen? Ich neige zu der Annahme, dass in absehbarer Zukunft unser Leben hier eine kontinuierliche Abfolge von kleinen und heftigen Konfrontationen bleiben wird. Ich hoffe darauf, dass der Konflikt nach und nach an Sprengkraft verliert, dass beide Seiten müde werden und die schmerzliche Anerkennung der Wahrheit

Israelis und Palästinenser zwingt, zur Durchsetzung ihrer Interessen zu gewaltlosen Mitteln zu greifen.

David Grossmann

Ich schreibe aus einem Israel mit gespaltenen Seele. Es wird durch seine Widersprüche nicht nur definiert; es läuft Gefahr, von ihnen zerrissen zu werden. Es ist ein Land mit unsicheren Grenzen und einem Staat, der seine eigenen Grenzen ignoriert. Was wird aus Israel in fünf oder 20 Jahren? Wird es die Zweite Israelische Republik gründen, eine blühende Demokratie innerhalb enger Grenzen? Oder wird es ein Pariastaat sein, wo eine ethnische Gruppe über eine andere herrscht? Oder wird es gar ein auf der Karte markiertes Territorium zwischen dem Jordan und dem Mittelmeer sein, wo der Staat durch zwei sich bekriegende Volksgruppen ersetzt worden ist? Wird Israel das Zentrum der jüdischen Welt sein oder ein Ort, an den die meisten Juden im Ausland lieber nicht denken?

Gershon Gorenberg

Wir haben tatsächlich ein wunderbares Land – aber warum wirkt es wie ein beständig verwehender Traum? Und wie kommt es, dass fast jede größere Gruppe im Staat – Religiöse, Freidenker, Siedler, Einwanderer aus Russland und aus Äthiopien, Ultraorthodoxe, Arbeitslose und israelische Araber – sich jeweils als verfolgte Minderheit unter einem feindseligen Regime betrachtet? Und warum haben so viele Israelis das Gefühl, zwischen ihnen und ihrem Land tue sich ein immer größeres Vakuum der Leere und Fremdheit auf?

David Grossmann

Wie viele Staaten kann man in einem Land haben, das so klein ist, dass man seinen Namen ins Meer daneben schreiben muss?

Yoram Kaniuk □

Um diese Kompilation zu erstellen, hat die Historikerin Dr. Christine Beil mehrere Dutzend Lebensberichte gesichtet. Redaktionelle Bearbeitung: Michael Schaper.



EINFACH BESSER LEBEN!

Ewiges Wachstum wird es nicht geben. Was also tun? Ein Themenschwerpunkt im neuen GEO



Reparieren statt wegwerfen: ein Nachhaltigkeitsprojekt

Das Wachstum der Wirtschaft gilt vielen noch immer als Patentrezept gegen ökonomische Krisen. Doch viele Indizien lassen inzwischen ahnen: Das Dogma des „Immer größer, immer schneller, immer mehr“ ist nicht die Lösung. Sondern eher ein Teil des Problems.

Für seine Juli-Ausgabe hat GEO einen thematischen Schwerpunkt zusammengestellt – über Wachstum, Wohlstand und das gute Leben. Dessen Inhalt: Erstens eine wissenschaftliche Abrechnung mit der Illusion, dass wir den Planeten ganz leicht retten können, wenn wir nur immer effizientere Technologien erfinden, immer genügsamere Autos, Kühlschränke, Klimaanlage.

Zweitens: Ein ehrlicher Selbstversuch in Sachen Sparsamkeit – bei dem sich unsere Reporterin ein einfacheres Leben vornimmt und sich über Höhen und Tiefen dieses Experiments von einem Nachhaltigkeitsberater per E-Mail coachen lässt.

Und dazu: Viele Beispiele von Projekten mit erstaunlich hoher Wertschöpfung, die trotzdem ohne Geld und Gier auskommen. Geschichten vom fröhlichen Warentauschen, vom Reparieren statt Wegwerfen, von Leihen statt Kaufen, vom gemeinnützigen Bankgeschäft – und von der neuen Lust an Kreativität und Wir-Gefühl, mit der immer mehr Menschen neue Wege des Wirtschaftens ausprobieren.

GEO 07/2013 ist ab dem 21. Juni 2013 im Handel und kostet 6,60 Euro

Weitere Hefthemen: *Fischschwärme: Gemeinsam stark* • *Alaska: Die Heimat-Verbliebenen* • *Florenz: Wo ist der verschollene Da Vinci?* • *Kennedy: Er war ein Berliner* • *Querschnittslähmung: Eine Geschichte vom Aufbruch in ein neues Leben* • *Rüsselkäfer: Baumeister im Grünen*



APP IN DIE PROVENCE

GEO Special tritt nun regelmäßig multimedial an

Ab sofort erscheint GEO Special alle zwei Monate parallel zum gedruckten Heft auch als digitale Ausgabe für das iPad. Die App bringt alle Inhalte der Printausgabe zum Strahlen – und bietet noch deutlich mehr: exklusives Zusatzmaterial wie ein 360°-Panorama, Video- und Audio-Beiträge, animierte Grafiken und Karten. Ein neues Angebot, das für Abonnenten kostenlos ist.

Und auch in Frankreichs Süden, dem Reiseziel der aktuellen Ausgabe, ist nicht alles beim Alten: Als Europas Kulturhauptstadt erfindet sich Marseille gerade neu. GEO Special beschreibt die noch unbekannten Seiten der zweitgrößten französischen Stadt, das spannungsvolle Wechselspiel zwischen dem Vieux Port, dem Zentrum der 2600 Jahre alten Mittelmeermetropole, und modernsten Großprojekten von namhaften Architekten wie Zaha Hadid und Sir Norman Foster. Die neue Ausgabe widmet sich aber auch intensiv und mit umfassenden Reisetipps den bekannten Reizen der Region zwischen Lavendelwogen und Mittelmeer, etwa der Calanques, jenem 20 Kilometer langen, berauschend schönen und wild zerklüfteten Küstenstrich zwischen Marseille und Cassis. Gedruckt und digital ist das Heft ein Konzentrat von all dem, was an der Provence fasziniert: Dörfer, Düfte und Dauersonne.



Die Kulturhauptstadt Marseille modernisiert ihr Antlitz

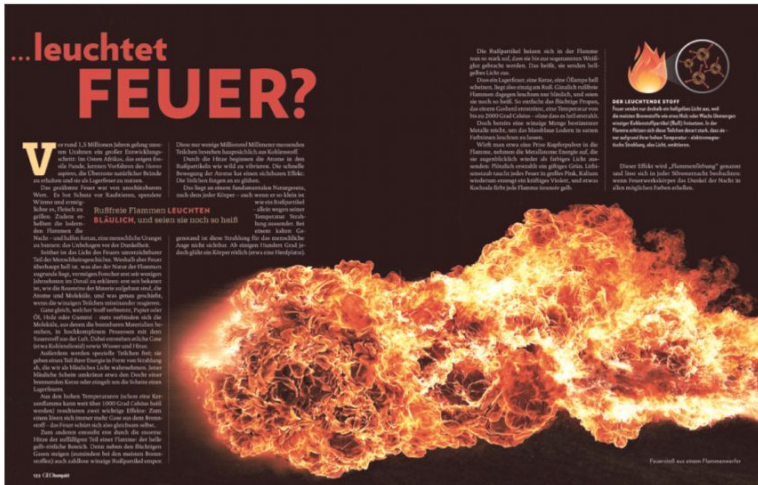
GEO Special »Provence« kostet 8,50 Euro, mit DVD (»Exzentriker der Düfte«) 16,50 Euro. Die digitale Ausgabe ist sowohl einzeln im App Store als auch in der neuen GEO-Special-Kiosk-App erhältlich. Der Preis: 7,99 Euro. Abonnenten können sich mit ihrer Abo-Nummer registrieren und die Ausgabe gratis laden. Kostenlos für alle steht eine Probeausgabe bereit.

Weitere Themen: *Die Idealroute durch die Provence* • *Die schönsten Gärten, Buchten, Dörfer* • *Essen wie Gott auf Frankreichs Straßen* • *Wie das Festival von Cannes wurde, was es ist*



DIE PHYSIK DES ALLTAGS

Wie die grundlegendste aller Wissenschaften Fragen beantwortet, die sich jeder von uns stellt



Warum leuchtet Feuer? Mikroskopisch kleine Partikel lassen Flammen lodern

Jedem Kind, aber auch jedem Erwachsenen kommen beim Betrachten der Welt ähnliche Fragen in den Sinn: Wieso etwa kann man an kalten Tagen seinen Atem sehen, weshalb plätschert ein Bach, warum steigt heiße Luft auf, gibt es Sand am Strand, blitzt es bei Gewitter? Auf 50 solch gewöhnlicher Fragen gibt GEOkompakt 50 ungewöhnliche Antworten.

Dabei hilft eine Wissenschaft, die von vielen Forschern als die grundlegendste überhaupt angesehen wird: die Physik. Denn sie vermag nicht nur die Entstehung des Universums zu erklären, sondern auch die Phänomene des Alltags (und das auf überraschend unterhaltsame Weise).

In kurzen, leicht verständlichen Geschichten schildern Autoren, weshalb der Himmel blau ist, Glas durchsichtig oder Schnee weiß. Warum der Mond nicht auf die Erde fällt, Eis oben schwimmt und Feuer leuchtet.

Ohne Formeln und komplizierte Gesetze beschreiben sie, wie der Ton in einer Flöte entsteht, weshalb Gold so selten ist, wieso ein Magnet Eisen anzieht oder warum man zwar um die Ecke hören, nicht aber sehen kann.

In seiner neuen Ausgabe lädt GEOkompakt ein zu einer faszinierenden Reise in die Welt der Physik. Zu einer Expedition, die all jene Phänomene um uns herum in einem verblüffend neuen Licht erscheinen lässt.

GEOkompakt-Heft »Physik – Warum ist der Himmel blau?« kostet 9 Euro, mit DVD (»Was die Welt zusammenhält«) 16,50 Euro

Weitere Heftthemen: Was die Welt antreibt – die acht wichtigsten Erkenntnisse der Physik • Abenteuer Antarktis: Weshalb Physiker im Eis nach Geisterteilchen suchen • Interview: Was Fußball und James Bond mit Physik zu tun haben



WIE WOLLEN WIR STERBEN?

Ein Heft, das dem Ende seinen Schrecken nehmen soll

In einer Gesellschaft, in der vor allem Jugend, Gesundheit und Erfolg zählen, findet der Tod oft keinen Platz mehr. Dabei ist es eine der wenigen Gewissheiten im Leben: Wer geboren wird, muss die Welt auch wieder verlassen. Daher konfrontiert die neue Ausgabe von GEO WISSEN bewusst mit den Themen Tod und Sterben. Etwa mit den Folgen der modernen Medizintechnik, die es ermöglicht, selbst sterbenskranken Menschen über Wochen oder gar Monate am Leben zu erhalten.

Wichtige Fragen ergeben sich daraus, die in unterschiedlichen Beiträgen beantwortet werden: Wie kann im Prozess des Sterbens die Menschenwürde erhalten bleiben? Wie weit dürfen Ärzte bei der Sterbehilfe gehen? Wann ist ein Mensch endgültig tot?

Außerdem erklärt ein Psychologe die Bedeutung von Trauer für den weiteren Lebensweg von Hinterbliebenen – und weshalb man ihr mehr Zeit geben sollte als heute oft üblich. Und was sagen Wissenschaft und Religion zu der Vorstellung, dass etwas Unsterbliches wie die Seele beim Ableben den Körper verlässt?

Als Extra enthält das Heft zwei umfangreiche Tests zum persönlichen Umgang mit Tod und Trauer. GEO WISSEN stellt sich den großen – und letzten – Fragen des Lebens.



Dem Tod in die Augen sehen: eine schwierige Übung

GEO WISSEN »Vom guten Umgang mit dem Tod« kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Das letzte Mysterium«) 16,50 Euro

Weitere Themen: Was passiert bei einem Nahtod-Erlebnis? • Wie Kinder den Tod sehen • Der Wandel der Bestattungsformen • Die Sehnsucht nach dem ewigen Leben

Die Geschichte des modernen ISRAEL

Mit den ersten jüdischen Einwanderern nach Palästina beginnt im späten 19. Jahrhundert der Kampf ums Gelobte Land. Denn immer wieder stoßen die Neuankömmlinge, die 1948 ihren eigenen Staat Israel gründeten, mit den dort lebenden Arabern zusammen. Der Konflikt zwischen Juden und Muslimen im Nahen Osten dauert bis heute an

VON OLAF MISCHER



1882

6. Juli. Auf der Flucht vor antisemitischen Pogromen in ihrer russischen Heimat erreichen 14 illegale Einwanderer Jaffa. Mit ihnen beginnt die systematische jüdische Wiederbesiedlung des biblischen Israel („Gott kämpft“) – 1800 Jahre nachdem römische Legionäre die Juden dort vertrieben haben.

Seit der Ermordung von Zar Alexander II. durch Anarchisten 1881 werden Juden im russischen Reich als Mörder diffamiert, bei zum Teil staatlich geschürten Pogromen misshandelt und zu Zehntausenden aus dem Land getrieben. Sie gehen vor allem in die USA, aber auch ins Osmanische Reich.

Dessen Herrscher, Sultan Abdülhamid II., nimmt die Entwurzelten zwar auf, verwehrt ihnen aber den Zuzug in das 1516 von seiner Dynastie eroberte Palästina. Denn er argwöhnt, russische Agenten könnten im Falle einer Massenflicht dorthin die abgelegene Region aus seinem Machtbereich lösen.

Die heimlich in Jaffa gelandeten russischen Juden

wollen in Palästina – wo 15 000 einheimische Juden neben 42 000 meist arabischen Christen und 400 000 Muslimen leben – mit dem Aufbau landwirtschaftlicher Siedlungen den Grundstein für ein jüdisches Gemeinwesen legen.

In den folgenden Monaten setzt eine *alija* („Aufstieg“) genannte Einwanderungswelle vorwiegend russischer Flüchtlinge ein, die die osmanischen Autoritäten mangels effektiver Einreisekontrollen nicht verhindern können.

31. Juli. Nahe Jaffa gründen russische Immigranten auf Land, das von wohlhabenden Juden gestiftet wurde, die Ortschaft Rischon le-Zion („Erste in Zion“). Zion, ein Hügel bei Jerusalem, ist in der jüdischen Überlieferung eine Metapher für die Heilige Stadt.

1896

Februar. Der Wiener Publizist Theodor Herzl, Sohn ungarischer Juden, veröffentlicht die programmatische Schrift „Der Judenstaat“. Angesichts eines auch in Westeuropa zunehmenden Judenhasses wirbt er darin für eine starke

„zionistische“ Nationalbewegung und die Gründung eines jüdischen Staates. Doch die meisten westeuropäischen Juden lehnen Herzls Plan ab: Sie verstehen sich als Bürger ihrer Heimatländer und kaum mehr als Angehörige des von den Römern vertriebenen Volkes.

1897

29. August. Unter Herzls Leitung tagt in Basel der erste „Zionistenkongress“. Die vor allem aus Osteuropa stammenden Delegierten rufen die „Zionistische Organisation“ ins Leben, die „für das jüdische Volk“ eine „öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte in Palästina“ schaffen soll. In den folgenden Jahren legt die ZO einen vor allem durch Spenden gespeisten Nationalfonds für den Landerwerb in Palästina auf.

1901

17. Mai. Theodor Herzl und Abdülhamid II. verhandeln über eine jüdische Heimstätte „in Akko und Umgebung“. Im Gegenzug sichert Herzl Hilfe beim Abbau der osmanischen Staatsschulden zu. Doch der Sultan lehnt ab. Dennoch erreichen bis zum

Ende der Ersten Alija 1903 rund 25 000 Immigranten Palästina. Um diese Zeit kommt es zu Protesten gegen die Ansiedlung der Europäer – vor allem dort, wo arabische Bauern ihr Pachtland an die Neusiedler abtreten müssen, nachdem der Jüdische Nationalfonds den Boden von Großgrundbesitzern erworben hat.

1904

3. Juli. Der schwer herzkrankte Theodor Herzl stirbt mit nur 44 Jahren an seinem Leiden. Im Testament hat er verfügt, dass sein Sarg nach Palästina überführt wird, sobald dort ein Judenstaat errichtet ist.

1908

April. Im Auftrag der ZO gründet der deutsche Kaufmann Arthur Ruppin in Jaffa das „Palästina-Amt“, um die Ansiedlung von Zionisten zu koordinieren und die jüdische Bevölkerung Palästinas zu organisieren. Denn die Grundlagen für ein autarkes jüdisches Gemeinwesen haben die Immigranten noch nicht geschaffen. Zudem müssen sie – weil sie meist über keinerlei landwirtschaftliche Erfahrungen verfü-

gen – ihre Felder oft von Arabern bewirtschaften lassen.

1909

April. Jüdische Siedler gründen an Jaffas Stadtgrenze den Vorort Tel Aviv („Hügel des Frühlings“), benannt nach dem hebräischen Titel des Romans „Altneuland“ von Herzl.

1910

Oktober. Einwanderer errichten die erste kooperative Lebens- und Arbeitsgemeinschaft in Palästina. Nach dem Vorbild dieser ländlichen Kommune entsteht wenig später die Kibbuz-Bewegung („Sammlung“). Deren Mitglieder teilen jeden Besitz, arbeiten gemeinwirtschaftlich und treiben die Gründung eines Staates Israel voran. Nach erneuten Pogromen in Russland kommen in einer Zweiten Alija junge Zionisten nach Palästina, die von sozialistischen Idealen geprägt sind.

1914

5. November. London erklärt dem Osmanischen Reich als Alliiertem Deutschlands den Krieg.

1916

5. Juni. Großscherif Hussein, Herrscher

über die unter osmanischem Protektorat stehende Stadt Mekka, ruft einen großarabischen Nationalstaat aus – zu dem auch Palästina gehören soll – und fordert seine Landsleute zum Aufstand gegen die Osmanen auf.

Zuvor hat die britische Regierung, um ihn als Kriegverbündeten zu gewinnen, zugesichert, einen solchen Staat anzuerkennen (ohne freilich genaue Grenzen festzulegen). Während britische Einheiten nun vom Suezkanal aus auf die Sinaihalbinsel vordringen, erobern arabische Kämpfer in den folgenden Monaten mehrere Städte in der Region.

1917

9. November. Die Londoner Presse veröffentlicht einen Brief des britischen Außenministers Arthur Balfour an Lionel W. Rothschild, den Präsidenten der Zionistischen Föderation in Großbritannien. Darin erklärt Balfour, die königliche Regierung betrachte „die Schaffung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina mit Wohlwollen“. Das Kalkül: Als Schutzmacht der Juden kann Groß-

britannien seinen Einfluss in der Region auch nach Kriegsende legitimieren.

Tatsächlich aber haben sich Großbritannien und Frankreich in einem Geheimabkommen darauf verständigt, die meisten Gebiete des Osmanischen Reiches im Nahen Osten nach Kriegsende unter sich aufzuteilen und Teile Palästinas unter internationale Aufsicht zu stellen.

1918

30. Oktober. Das Osmanische Reich kapituliert. Die Verwaltung Palästinas übernimmt Großbritannien, dessen Truppen bereits in Jerusalem eingezogen sind.

1919

3. Januar. Auf der Pariser Friedenskonferenz vereinbaren Emir Faisal, Leiter der arabischen Delegation, und Chaim Weizmann, offizieller Vertreter der ZO, dass der künftige zionistische Staat in Palästina sowie das angestrebte arabische Reich gute Beziehungen unterhalten wollen. Das Abkommen, das die enge Verwandtschaft zwischen jüdischem und arabischem Volk betont, erkennt die Balfour-Deklaration an und soll sofort nach der von den Briten versprochenen Unabhängigkeit beider Staaten in Kraft treten. Bei Streitigkeiten der Vertragspartner soll London vermitteln.

Februar. Eine muslimisch-christliche Konferenz lehnt die Balfour-Deklaration ab. Doch in den folgenden Jahren ziehen in der nach Kriegsende begonnenen Dritten Alija

weitere 35 000 fast nur aus Osteuropa stammende Juden nach Palästina.

1920

4. April. Während einer muslimischen Prozession kommt es in Jerusalem zu blutigen Auseinandersetzungen, als die Gläubigen Parolen gegen die Balfour-Deklaration skandieren: Fünf Juden und vier Muslime sterben.

25. April. Die Siegermächte des Ersten Weltkriegs weisen London das Mandat zur Verwaltung des heutigen Irak sowie Palästinas zu. Frankreich erhält die Kontrolle über das heutige Syrien und den Libanon. Die genauen Grenzen der Mandatsgebiete sollen bei weiteren Verhandlungen festgelegt werden.

Juni. Jüdische Siedler gründen die paramilitärische Organisation Hagana („Verteidigung“).

25. Juli. Französische Truppen vertreiben Faisal, den eine Nationalversammlung zum König von Syrien proklamiert hat, ins Exil, weil er den Widerstand seines Volkes gegen die Vormacht der Europäer nicht kontrolliert hat. Spätestens jetzt ist klar, dass es auf absehbare Zeit

Großsherifen von Mekka, zum Emir von Transjordanien, der östlich des Jordan gelegenen Region ihres Mandatsgebietes. Der unter anderem als Puffer zwischen Palästina und den muslimischen Ländern Irak, Saudi-Arabien und Syrien eingerichtete Staat bleibt bis 1946 britisches Protektorat (ab 1950 Jordanien).

1922

24. Juli. Der Völkerbund, Vorläuferorganisation der Uno, bestätigt das französische Mandat für Syrien und den Libanon und das britische Mandat für Palästina. Das Land umfasst nun ungefähr das Territorium des heutigen Staates Israel und der palästinensischen Autonomiegebiete sowie der östlich des Jordan gelegenen Region Transjordanien. Die Verteilung entspricht damit in etwa der britisch-französischen Geheimabsprache von 1916.

Zudem verpflichtet der Völkerbund Großbritannien, die in der Balfour-Deklaration zugesicherte Schaffung einer „nationalen Heimstätte“ in enger Zusammenarbeit mit einer von der ZO zu gründenden jüdi-

einer unlösbaren (aber durch seine widersprüchlichen Versprechen selbst geschaffenen) Aufgabe: der Gründung und Verwaltung eines Staates in Palästina, in dem Muslime leben, die ein arabisches Großreich herbeisehnen – sowie eine wachsende Zahl Juden, die unter der versprochenen „Heimstätte“ einen unabhängigen Staat verstehen.

1924

Nachdem die USA ihre Einreisebestimmungen verschärft haben, ziehen bis 1931 in der Vierten Alija 80 000 zumeist der polnischen Mittelschicht entstammende Juden nach Palästina.

1930

5. Januar. Unter Führung des in Polen geborenen Gewerkschafters David Ben Gurion schließen sich in Palästina mehrere sozialistische Organisationen zur Arbeitspartei Mapai zusammen. Deren Mitglieder suchen den Ausgleich mit der arabischen Bevölkerung, während viele konservative Zionisten die Araber aus Palästina verdrängen wollen.

verüben, die sie für illegale Besatzer halten.

1933

30. Januar. Adolf Hitler, Führer der antisemitischen NSDAP, wird deutscher Reichskanzler. Sofort lässt er die jüdischen Bürger enteichten, verfolgen und misshandeln. Weil auch in anderen europäischen Ländern die Angst vor antisemitischen Übergriffen wächst, steigt die Zahl der Palästina-Flüchtlinge in der nun beginnenden Fünften Alija. Allein aus Deutschland werden bis 1939 rund 60 000 Menschen in das Mandatsgebiet fliehen.

1935

David Ben Gurion wird zum Vorsitzenden der Jewish Agency berufen. Die Behörde versteht sich nun als eine Art Regierung des in Gründung befindlichen jüdischen Staates.

1936

April. Arabische Nationalisten rufen in Palästina zum Generalstreik auf, um das Ende der Einwanderung und ein Verbot des Landverkaufs an Juden zu erzwingen. Die Kontrolle über den Streik übernimmt das „Hohe Arabische Komitee“ unter der Führung Amin al-Husseini. Araber überfallen jüdische Siedlungen und britische Einrichtungen: Ein blutiger Aufstand beginnt. Angesichts der Unruhen beschränkt die britische Militärverwaltung den Zuzug von Juden.

12. Oktober. Al-Husseini beendet den Generalstreik – unter anderem,

weil die Briten ihm politische Zugeständnisse in Aussicht gestellt haben. Dennoch verüben Rebellen weiterhin Bombenanschläge und Attentate.

1938

9. November. Angehörige von SA und SS misshandeln in nahezu allen deutschen Städten Juden, plündern Zehntausende Wohnungen und Geschäfte, zünden 1400 Synagogen und Bethäuser an. Nach dem Gewaltexzess ziehen die NS-Behörden von allen deutschen Juden eine Milliarde Reichsmark Sondersteuer ein – wegen ihrer angeblich „feindlichen Haltung“ gegenüber Deutschland.

Angesichts der Not der Juden in Europa sowie der restriktiven Einwanderungspolitik der britischen Mandatsverwaltung bildet die Hagana nun eine Fluchthilfeorganisation.

1939

9. März. Die ersten 400 deutschen und österreichischen Juden brechen auf einem Schiff dieser Fluchthilfeorganisation von Jugoslawien nach Palästina auf.

17. Mai. Als Zugeständnis an die arabische Bevölkerung begrenzen die Briten die Einwanderung nach Palästina auf 75 000 Juden bis 1944 und verbieten den Landerwerb für die Immigranten fast vollständig.

Zugleich gelingt es ihnen, den arabischen Aufstand weitgehend niederzuschlagen. Neben Zehntausenden englischen Soldaten haben auch zahlreiche zionistische Milizionäre die Rebellen bekämpft.

London entgleitet die KONTROLLE über Palästina

keinen arabischen Nationalstaat geben wird – und Zusagen der Europäer nichts wert sind.

1921

April. Die britische Regierung ernennt Abdullah, Sohn des

schen Behörde, der Jewish Agency, zu fördern und zugleich „die bürgerlichen und religiösen Rechte nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina“ zu schützen. Damit steht Großbritannien vor

1931

Mit der defensiven Ausrichtung der Hagana unzufriedene Milizionäre gründen die Irgun („Nationale Militärorganisation in Israel“), um Anschläge gegen Araber und Briten zu

Allein die Hagana besteht mittlerweile aus etwa 20 000 gut ausgebildeten Frauen und Männern.

1. September. Mit einem Angriff auf Polen beginnt das Deutsche Reich den Zweiten Weltkrieg. In dem kurz darauf besiegten Nachbarland (sowie später in weiteren besetzten Staaten) sperren die Deutschen die jüdische Bevölkerung in Konzentrationslager sowie in Ghettos.

1940

August. Nach einem Beschluss der Irgun, während des Kriegs keine Anschläge auf britische Einrichtungen zu verüben, gründen radikale Zionisten die Organisation Lechi („Kämpfer für die Freiheit Israels“). Für die Angehörigen der neuen Untergrundarmee ist die Mandatsmacht der Hauptfeind, da sie die Einreise verfolgter Juden unterbinde.

1941

31. Juli. Hermann Göring, Reichsmarschall und Vertrauter Hitlers, gibt den Befehl, einen Plan für die Vernichtung der Juden Europas auszuarbeiten.

29./30. September. SS-Männer erschießen bei Kiew fast 34 000 Juden – eines von zahlreichen Massakern, die Deutsche in Osteuropa verüben, um Juden systematisch zu ermorden.

23. Oktober. Das NS-Regime verbietet allen noch in Deutschland lebenden 150 000 Juden die Ausreise. In den folgenden Monaten werden die meisten von ihnen ins besetzte Polen deportiert,

um dort Zwangsarbeit zu leisten.

November. Im polnischen Chelmno lassen die deutschen Besatzer ein „Vernichtungslager“ bauen. Kurz darauf werden weitere solcher Tötungsfabriken errichtet, in die Juden aus allen von den Deutschen besetzten Ländern deportiert werden.

31. Dezember. Nur knapp 4600 Juden sind 1941 legal nach Palästina eingewandert. Der Zuzug aus Europa ist praktisch zum Erliegen gekommen.

1944

September. Auf Vorschlag zionistischer Politiker bilden britische Streitkräfte in Palästina aus Freiwilligen eine „Jüdische Brigade“ von 5000 Mann, die bald gegen Deutschlands Verbündeten Italien kämpft.

1945

27. Januar. Die Sowjetarmee befreit 7600 Überlebende aus dem Konzentrationslager Auschwitz, dem größten NS-Vernichtungslager. Dort sind etwa 1,5 Millionen Menschen getötet worden.

22. März. Ägypten, Syrien, Libanon, Transjordanien, Saudi-Arabien, Jemen und Irak gründen die Arabische Liga. Eines der Ziele: die Bildung eines jüdischen Staates zu verhindern.

8. Mai. Das Deutsche Reich kapituliert. In zwölf Jahren hat das Regime mehr als 5,6 Millionen Juden ermorden lassen – ein Drittel der jüdischen Weltbevölkerung.

31. August. US-Präsident Harry S. Truman fordert von London, 100 000

europäische Juden nach Palästina einreisen zu lassen. Denn etwa 250 000 Überlebende des Holocaust warten in von den Siegermächten errichteten Camps auf ihre Ausreise. Doch die Briten legen kurz

darauf eine monatliche Einwanderungsquote von nur 1500 Menschen fest.

1946

22. Juli. Ein Kommando der Irgun sprengt einen Flügel des Jerusalemer „King David“-Hotels, in dem Teile der britischen Verwaltung untergebracht sind: 91 Christen, Muslime und Juden kommen ums Leben. Es ist der Höhepunkt einer Anschlagswelle gegen Polizeistationen, Verwaltungsgebäude und Eisenbahnlinien.

1947

2. April. Da London die Kontrolle über Palästina zu entgleiten droht, bittet die Regierung die Vereinten Nationen um Unterstützung. Eine Sonderkommission soll einen Plan für die Zukunft der Region erarbeiten.

18. Juli. Der mit 4515 Juden besetzte Dampfer „Exodus“ wird von einem britischen Kriegsschiff vor der Küste Palästinas gerammt, um ihn an der Landung zu hindern. Die Passagiere werden zurück nach Europa gebracht. Dieser Vorfall erzeugt international Kritik – und deutliche Sympathie für die Grün-

dung eines jüdischen Staates.

29. November. Die UN-Vollversammlung empfiehlt die Teilung des britischen Mandatsgebietes: Der künftige Staat Israel, dessen Bevölkerung mit etwa 900 000

Menschen knapp die Hälfte der Einwohner Palästinas ausmachen würde, soll demnach 56 Prozent des Landes bekommen. Die arabische Bevölkerung erhält nach diesem Plan ein Gebiet, das in etwa dem heutigen Westjordanland und dem Gazastreifen an der Mittelmeerküste entspricht, sowie Teile Galiläas. Jerusalem wollen die Vereinten Nationen wegen der dortigen christlichen, jüdischen und muslimischen Heiligtümer unter internationale Aufsicht stellen.

Während David Ben Gurion als Vorsitzender der Jewish Agency dem Plan zustimmt, lehnen die Arabische Liga und die arabischen Bewohner Palästinas die Teilung des Gebiets ab. London kündigt an, zum 15. Mai 1948 das Palästina-Mandat zurückzugeben, und bereitet den Abzug aller Truppen vor.

1. Dezember. Arabische Kämpfer blockieren Jerusalem. Kurz darauf verüben Milizionäre der Irgun Anschläge auf arabische Einrichtungen in der Heiligen Stadt sowie an weiteren Orten. Die Irgun

lehnt den UN-Teilungsplan ab: Sie will alle Araber aus Palästina vertreiben und die Region samt Gazastreifen und Westjordanland als Gebiet des künftigen Israel okkupieren.

1948

2. April. Die Hagana beginnt eine Offensive, um jene Teile Palästinas zu besetzen, welche die Uno Israel zugesprochen hat. Dabei vertreibt sie allein aus Haifa 60 000 Palästinenser.

9. April. Unter der Führung Menachem Begins überfallen Kämpfer der Irgun und der Lechi das arabische Dorf Deir Jassin und töten mehr als 100 Männer, Frauen und Kinder. Aus Angst vor weiteren Anschlägen fliehen in den folgenden Wochen etwa 175 000 Palästinenser – zumeist in die arabischen Gebiete westlich des Jordan und um die Stadt Gaza.

14. Mai. David Ben Gurion ruft in Tel Aviv den unabhängigen Staat Israel aus und garantiert auch den Palästinensern das israelische Bürgerrecht: Der neue Staat „wird all seinen Bürgern ohne Unterschied von Religion, Rasse und Geschlecht soziale und politische Gleichberechtigung verbürgen“. Doch ein großer Teil der arabischen Bevölkerung ist geflohen.

15. Mai. 25 000 Soldaten aus Ägypten, Syrien, Transjordanien, Libanon

und dem Irak greifen Israel an, um es zu zerschlagen.

31. Mai. Die provisorische Regierung Israels vereint die Hagana und andere paramilitärische Verbände zur israelischen Armee. Der gelingt es nach anfänglichen Rückschlägen, die Kriegsgegner bald zurückzudrängen.

22. Juni. Begins Irgun, die sich bis dahin geweigert hat, sich vollständig dem Verteidigungsministerium zu unterstellen, kapituliert nach verlustreichen Feuergefechten mit den israelischen Streitkräften.

1949

25. Januar. Israels Bürger wählen eine Verfassungsgebende Versammlung: Die Mehrheit der 120 Abgeordneten, darunter vier arabische Israelis, stellen die zionistisch-sozialistisch orientierten Arbeiterparteien Mapam (19) sowie Ben Gurions Mapai (46 Sitze). Die von Menachem Begin gegründete rechte Cherut-Partei („Freiheit“) entsendet 14 Vertreter in die Nationalversammlung.

16. Februar. Da sich die Verfassungsgebende Versammlung nicht auf eine Konstitution einigen kann, beschließt sie angesichts des Krieges, diese Aufgabe späteren Parlamenten zu überlassen, und erklärt sich zu einer regulären Volksvertretung namens Knesset („Versammlung“). Am selben Tag wählt sie Chaim Weizmann, den Präsidenten der Zionistischen Organisation, zum Staatsoberhaupt. Ben Gurion wird Ministerpräsident

Nur Stunden nach seiner Gründung ist Israel im KRIEG

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Cay Rademacher

KONZEPT DIESER AUSGABE

Dr. Frank Otto

ART DIRECTION

Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION

Jörg-Uwe Albig, Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Dr. Anja Pries,
Gesa Gottschalk, Joachim Telgenbüscher

BILDREDAKTION

Christian Gargler, Roman Rahm, Katrin Trautner
Freie Mitarbeit: Edith Wagner

VERIFIKATION

Lenka Brandt, Olaf Miescher, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeit: Dr. Eva Danulat, Katrin Diederichs, Dr. Dirk Hempel,
Carsten Juwig, Svenja Muche, Dr. Jasmin Schäffer, Stefan Sedlmair

LAYOUT: Timo

Freie Mitarbeit: Christine Campe, Eva Mitschke

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Dr. Christiane Fröhlich

KARTOGRAPHIE

Stefanie Peters, Thomas Wächter

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

AUTOREN

Freie Mitarbeit: Dr. Christine Beil, Dr. Ralf Berhorst,
Dr. Claus Hecking, Dr. Marion Hombach, Constanze Kindel,
Reymer Klüver, Sebastian Kretz, Dr. Christoph Kucklick,
Anna Catherin Loll, Dr. Mathias Mesenhöller, Martin Paetsch,
Merle Schmalenbach, Christina Schneider

ILLUSTRATION: Tim Wehrmann

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Helen Okeke

Freie Mitarbeit: Isabelle Berens, Anette Brandt, Annette Riestenpatt

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

HERAUSGEBER: Peter-Matthias Gaede

VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER: Thomas Lindner

VERLAGSLEITER: Dr. Gerd Brüne

GESAMTANZEIGENLEITUNG: Heiko Hager/G+J Media Sales

VERTRIEBSLEITUNG: Sascha Klose/DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Antje Schlöder (Ltg.), Kerstin Püllgraf

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf

G+J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,

Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02

Anzeigendisposition: Bettina von Gierke,

Tel. 040 / 37 03 29 13, Fax: 040 / 37 03 58 87

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 9 vom 1. Januar 2013,

Heftpreis: 9,50 Euro (mit DVD: 16,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00234-9; 978-3-652-00224-0 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2013 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322800, BLZ 200 700 00

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: Mohn Media Mohn Druck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo-epoche.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift:

GEO Kundenservice

20080 Hamburg

persönlich erreichbar:

Mo – Fr 7.30 bis 20.00 Uhr

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90

Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90

Telefax: +49 / 1805 / 861 8002*

GEO-Kundenservice: www.GEO.de/kundenservice

Preis Jahresabonnement: 51,00 € (D), 57,30 € (A), 99,00 sfr (CH)

Abo mit DVD: 89,10 € (D), 99,60 € (A), 174,60 sfr (CH)

Studentenabo: 45,00 €, (mit DVD: 78,60 €)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEOEPOCHE-Kunden-Service, 74569 Blaufenfelden

Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27

Telefax: +49 / 40 / 42 23 66 63

E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem

deutschen Festnetz; Mobilfunk-

preis maximal 42 Cent/Minute

einer Koalitionsregierung aus Mapai und fünf religiösen oder liberalen Splitterparteien.

Februar–Juli. Auf Vermittlung der Uno schließt Israel mit den unterlegenen arabischen Staaten wie Ägypten und Transjordanien jeweils bilaterale Waffenstillstandsabkommen, durch die das Territorium des jüdischen Staates gegenüber dem UN-Plan von 15 100 auf 20 766 Quadratkilometer vergrößert wird.

Zudem hält Israel die westlichen Stadtbezirke Jerusalems besetzt, während im Ostteil der Stadt ebenso wie im Westjordanland jordanische Truppen stehen. Der Gazastreifen wird von ägyptischen Truppen gehalten. Damit ist das einst für einen palästinensischen Staat vorgesehene Territorium komplett aufgeteilt.

11. Mai. Israel, das nun mit gut 50 Staaten diplomatische Beziehungen unterhält, wird in die Vereinten Nationen aufgenommen.

31. Dezember. Die Jewish Agency, die jetzt vor allem die Einwanderung nach Israel organisiert, hat 1949 mehr als 200 000 Holocaust-Überlebende nach Israel gebracht.

det ein Gesetz, wonach der Grundbesitz geflohener Palästinenser enteignet werden kann, um ihn an jüdische Einwanderer zu verteilen. Viele der etwa eine Million Flüchtlinge leben unter ärmlichen Bedingungen in Lagern in den angrenzenden arabischen Staaten sowie im Westjordanland und dem Gazastreifen. Manche dieser Camps etwa im Libanon werden für Jahrzehnte bestehen bleiben.

25. Mai. Jordanien erklärt das seit dem arabisch-israelischen Krieg besetzte Westjordanland sowie Ostjerusalem zu seinem Staatsgebiet. Die dort lebenden, zuvor staatenlosen Palästinenser werden zu jordanischen Staatsangehörigen.

5. Juni. Die Knesset verabschiedet ein „Rückkehrgesetz“, das allen Juden das Recht einräumt, sich in Israel anzusiedeln (was de facto auch zuvor möglich war).

13. Juni. Das Parlament in Jerusalem erklärt sich für nicht berechtigt, eine Verfassung auszuarbeiten: weil es mit den derzeitigen Bürgern Israels nur eine Minderheit der jüdischen Weltbevölkerung vertrete.

Grenzstadt Eilat entbrennen Kämpfe um eine israelische Fernstraße, die teilweise über jordanisches Territorium verläuft. Erst drei Monate später wird der Konflikt beigelegt, als Israel die Kontrolle über den strittigen Straßenabschnitt dem Nachbarland überlässt. Doch auch in den folgenden Jahren kommt es immer wieder zu blutigen Grenzkonflikten. Um diese Zeit beginnen palästinensische Terroristen, israelische Siedlungen zu überfallen.

1951

2. März. David Ben Gurion gründet den Auslandsgeheimdienst Mossad.

1952

1. April. Die Knesset verabschiedet ein Nationalitätengesetz, das palästinensischen Flüchtlingen die Rückkehr praktisch verwehrt. Denn Nicht-Juden erhalten in der Regel nur dann das Bürgerrecht, wenn sie seit Mai 1948 in Israel leben.

10. September. Bundeskanzler Konrad Adenauer sichert Israel drei Milliarden Mark als „Wiedergutmachung“ für den Völkermord an

Der US-Präsident fürchtet einen ATOMSCHLAG

Lediglich einzelne „Grundgesetze“ wird die Knesset in den folgenden Jahren verabschiedet, die später zu einer Verfassung zusammengefügt werden sollen.

November. Nahe der süd israelischen

den europäischen Juden zu – unter anderem, weil er sonst von den USA ausgehende „schwerste politische und wirtschaftliche Gefahren“ für die Bundesrepublik befürchtet.

1955

27. September. Auf Vermittlung der Sowjetunion gewährt die Tschechoslowakei der ägyptischen Armee umfangreiche Militärhilfe. Zuvor hatte Staatschef Gamal Abdel Nasser, der sich 1952 an die Macht geputscht hat, vergebens mit den USA über Waffenlieferungen verhandelt.

1956

26. Juli. Nasser verstaatlicht den Suezkanal, bis dahin im Besitz einer Aktiengesellschaft, deren Anteile mehrheitlich von Großbritannien und Frankreich gehalten werden. Daraufhin treffen sich Diplomaten aus Frankreich, Großbritannien und Israel zu Geheimverhandlungen, um gemeinsam gegen Ägypten vorzugehen, das zudem den israelischen Zugang zum Roten Meer blockiert.

29. Oktober. Wie in den Geheimverhandlungen vereinbart, überqueren israelische Brigaden die ägyptische Grenze und rücken auf den Suezkanal vor. Eine Woche später besetzen britische und französische Streitkräfte die Kanalzone.

5. November. Die UdSSR droht der Kriegsbündnis mit dem Einsatz von Nuklearwaffen, falls sie sich nicht aus Ägypten zurückziehe.

12. Dezember. In einem Geheimab-

1950

23. Januar. Per Gesetz erklärt die Knesset Jerusalem zur Hauptstadt Israels; damit setzt sie sich über den Beschluss der Uno von 1947 hinweg. Kaum ein Staat erkennt indessen die neue Kapitale an, die meisten diplomatischen Vertretungen bleiben in Tel Aviv.

14. März. Die Knesset verabschie-

Der Traum von einer Heimstatt: LOC: 8/9, 12/13, 16 u., 18–19 (3), 22–23 (3); akg-images: 10 o.; Bildarchiv Pisarek/akg-images: 10 u., 10/11; Corbis: 14/15; Eliasaf Robinson Coll./Stanford University: 15 o.; Avraham Soskin/SPC Israel: 15 u.; Ya'acov Ben Dov/CZA Israel: 16 o.; Tsadok Bassan/CZA Israel: 16/17, 20/21; Roger Viollet/ullstein bild: 24 o.; Zoltan Kluger/Getty Images: 24 u.; Zoltan Kluger/GPO Israel: 24/25

Rückkehr ins Gelobte Land: LOC: 26/27, 29, 30, 33, 34; Austrian Archives/Imagno: 27 o.; Roger Viollet/Bridgeman Art Library: 28; IAM/akg-images: 31; Rue des Archives/SZ Photo: 32; Charles H. Phillips/Getty Images: 35

Schöpfer einer neuen Gesellschaft: LOC: 38/39, 46 o.; Alinari/Interfoto: 41 o.; Zoltan Kluger/GPO Israel: 41 m., 41 u., 42 m., 42 u., 50 o.; Bildarchiv Pisarek/akg-images: 42 o., 45 (3), 46 m., 50 u., 52 u.; John Phillips/Getty Images: 46 u.; Pool Baitel/Benainous/laif: 48 o.; André Zucca/Roger Viollet/ullstein bild: 48 u.; NMeM/Daily Herald Archive/NMSI Science Museum/ullstein bild: 52 o.;

Tage des Zorns: LOC: 54/55, 56–59 (5), 60/61; Heinrich Hoffmann/ullstein bild: 60 o.; Austrian Archives/Corbis: 61 o.; London Express/Getty Images: 62 o.; Scherl/SZ Photo/ullstein bild: 62/63; Hulton-Deutsch/Corbis: 64/65

Ein sicherer Hafen: Robert Capa/Magnum Photos/Agentur Focus: 67; Hulton-Deutsch/Corbis: 68 l., 70/71; AP/dpa Picture-Alliance: 68 r., 69 o.; GPO Israel: 69 u.; Bettmann/Corbis: 70 o., 71 l., 72 m., 77 r., 79, 80/81, 81, 82 l.; John Phillips/Getty Images: 70 u., 78 l.; ullstein bild: 72 o., 78/79; AFP/Getty Images: 72 u.; Keystone/Getty Images: 73 l.; SZ Photo: 73 r., 74/75, 82 r.; Howard Sochurek/Getty Images: 74; Granger/ullstein bild: 75; Dmitri Kessel/Getty Images: 76 l.; Hans Pinn/Getty Images: 76 r.

Krieg am Kanal: Keystone/Getty Images: 84; Bettmann/Corbis: 85

Die Stadt der Städte: LOC: 86/87; Howard Sochurek/Getty Images: 88 l., 89; Jacoby/ullstein bild: 88 r.; René Burri/Magnum Photos/Agentur Focus: 90; ak-images: 91 l.; Bruno Barbey/Magnum Photos/Agentur Focus: 91 r.; Rue des Archives/SZ Photo: 92 l.; Leonard Freed/Magnum Photos/Agentur Focus: 92 r., 93; Werner Braun/bpk-images: 94; Sharp/Interfoto: 95 l.; George Pickow/Getty Images: 95 r.; David Rubinger/Corbis: 96; imago: 97 r.

Nur 131 Stunden: Micha Han/GPO via Getty Images: 98/99; GPO via Getty Images: 101 o., AP/ullstein bild: 101 u., 113 o.; ullstein bild: 102 o.; Central Press/Getty Images: 102 u.; Reuters: 105 o.; Micha Bar Am/Magnum Photos/Agentur Focus: 105 u., 119; Rue des Archives/SZ Photo: 106 o.; AP/dpa Picture-Alliance: 106 u.; Reuters/ullstein bild: 109 o.; Cornell Capa/Magnum Photos/Agentur Focus: 109 u.; UPI/dpa Picture-Alliance: 110 o.; Interfoto: 110 u.; Marc Auerbach/gamma/laif: 113 u.

Die Akte Mossad: Elicohen.org: 118 o.; APIC/Getty Images: 118 u.; United Archive/dpa Picture-Alliance: 119; NordicPhotos/akg-images: 120 o.; Hulton Archive/Getty Images: 120 u.; AP/dpa Picture-Alliance: 121; Rue des Archives/SZ-Photo: 122 o.; AP/dapd: 122 m., 122 u.; Privat: 123 o., 123 u.; Sipa/ddp images: 124 o.; Abaca Press/action press: 125 o.; Dubai Police Handout/Reuters: 125 u.

Überfall am heiligen Tag: Interfoto: 130; Sven Simon/SZ Photo: 131

Der Kampf um den Frieden: UPI/dpa Picture-Alliance: 133 l.; Getty Images: 133 m., 133 r., 135 m.; gamma/laif: 134 l., 134 m.; Arnie Sachs/NEWSCOM/Sipa/ddp images: 134 r.; AFP/Getty Images: 135 l., 136 l.; Alain Keler/Sygma/Corbis: 135 r.; Patrick Chauvel/Sygma/Corbis: 136 m.; Ali Jarekji/Reuters: 136 r.; Pascal Parrot/Sygma/Corbis: 137 l.; Sven Nackstrand/AFP/Getty Images: 137 m.; Shepard Sherbell/Saba/Corbis: 137 r.; Sipa/ddp images: 138 l.; AP/ullstein bild: 138 m.; Maher Attar/Sygma/Corbis: 138 r.; Levine/Sipa: 139 l.; dpa Picture-Alliance: 139 m.; Dean Dan/gamma/laif: 139 r.; Joseph Barrak/AFP/Getty Images: 140 l.; Win McNamee/Reuters/Corbis: 140 m.; Ricki Rosen/Saba/Corbis: 140 r.; Nadav Neuhaus/Sygma/Corbis: 141 l.; Eligio Paoni/Contrasto/laif: 141 m.; Chris GERALD/dpa Picture-Alliance: 141 r.; Reuters/ullstein bild: 142 l.; Lefteris Pitarakis/AP Photo/dpa Picture-Alliance: 142 m.; UPI/imago: 142 r.; Enric Marti/AP Photo/dpa Picture-Alliance: 143 l.; Gali Tibbon/AFP/Getty Images: 143 m.; Ziv Koren/Polaris/laif: 143 r.; Ismael Mohamad/UPI/laif: 144 l.; Issam Rimawi/ZUMA Press/Corbis: 144 m.; Oliver Weiken/dpa Picture-Alliance: 144 r.

Eine mörderische Allianz: Chania Herman/GPO Israel/Getty Images: 146; AFP/Getty Images: 147

Die Pioniere Gottes: Micha Bar Am/Magnum Photos/Agentur Focus: 148/149, 150, 154 u., 160 u.; Ed Kashi/Corbis: 151 o., 152/153, 155, 156/157, 158; Alex Majoli/Magnum Photos/Agentur Focus: 151 u.; Corbis: 154 o.; Tom Stoddart Archive/Getty Images: 159 (2); Moshe Milner/GPO Israel: 160 o.; Peter Marlow/Magnum Photos/Agentur Focus: 161; Oded Balilty/AP/ullstein bild: 162/163; Suhaib Salem/Reuters/Corbis: 165

Krieg der Steine: Xavier Lambours/Signatures/laif: 164; AFP/Getty Images: 165

Nächstes Jahr in Jerusalem: Serge Attal/Visum: 173; Photoshot: 174; Dieter Teleman/Panos Pictures/Visum: 177; Ammar Awad/Reuters: 178

Vorschau: Superstock/Interfoto: 189

Karten: Stefanie Peters: 6 (2), 7 (2), 97, 167; Christian Kuhlmann: 100, 104, 108, 112, 118

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2013 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

kommen beschließen Frankreich und Israel eine Kooperation in der Nuklartechnik. Israel hat dies für seine Beteiligung am Suezkrieg gefordert.

22. Dezember.

Aufgrund der sowjetischen Drohung verlassen britische und französische Truppen Ägypten. Israels Streitkräfte räumen ihre Stellungen erst auf Druck des US-Präsidenten, der einen Atomkrieg befürchtet.

Nasser feiert den Abzug als Sieg. Er ist nun der einflussreichste Politiker im Nahen Osten: In Ansprachen fordert er einen arabischen Nationalstaat, zu dem auch Palästina gehören soll. Frankreich und Großbritannien haben dagegen ihren Einfluss verloren – zugunsten der UdSSR und der USA (die allen Ländern, die sich Moskau widersetzen, Militär- und Finanzhilfen gewähren).

1959

10. Oktober. Unter dem Vorsitz des Ingenieurs Jassir Arafat gründen knapp 20 palästinensische Widerstandskämpfer die Guerillaorganisation Fatah („Eroberung“). Die Delegierten, die etwa 500 Freischärler repräsentieren, wollen ihre Interessen nicht länger von arabischen Politikern vertreten lassen, sondern Israel direkt bekämpfen.

1960

11. Mai. Agenten des Mossad nehmen den NS-Verbrecher Adolf Eichmann nahe Buenos Aires fest. Ende des folgenden Jahres verurteilt ihn ein israelisches Gericht zum Tode.

1962

27. Dezember. „Es ist ganz klar“, verspricht John F. Kennedy der israelischen Außenministerin Golda Meir, „dass die USA im Falle einer Invasion Ihnen zu Hilfe kommen wird.“ Der US-Präsident leitet damit einen Paradigmenwechsel ein: Bis dahin war das Verhältnis der beiden Staaten eher distanziert.

1964

Januar. Weil Israel beginnt, große Mengen Jordanwasser zur Kultivierung der Negev-Wüste abzuleiten, drohen die Äcker arabischer Bauern im unteren Jordantal zu vertrocknen. Kurz darauf bauen arabische

von Botschaftern anstrebt, hat das Bonner Kabinett dies bislang abgelehnt, um die völkerrechtlichen Kontakte zu den arabischen Ländern nicht zu gefährden. Doch nachdem bekannt geworden ist, dass westdeutsche Unternehmen Israel insgeheim mit Waffen beliefern, ist die Glaubwürdigkeit der Bundesrepublik in der muslimischen Welt erschüttert. Tatsächlich brechen in den folgenden Monaten zehn arabische Regierungen ihre diplomatische Verbindung zur Bonner Republik ab.

Die DDR wird Israel bis zu ihrem Untergang 1990 nicht anerkennen.

menzuziehen, und blockiert wenig später die Zufahrt zum Hafen von Eilat am Roten Meer, um Israel von Öllieferungen abzuschneiden.

26. Mai. „Unser Hauptziel“, erklärt Nasser vor Vertrauten, „wird es sein, Israel zu zerstören.“

31. Mai. Die Jerusalemer Regierung verfügt mittlerweile sehr wahrscheinlich über eine Atombombe. Doch würde sie die Vernichtungswaffe einsetzen, käme es unweigerlich zum Bruch mit der Schutzmacht USA.

1. Juni. Wegen des erwarteten Krieges treten fast alle israelischen Oppositionsparteien in die Regierung ein.

Die Uno fordert den RÜCKZUG aus den besetzten Gebieten

Staaten Kanäle, um weiter flussaufwärts Wasser abzuleiten.

28. Mai–2. Juni. In Ostjerusalem findet der erste palästinensische Nationalkongress statt. Auf Anregung Nassers gründen die Delegierten die Palästinensische Befreiungsorganisation PLO als politischen Dachverband der aus Palästina stammenden Araber. Sie soll unter anderem die Aktivitäten der zahlreichen Untergrundorganisationen koordinieren.

1965

12. Mai. Israel und die Bundesrepublik Deutschland nehmen diplomatische Beziehungen auf. Während die Jerusalemer Regierung bereits seit zehn Jahren den Austausch

1966

23. Februar. In Damaskus putschen sich antiisraelische Offiziere an die Macht. Die neue Regierung ermutigt in Syrien lebende Untergrundkämpfer zu vermehrten Anschlägen auf israelische Siedlungen und provoziert selber Grenzzwischenfälle.

4. November. Ägypten und Syrien schließen einen Verteidigungspakt gegen Israel.

1967

7. April. Die israelische Luftwaffe bombardiert Ziele in Syrien, nachdem syrische Soldaten von dort aus israelische Siedlungen angegriffen haben.

15. Mai. Ägypten beginnt, Truppen auf dem Sinai zusam-

4. Juni. Der Irak schließt sich dem ägyptisch-syrischen Militärbündnis an.

5. Juni. Sechstagerkrieg: Um einem Angriff der arabischen Alliierten zu vorzukommen, überfallen israelische Streitkräfte Ägypten, Jordanien und Syrien. In den folgenden sechs Tagen besetzen sie zunächst das Westjordanland, Ostjerusalem, den Gazastreifen und dringen auf die Sinaihalbinsel vor. Anschließend besetzen israelische Truppen das Ostufer des Suezkanals sowie die syrischen Golanhöhen. Am 9. Juni stimmt Israel einem Waffenstillstand mit Ägypten zu, am Tag darauf mit Syrien. Im Verlauf des Krieges hat Israel Territorien

erobert, die dreimal so groß sind wie sein Staatsgebiet.

22. November. Der UN-Sicherheitsrat fordert von Israel den Rückzug aus den besetzten Territorien. Doch Jerusalem räumt die Gebiete nicht, und die arabischen Nachbarländer sprechen Israel nach wie vor das Existenzrecht ab.

Ägyptens Präsident Nasser hat nach der Niederlage seinen Einfluss auf die Palästinenser verloren. Sie wenden sich mehr und mehr der bis dahin kaum beachteten PLO zu.

Doch unter deren Anhängern entsteht bald Uneinigkeit über die Gestalt eines künftigen palästinensischen Staates: Arafats Fatah, die nun zur führenden Kraft in der Organisation aufsteigt, will Israel zerschlagen; gemäßigte Vertreter streben einen Kleinstaat an, wie ihn der UN-Teilungsplan von 1947 vorsieht.

Israels Politiker lehnen jedes Gespräch mit der als Terrororganisation eingestuften PLO ab.

1968

April. Eine Gruppe Israelis versammelt sich in Hebron, einer Stadt im Westjordanland – angeblich, um dort Pessach zu feiern. Doch tatsächlich gründen sie in der Nähe des von Palästinensern bewohnten Ortes eine jüdische Siedlung: mit Duldung der israelischen Regierung, die selber in strategisch wichtigen Regionen der besetzten Gebiete Wehrdörfer errichten lässt.

23. Juli. Palästinensische Freischärler entführen einen israelischen Passagierjet. Nachdem die

Regierung 16 PLO-Kämpfer aus der Haft entlassen hat, geben die Terroristen ihre Geiseln frei. In den folgenden Jahren verüben Terroristen zahlreiche Anschläge auf meist israelische Flugzeuge: Juden sollen sich nirgendwo sicher fühlen.

8. September. Ägypten beginnt mit einer Serie von Angriffen auf israelische Stellungen am Suezkanal, um den Gegner zu zermürben. Da die israelische Armee zum großen Teil aus Reservisten besteht, glaubt Nasser, werde sie sich bald zurückziehen. Eine Fehleinschätzung. Die israelische Premierministerin Golda Meir befiehlt den Gegenschlag: Bis Dezember ist die ägyptische Flugabwehr vollständig zerstört. Israelische Kampfflugzeuge greifen nun Ziele im Nildelta an.

1970

7. August. Ein von den USA vermittelter Waffenstillstand tritt in Kraft. Etwa 500 Israelis und wohl weit über 2000 Ägypter haben in den vergangenen 23 Monaten ihr Leben verloren.

16. September. Nachdem die PLO einen Teil Jordaniens zur „befreiten Zone“ erklärt hat, um dort Anschläge gegen Israel vorzubereiten, sendet König Hussein die Armee gegen die in seinem Reich lebenden Freischärler – weil er sich nicht in den Konflikt mit Israel hineinziehen lassen will. Bis die Kämpfe im Jahr darauf abklingen, werden Zehntausende Palästinenser ums Leben kommen; viele fliehen in den Liba-

non. Die PLO richtet in der Hauptstadt Beirut ihr neues Hauptquartier ein.

1972

5. September. Zehn Tage nach Eröffnung der XX. Olympischen Spiele in München überfallen Kämpfer der palästinensischen Terrorgruppe „Schwarzer September“ die Unterkünfte der israelischen Athleten, töten zwei Sportler und nehmen neun Geiseln. Offenbar mit Wissen Arafats, seit 1969 Chef der PLO, verlangen die Geiselnehmer unter anderem die Freilassung von 234 in Israel gefangen gehaltenen Palästinensern. Doch bei einem Befreiungsversuch der deutschen Polizei kommen die Geiseln und fünf Terroristen ums Leben, die übrigen werden verhaftet. Der Schwarze September ist 1970 während der Kämpfe in Jordanien gegründet worden. Seither haben dessen Mitglieder unter anderem Jordaniens Premier Wasfi al-Tal ermordet und einen Bombenanschlag auf ein UN-Gebäude in Genf verübt.

1973

6. Oktober. Während des jüdischen Versöhnungsfests Jom Kippur überfallen ägyptische und syrische Truppen israelische Stellungen auf der seit 1967 besetzten Sinaihalbinsel und den Golanhöhen. Erst knapp zwei Tage später haben die überraschten Israelis ihre Truppen vollständig mobilisiert. Nach vier Tagen sind die Syrer wieder zurückgedrängt. Mitte des Monats werden ägyptische Einheiten auf dem

Sinai eingeschlossen.

22. Oktober. Der UN-Sicherheitsrat fordert Ägypten, Israel und Syrien auf, Waffenstillstand zu schließen. Kurz darauf stellen die Kriegsgegner auf Druck von Sowjetunion und USA die Kämpfe ein.

1974

11.–18. Januar. US-Außenminister Henry Kissinger spricht mit Israel und Ägypten in separaten Konsultationen über die Bedingungen eines Friedens. Am letzten Tag seiner Mission unterzeichnen die verfeindeten Staaten ein „Entflechtungsabkommen“, das unter anderem den Abzug aller israelischen Truppen vom Suezkanal vorsieht.

31. Mai. In Genf besiegeln Israel und Syrien ebenfalls ein Entflechtungsabkommen: Israel verpflichtet sich, die im Jom-Kippur-Krieg besetzten Gebiete zurückzugeben.

26.–29. Oktober. Die Arabische Liga erkennt die PLO als einzige legitime Vertreterin der Palästinenser an. Damit ist Jordanien nicht mehr für die Verhandlungen über das Westjordanland zuständig, das nach dem UN-Teilungsplan von 1947 den Palästinensern gehört.

13. November. Arafat fordert als Gastredner vor der UN-Vollversammlung die Auflösung Israels zugunsten eines Staates Palästina, in dem „Muslime, Christen und Juden gleichberechtigt miteinander leben“.

1977

17. Mai. Bei den Wahlen zur Knesset siegt nach 29 Jahren sozialdemokratisch

dominierter Regierungen erstmals ein konservatives Bündnis: der Likud-Block, ein Zusammenschluss sehr heterogener, teils militanter Parteien, deren gemeinsames Hauptziel die dauernde israelische Kontrolle der seit 1967 besetzten Gebiete ist. Die neue Regierung erlaubt es allen Israelis, sich im Westjordanland und dem Gazastreifen niederzulassen, und fördert deren Ansiedlung.

19. November. Friedensgäste: Der ägyptische Präsident Anwar as-Sadat reist nach Jerusalem, wo er von Premier Menachem Begin empfangen wird. Der Staatsgast wirbt vor der Knesset um Frieden sowie um Aussöhnung mit den Palästinensern und gesteht Israel als erster arabischer Politiker überhaupt das Existenzrecht zu. Im Monat darauf reist Begin nach Kairo, um die Friedensgespräche fortzusetzen.

1978

14. März. Nachdem palästinensische Kämpfer aus dem Libanon in der Nähe von Tel Aviv fast 40 Menschen getötet haben, dringen israelische Einheiten in den Südlibanon ein und besetzen dort ein Gebiet von 700 Quadratkilometern als Pufferzone gegen Angriffe. Fast 300 000 Menschen fliehen aus der Region.

5.–17. September. Da die Konsultationen zwischen Ägypten und Israel ins Stocken geraten sind, lädt US-Präsident Jimmy Carter Sadat und Begin zu einer Konferenz auf seine Sommerresidenz Camp David ein. Die

drei Politiker vereinbaren schließlich „einen Rahmen für den Frieden im Nahen Osten“. Grundlage des Abkommens, dem auch andere Staaten beitreten sollen, ist die UN-Resolution 242, die unter anderem die Rückgabe des 1967 von Israel besetzten Landes gegen eine Friedensgarantie der Araber vorsieht.

1979

29. März. Auf Grundlage des Camp-David-Abkommens beenden Ägypten und Israel den seit 1948 bestehenden Kriegszustand. Jerusalem zieht seine Truppen vom Sinai zurück. Die Arabische Liga schließt Ägypten von ihren Sitzungen aus.

1982

6. Juni. Auf Befehl von Verteidigungsminister Ariel Sharon marschieren israelische Truppen in den Libanon ein, um die PLO und deren Helfer zu schwächen. Als die Angreifer Beirut unter Beschuss nehmen, zieht die PLO-Führung auf Drängen der USA aus dem Libanon ab; Arafat eröffnet in Tunis ein neues Hauptquartier.

16.–18. September. Beirut: Nach dem Rückzug der PLO ermorden mit Israel verbündete christlich-libanesischen Milizen wohl mehr als 800 Palästinenser in den Flüchtlingslagern Sabra und Schatila. Als eine israelische Untersuchungskommission Verteidigungsminister Ariel Sharon eine Mitverantwortung an dem Massenmord nachweist, muss er von seinem Amt zurücktreten.

1987

9. Dezember. Im Gazastreifen gerät eine Demonstration außer Kontrolle: Jugendliche werfen Steine und Molotowcocktails auf Armee-posten – Soldaten erschießen einen Jugendlichen. Daraufhin weitet sich der Protest zur Intifada aus, zu einem Aufstand, der den ganzen Gazastreifen, Ostjerusalem und das Westjordanland erfasst und bis 1993 andauert.

14. Dezember. Radikale Muslime gründen die „Islamische Widerstandsbewegung“ Hamas gegen die israelische Besetzung sowie als Opposition gegen die säkulare PLO.

1991

30. Oktober. Friedenskonferenz in Madrid: Delegierte aus Syrien, Jordanien und dem Libanon sowie Vertreter der Palästinenser (die auf Verlangen Israels nicht der PLO angehören) sichern dem jüdischen Staat dauerhaften Frieden zu, sofern seine Truppen die im Sechstagekrieg besetzten Gebiete räumen. Doch Premierminister Jitzchak Schamir lehnt dies ab.

1993

20. Januar. Heimlich treffen sich Repräsentanten Israels und PLO-Vertreter in Oslo zu Verhandlungen.

9. September. In Tunis schreibt Arafat einen Brief an Premier Rabin, in dem er erstmals Israels Existenzrecht anerkennt.

10. September. In Jerusalem setzt Rabin ein Schreiben an Arafat auf, in dem er die PLO als alleinige Vertreterin des palästinensischen Volkes anerkennt.

13. September. In Washington unterzeichnen Vertreter von Israel und PLO eine Prinzipienklärung über die zukünftige Selbstverwaltung der Palästinenser im Westjordanland und dem Gazastreifen („Oslo-I-Abkommen“). Kurz darauf verfügt Jerusalem einen Bau-stopp für israelische Siedlungen in den nun palästinensischen Territorien.

1994

13. Mai. Nach einem weiteren Abkommen mit der PLO beginnt Israel mit dem Abzug seiner Truppen aus dem Gazastreifen sowie aus der Stadt Jericho im Westjordanland. Die Gebiete werden nun in den meisten zivilen Bereichen von einer Palästinensischen Autonomiebehörde verwaltet. Bald darauf verlegt Arafat sein Hauptquartier nach Ramallah.

26. Oktober. Israel und Jordanien unterzeichnen einen Friedensvertrag.

1995

28. September. Abkommen über die Ausweitung der palästinensischen Autonomie im Westjordanland und Gazastreifen („Oslo II“).

4. November. Jitzchak Rabin wird von einem jüdischen Fanatiker ermordet. An der Trauerfeier nehmen zahlreiche arabische Staatsmänner teil. Kondolenzbesuch Arafats bei Rabins Witwe.

1996

13. Februar. Israel gibt bekannt, dass 6000 Wohnungen in den palästinensischen Gebieten errichtet werden; die neuen Siedlungen will die Regierung zu

israelischem Staatsgebiet erklären. In den Wochen darauf töten Selbstmordattentäter der Hamas fast 60 Israelis.

2000

22. Mai. Israel räumt den seit 1978 besetz-

ten Südlibanon. Ministerpräsident Barak will die Friedensbemühungen Rabins fortsetzen.

25. Juli. In Camp David enden Konsultationen zwischen Arafat und Barak ergebnislos.

28. September. Oppositionsführer Ariel Scharon besucht den Tempelberg, die drittheiligste Stätte des Islam – und provoziert damit die arabische Bevölkerung zu einer zweiten Intifada.

2001

13. Dezember. Nach zwei Selbstmordanschlägen, bei denen 26 Israelis getötet wurden, lässt Premier Scharon Jassir Arafat in seinem Amtssitz unter Hausarrest stellen. Obwohl die Anschläge von der Hamas verübt wurden, bezeichnet er den PLO-Chef als „direkt verantwortlich“. (Arafat steht bis zu seinem Tod 2004 nahezu ununterbrochen unter Hausarrest.)

2002

29. März. Nach weiteren Selbstmordattentaten lässt Scharon die nach den Verträgen mit der PLO ab 1994 geräumten Gebiete wieder besetzen. Damit ist der Oslo-Friedens-

prozess im Nahen Osten gescheitert.

16. Juni. Wegen erneuter Anschläge beginnt Israel mit dem Bau einer mehr als 700 Kilometer langen, bis zu acht Meter hohen Mauer um die Westbank.

2005

15. August. Weil er den Schutz der Bewohner nicht gewährleisten kann, lässt Premier Scharon die 21 israelischen Siedlungen im Gazastreifen räumen und alle dort stationierten Truppen abziehen.

2006

25. Januar. Zum ersten Mal wählen die Palästinenser eine Volksvertretung, in der die Hamas die Mehrheit stellen wird. Daraufhin ernannt der im Jahr zuvor gewählte Palästinenserpräsident Mahmud Abbas (PLO) Ismail Hanija (Hamas) zum Ministerpräsidenten.

12. Juli. Milizionäre der schiitischen Terrororganisation Hisbollah beschießen vom Libanon aus ein israelisches Dorf, überschreiten die Grenze und nehmen zwei Soldaten gefangen. Daraufhin marschiert Israels Armee in den Libanon ein und bekämpft 24 Tage lang Stellungen der islamistischen Kämpfer.

2007

14. Juni. Nach Kämpfen zwischen Milizen der radikalen Hamas und der Fatah, die auf einen Ausgleich mit Israel setzt, entlässt Abbas Minister-

präsident Hanija. Zugleich erringt die Hamas die militärische Kontrolle über den Gazastreifen. Fatah-Anhänger werden vertrieben oder fliehen. Das Westjordanland bleibt Basis der Fatah.

2008

27. Dezember. Nach Raketenangriffen der Hamas bombardiert Israels Luftwaffe den Gazastreifen, dann marschieren Bodentruppen ein. Anfang 2009 ziehen die Truppen wieder ab.

2009

10. November. Iran verkündet, die Produktion nuklearer Brennstäbe aufgenommen zu haben. Dies könnte zu einer Bedrohung für Israel werden.

2010

September. Eine iranische Atomfabrik wird durch einen Computerwurm teilweise stillgelegt. EDV-Experten vermuten, dass Israels Geheimdienst für den Cyber-Angriff verantwortlich ist.

2011

14. Januar. Tunesiens Staatschef flieht vor einer wachsenden Opposition nach Saudi-Arabien.

16. Januar. Ermutigt durch den Erfolg der tunesischen Volksbewegung, erheben sich auch in Ägypten die Bürger gegen ihren Präsidenten, gegen Korruption und soziale Missstände. Bald sind auch Syrien, der Libanon und fast die ganze Region von

dem „Arabischen Frühling“ erfasst.

11. Februar. Ägyptens Präsident Husni Mubarak tritt nach massiven Protesten der Bevölkerung zurück. Israel verliert damit seinen zuverlässigsten arabischen Partner. Bald darauf übernehmen in Kairo islamistische Politiker die Regierung.

2013

12. März. Seit Monaten schon bekämpfen die Streitkräfte des syrischen Diktators Baschar al-Assad die aufständische Oppositionsbewegung. Sollten islamistische Gruppen als Sieger aus dem Kampf hervorgehen, wäre das für Israel hochgefährlich. Zudem verfügt Assad über eine große Menge Chemiewaffen, mit denen er die mit ihm verbündete Hisbollah im Libanon beliefert – eine zusätzliche Bedrohung für Israel.

14. Mai. Der 65. Jahrestag der Staatsgründung Israels. Gut acht Millionen Menschen leben nun in dem Staat der Juden – fast zehnmal so viele wie 1948. Das Land ist heute zwar militärisch und technologisch stärker als je zuvor, doch innenpolitisch tief gespalten. Und die instabile, oft von Gewalt geprägte Lage seiner Nachbarstaaten verunsichert die Regierung in Jerusalem ebenso wie die Bevölkerung.

Gut möglich, dass die Bedrohungen für Israel in den nächsten Jahren so groß werden wie kaum je seit seiner Gründung. □

Olaf Mischer, 54, ist Verifikationsredakteur im Team von GEOEPOCHÉ.

2002 ist der Friedensprozess GESCHEITERT

PIRATEN

Die Geschichte der Seeräuberei



Gefahr droht auf den Meeren nicht nur von Piraten, die auf eigene Rechnung Schiffe überfallen. Auch Könige, Unternehmen und Staatsregierungen entsenden räuberische Seefahrer, um sich strategische Vorteile zu verschaffen

Seit Kauffahrer die Meere kreuzen, gibt es Piraten. Doch erst zu Zeiten der Römischen Republik treten die Verbrecher zur See aus dem Dunkel der Geschichte: Kleinasiatische Piraten fordern das Imperium Romanum heraus, entführen einen jungen Mann namens Gaius Iulius Caesar und lassen ihn erst gegen ein Lösegeld frei.

Schlimmer noch: Bald fangen sie so viele Getreideschiffe ab, dass der Stadt am Tiber Hunger droht. Denn Senat und Volk von Rom kontrollieren zwar die meisten Küsten am Mittelmeer, nicht aber die offene See.

Erst spät erkennen sie, dass Rom auch das Meer beherrschen muss, wenn es überleben will. 67 v. Chr. nimmt ein Feldherr mit einer gewaltigen Flotte den Kampf gegen die Seeräuber auf.

Es ist das Dilemma der Mächtigen dieser Erde, dass sie ihre Territorien verhältnismäßig einfach bewachen können, nicht aber die Ozeane.

In seiner nächsten Ausgabe verfolgt **GEOEPOCHE** das Phänomen der Wegelagerei zur See durch die Jahrhunderte – und spannt den Bogen vom Piratenkrieg der Römer über die legendären Gesetzlosen der Karibik bis zu den modernen Schiffsentführern vor den Küsten Afrikas.

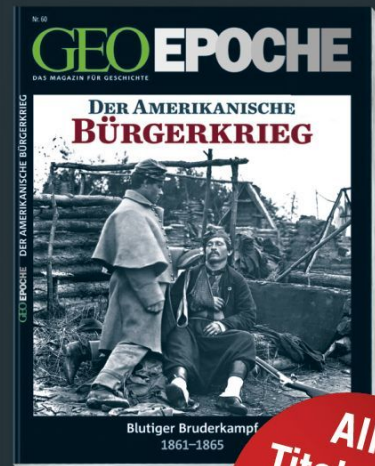
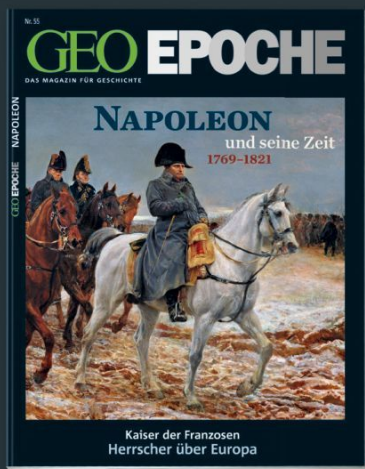
Vorgestellt werden auch die mittelalterlichen Vitalienbrüder (darunter ein gewisser Störtebeker), die im 14. Jahrhundert nicht nur Handelsschiffe überfallen, sondern sich in langjährigen Fehden nordeuropäischer Fürs-

tenhäuser stets jener Partei andienen, die ihnen gerade die besten Konditionen bietet.

Porträtiert werden königliche Freibeuter wie Sir Francis Drake, dessen Erfolge England Ende des 16. Jahrhunderts zur Seemacht aufsteigen lassen, sowie die Kaufmannskrieger der niederländischen Ostindienkompanie, die den Portugiesen ab 1602 den Ostasienhandel abringen, und die deutschen Kaperfahrer beider Weltkriege, die im Auftrag der Regime in Berlin Dutzende feindlicher Schiffe versenken.

Denn schon früh instrumentalisierten Herrschende überall auf der Welt die Räuber der Meere für ihre Zwecke. Und so wird die Piraterie – diese Schattenwelt von Krieg und Handel – zu einem dunklen Spiegel der Gesellschaft.

Die nächste Ausgabe von **GEOEPOCHE**
erscheint am 21. August 2013



Alle
Titel auch
mit DVD
erhältlich

* Festnetzpreis 14 Cent pro Minute.

Geschichte erleben mit GEO EPOCHE

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Oder bestellen Sie direkt im GEO Shop unter Tel. 040/5555 89 90 oder Fax 01805/86 18-002*. Natürlich auch im Internet unter www.geoshop.de.

Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE